Graduiertenkolleg 1024 Interdisziplinäre Umweltgeschichte
Naturale Umwelt und gesellschaftliches Handeln in Mitteleuropa

Bernd Herrmann
Ulrike Kruse (Hg.)

Schauplätze und Themen der Umweltgeschichte

Umwelthistorische Miszellen aus dem Graduiertenkolleg
Werkstattbericht



Universitätsdrucke Göttingen

Bernd Herrmann, Ulrike Kruse (Hg.)

Schauplätze und Themen der Umweltgeschichte

erschienen in der Reihe der Universitätsdrucke
im Universitätsverlag Göttingen 2010

Bernd Herrmann
und Ulrike Kruse (Hg.)

Schauplätze und Themen der Umweltgeschichte

Umwelthistorische Miszellen aus dem Graduiertenkolleg

Werkstattbericht

Graduiertenkolleg 1024
Interdisziplinäre Umweltgeschichte

Universitätsverlag Göttingen
2010

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Anschrift des Graduiertenkollegs
Graduiertenkolleg 1024
Interdisziplinäre Umweltgeschichte
Naturale Umwelt und gesellschaftliches Handeln in Mitteleuropa
Georg August Universität Göttingen
Bürgerstr. 50
37073 Göttingen
URL http://www.anthro.uni-goettingen.de/gk/

Redaktion: Bernd Herrmann, Ulrike Kruse
Umschlaggestaltung: Jutta Pabst
Titelabbildung: Titelbild unter freundlich genehmigter Verwendung einer Abbildung aus MS 12322 Bibliothèque Nationale Paris, Section des Manuscriptes Occidentaux.

http://univerlag.uni-goettingen.de
ISBN: 978-3-941875-63-0

Schauplätze und Themen der Umweltgeschichte

Bereits erschienen:

Herrmann, Bernd
Dahlke, Christine (Hg.)
Universitätsverlag 2008
Softcover, 207 S.: 22,00 EUR
(ISBN 978-3-940344-65-6)
als online-Version unter
http://webdoc.sub.gwdg.de/univerlag/2009/schauplaetze2.pdf

Herrmann, Bernd
Stobbe, Urte (Hg.)
Universitätsverlag 2009
Softcover, 228 S.: 36,00 EUR
(ISBN 978-3-941875-23-4)
als online-Version unter
http://webdoc.sub.gwdg.de/univerlag/2009/schauplaetze3.pdf

Inhaltsverzeichnis

Einleitung

Bernd Herrmann & Ulrike Kruse

Der vorliegende Band ist der vierte in der „Schauplätze"-Reihe, der aus der Arbeit des gleichnamigen Seminars im DFG-Graduiertenkolleg 1024 „Interdisziplinäre Umweltgeschichte. Gesellschaftliches Handeln und naturale Umwelt in Mitteleuropa" (GraKo) hervorgegangen ist.[1]

Als die Idee zur Lehrveranstaltung „Schauplätze der Umweltgeschichte" für das GraKo entwickelt wurde, stand allein die unmittelbare Wortbedeutung von „Schauplatz" Pate. Ein Ort also, an dem sich etwas ereignet hatte oder mit dessen Hilfe sich etwas (im Betrachter, im Autor) ereignen kann, in diesem Fall von umwelthistorischer Bedeutung. Ein Ort, an dem und mit dessen Hilfe Ereignisse, Handlungen, Sachverhalte usw. veranschaulicht, Emotionen hervorgerufen oder Einsicht bzw. Wissen gebildet werden könnten. Ohne unmittelbares Vorbild ist diese Idee in den Seminarbetrieb umgesetzt worden und erst im Verlauf der Durchführung ergaben sich Verbindungen zu anderen „Schauplatz"- Sammlungen. Tatsächlich gibt es eine ganze Gattung von Schauplatz-Büchern. Die Idee zu einer Sammlung umwelthistorischer Schauplätze würde angeblich durch Bemühungen des Verleger-Historikers Pierre Nora markiert sein.[2] Sein Werk über die *Erinnerungs-*

[1] Die Stipendiatinnen und Stipendiaten der ersten Kohorte des GraKo hatten verfügt, dass ihre Beiträge nicht als Veröffentlichung zugänglich sein sollten, sondern nur für den internen Gebrauch Verwendung finden sollten. Der Werkstattbericht dieser Kohorte wurde 2006 vorgelegt und ist im Graduiertenkolleg einsehbar.

[2] So z. B. Frank Uekötter in einem Vortrag am Rachel Carson Center im Dezember 2009, in dem er seine Idee einer Sammlung weltweiter „Schauplätze der Umweltgeschichte" unter unmittelbarer Berufung auf Pierre Nora als Forschungsprogramm vorstellte. Ein Bezug auf die Göttinger „Schau-

orte Frankreichs[3] sei gewissermaßen die Mutter aller umwelthistorisch orientierter „Schauplatz"-Konzepte, weil Nora den Begriff des Ortes nicht nur topographisch-geographisch verstand, sondern ihn auch auf ein historisches Datum, auch auf ein Ereignis, sogar auf Ideen und Institutionen und Kunstwerke bezog. Eben auf alles, was für ein kollektives Gedächtnis Bedeutung hat und für gesellschaftliche Gruppen als identitätsstiftend angesehen wird. Unbestreitbar hat dieses Monumentalwerk ähnliche Produktionen in anderen Ländern angeregt. Ebenso unbestreitbar liegt in der Verbindung derart heterogener Elemente oder heterogener Eigenschaften zu einer Serie im Jahre 1984 keine Originalität mehr.[4]

Freilich wäre eine ernsthafte Reklamierung der Urheberschaft für Nora der Beginn eines umwelthistorischen Mythos. Denn diese Thematik interessierte Nora, wenn überhaupt, bestenfalls in einem randständigen Verständnis. Viel bedeutender ist, dass alle Sammlungen von Darstellungen und Bildern historischer Gegenstände und Orte, seit erstmals ein Produkt dieses Typus erschienen ist, tatsächlich von genau diesem Konzept leben, für das Nora angeblich die Folie geliefert hätte. Mindestens in zeitlicher Nähe zu Nora hatte z. B. sein Landsmann Ariès die „Bilder zur Geschichte des Todes" veröffentlicht, die er zum großen Teil der langjährigen Zusammenarbeit mit seiner Frau, einer Kunsthistorikerin, verdankte. Den zugewiesenen Ort des Todes wie des Toten in Form der Memoria zu erforschen, ein Anliegen der Arbeit von Ariès seit den 40er Jahren, liegt vollkommen auf der Linie der *Erinnerungsorte.* Und wie wollte man den Bilderatlas im Handbuch der Deutschen Geschichte (1968)[5] anders einordnen als im Sinne einer Sammlung von Erinnerungsorten? Man kann allenfalls darüber streiten, ob Fundstücke oder Objekte bei Herkunft außerhalb heutiger deutscher Grenzen zweckmäßig noch zum Identifikationsfundus „deutscher Geschichte" gehören, speziell, wenn es etwa um einen trepanierten Schädel aus einem dänischen Megalithgrab oder um die Venus von Willendorf geht. Aber das Prinzip ist getroffen und auch nicht erst von Jankuhn et al. erfunden. Es ist das Prinzip einer jeden auf serieller Darstellung beruhenden Publikation, weil sie ihre Berechtigung aus der grundlegenden und überkonkreten Eigenschaft der Beispiele und dem strukturierenden Prinzip der Serie zieht.

Während der erste Band der Göttinger „Schauplätze der Umweltgeschichte" ausschließlich aus Beiträgen der Stipendiatinnen und Stipendiaten und des verantwortlichen Dozenten bestand, kamen mit dem zweiten Band Beiträge auch von Studierenden des Moduls „Umweltgeschichte" (MSc-Studiengang „Biodiversität und Ökologie" der Biologischen Fakultät), aber auch anderer interessierter Studie-

plätze" wurde, obwohl dort bekannt, nicht hergestellt. – Nora hatte ab 1965 eine einflussreiche Position im Verlagshaus Gallimard inne.

[3] Les lieux des mémoire, deutsch als „Erinnerungsorte Frankreichs".

[4] Diese wäre bereits von Michel Foucault in gewisser Weise mit seinem Vorwort zu „Les mots et les chose" (Erstauflage 1966 bei Gallimard!) dauerhaft erworben worden – wenn es denn nicht schon viel früher Sammelbände, Anthologien und thematische Bildbände gegeben hätte.

[5] Jankuhn, Boockmann & Treue

render, hinzu. Entsprechend finden sich also auch in diesem vorliegenden Band Beiträge von Graduierten neben denen von Nichtgraduierten und der Lehrveranstalter. Aus unserer Erfahrung bereichert diese Diversität der Teilnehmer die Seminararbeit eher als dass sie diese behindern würde.

Für die Konzeption des Lehrangebotes des Graduiertenkollegs wurde vom damaligen Kollegsprecher ein Veranstaltungstypus gefunden, der eine Vielzahl propädeutischer Qualifikationen vermittelt, ohne dabei einer rein rezeptiven Didaktik zu folgen. Hierfür drängte sich die Anfertigung einer qualifizierten Semesterarbeit geradezu auf, deren Entstehungsprozess die übrigen Promovierenden durch Diskussion des jeweils erzielten Arbeitsfortschritts begleiten. Für das Graduiertenkolleg liegt der Zweck der Schauplätze-Bände allererst in einer Selbstqualifikation der Stipendiatinnen und Stipendiaten begründet. Die Vorworte bzw. Einleitungen zu den früheren Bänden nehmen hierzu ausführlich Stellung, deshalb sei auf sie verwiesen. Die Graduierten kommen ins Graduiertenkolleg mit unterschiedlichem umwelthistorischem Vorwissen. Mit der Konzentration auf einen kurzen Text zu einem selbst gewählten Schauplatzthema soll ihnen die Einarbeitung in umwelthistorische Fragestellungen erleichtert und Ansätze zu einer gemeinsamen kommunikative Basis gleichsam beiläufig erworben werden. Aus der Sicht der Kolleg-Organisation ist also der Weg das Ziel. Als Folge der Einsicht, wonach es einfach schade wäre, die Beiträge, in denen viel Engagement und Arbeit steckt, in der Schublade zu versenken, wurde dann mit der Zusammenstellung der Seminararbeiten in der Form von Werkstattberichten begonnen.

Erwartungsgemäß ist die Findung des Themas für die Semesterarbeit die zentrale Herausforderung. Denn nicht jeder Ort gibt sich für eine umwelthistorische Betrachtung her, wie umgekehrt nicht jede umwelthistorische Betrachtung an einem exemplarischen Ort festzumachen ist. Den Teilnehmerinnen und Teilnehmern der Lehrveranstaltung ist es deshalb mittlerweile freigestellt, ob sie sich mit einer konkret ortsbezogenen Darstellung oder mit einer essayistischen Erörterung dem umwelthistorischen Gegenstand oder Problem nähern wollen. Hieraus erklärt sich der etwas sperrige Untertitel des Werkstattberichts.

Abweichend von bisheriger Praxis sind in diesen Band zwei Beiträge aufgenommen worden, die nicht eigens für diesen Werkstattbericht verfasst wurden. Es handelt sich einmal um den Beitrag des Journalisten Martin Wittmann, der in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung veröffentlicht wurde und hier nachgedruckt wird. Uns schien dieser Text, in dem historische Voraussetzungen und aktuelle Gegebenheiten beispielhaft verknüpft werden, besonders geeignet, um die nahezu ubiquitäre Präsenz und Bedeutung umwelthistorischer Sachverhalte zu veranschaulichen.

Beim zweiten Beitrag handelt es sich um einen Hinweis auf eine Veröffentlichung, die das Thema Umweltgeschichte in überraschend öffentlichkeitswirksamer Weise präsentiert. An dieser Veröffentlichung ist der Dozent des Graduiertenkollegs, Herr Prof. K.H. Pörtge, beteiligt und ursprünglich war hierüber ein eigener Beitrag zum Thema im Werkstattbericht vorgesehen. Leider ließ sich der geplante

Beitrag nicht realisieren, so dass der Hinweis stellvertretend für das Ganze stehen soll. Die übrigen Beiträge sind in der Abfolge des Anfangsbuchstabens der Autorin bzw. des Autors abgedruckt.

Entsprechend dem Selbstqualifizierungskonzept, das als Grundidee großen Raum im Graduiertenkolleg einnimmt, wurden an der Seminararbeit auch die Koordinatorinnen der Jahre 2006-2008 (Christine Dahlke) und 2008-2010 (Urte Stobbe) als Dozentinnen und als Mitherausgeberinnen des jeweiligen Bandes beteiligt. Für diesen Band ist die Stipendiatin Ulrike Kruse, die im WiSe 2009/10 zunächst Teilnehmerin des Seminars war, im SoSe 2010 Mitveranstalterin des Seminars wurde, auch Mitherausgeberin. Beteiligung an der Lehre und damit verbundene andere Aufgaben ergeben sich aus dem neuen Qualifizierungskonzept „Hetairos" der „Graduiertenschule für Geisteswissenschaften Göttingen" (GSGG), mit dessen Hilfe Graduierte frühzeitig an akademische Lehraufgaben herangeführt und dabei noch durch gesonderte Begleitqualifikationen unterstützt werden. Damit ist dieser Band die Frucht einer Gemeinschaftsarbeit, die wir uns kollegial und entspannt teilten. Den Seminarteilnehmerinnen und -teilnehmern danken wir für ihre Disziplin, ihre Beiträge tatsächlich zum Stichtage fertiggestellt zu haben. Unterstützung haben wir von Maike Gauger, Rabea Fischer und Martin Wiegand erhalten, die uns bei Korrekturen der Aufsätze und Formatanpassungen halfen, wofür wir danken. Ein besonderer Dank geht an Frau Jutta Pabst vom Universitätsverlag für die Projektbetreuung und vielfältige Hilfe in kleinen und großen Dingen. Schließlich danken wir der Deutschen Forschungsgemeinschaft für die Förderung des Graduiertenkollegs, ohne deren materielle Unterstützung es auch diesen Band nicht geben würde.

Göttingen, 31.8.2010

Literatur

Foucault M ([1966]1980) Die Ordnung der Dinge. Suhrkamp, Frankfurt/Main

Jankuhn H, Boockmann H, Treue W (Hrsg.) (1968) Athenaion-Bilderatlas zur Deutschen Geschichte. Handbuch der Deutschen Geschichte Bd.5. Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion, Frankfurt a.M. (die zweite Auflage erschien 1981 unter dem Titel „Deutsche Geschichte in Bildern von der Urzeit bis zur Gegenwart")

Nora P (ab 1984) Les lieux des mémoire, sous la direction de Pierre Nora. Gallimard, Paris

Umweltgeschichte steckt überall drin.
Man muss nur die Augen offen halten und es erkennen lernen!

Am 24. Oktober 2009 erschien in der **Frankfurter Allgemeinen Zeitung** (Nr. 247, Seite 40) nachfolgender Aufsatz. Zu dieser Zeit hatte die Weltgesundheitsorganisation WHO bereits für den Grippeerreger H1N1 („Schweinegrippe") das Pandemie-Stadium 6 ausgerufen, also die höchste Pandemiestufe überhaupt, bei der mehrere Kontinente betroffen und staatliche Stellen zu bestimmtem präventiven Handeln verpflichtet sind.

Würde man den Aufsatz in eine weniger journalistische Sprache überführen und die historischen Hintergründe und Entwicklungen stärker herausarbeiten, wären bereits wichtige Vorbedingungen eines „Schauplätze"-Textes erfüllt. Hinzutreten müssten die epidemiologischen Aspekte der Schweinegrippe, gemeint ist hier die Bedrohung der Weltbevölkerung sowie das präventive Handeln der WHO und daraus resultierende Vorsorge der gesundheitspolitischen Strukturen vieler Staaten. Auch die molekularbiologische Natur und die Hintergründe der „Schweinegrippe" müssten erläutert werden, damit die Techniken und Vorgehensweisen bei der Pandemie-Abwehr verständlich werden. Zu den molekularbiologischen Hintergründen gehörte dann auch, eine Verbindung zur Influenza-Pandemie von 1918/1919 durch den gleichen Erreger-Typ herzustellen. Der H1N1-Erreger jener Pandemie, die mehr Todesopfer als der erste Weltkrieg forderte und mit weltweit ca. 50 Mio. Toten die Opfer-Dimension der Europäischen „Pest" von 1348 erreichte, wurde von Taubenberger et al. Ende der 1990er Jahre aus Gewebeproben von Todesopfern der 1918er Epidemie identifiziert[1] und Anfang der 2000er Jahre sogar als infektiöses Virus rekonstruiert.

---

[1] Taubenberger JK, Reid AH, Krafft AE., Bijwaard KE, Fanning TG (1997) Initial characterization of the 1918 'Spanish' influenza virus. Science 275:1793-1796

Reid AH, Fanning TG, Hultin JV, Taubenberger JK (1999) Origin and evolution of the 1918 'Spanish' influenza hemagglutinin gene. Proceedings of the National Academy of Science 96:1651-1656

Wären alle diese Aspekte mit abgedeckt worden, wäre nachgerade ein Lehrbuchtext der Umweltgeschichte entstanden. Aber auch so zeigt der Text in beispielhafter Weise, wie historisch bedingte Strukturen, Gruppeninteressen, normatives Handeln und Alltagsleben in einer Gesellschaft, die sich als Schwellenland von einer Verwertungs- in eine Überflussgesellschaft wandelt (also unverhältnismäßig viel „Müll" produziert), zu einer Gesamtsituation verbinden, an der sich die historischen Wurzeln von Umwelthandeln beispielhaft beobachten lassen. Es geht hier nicht bzw. nur vordergründig um das bloße „Einsammeln" des Mülls, vielmehr geht es um die strukturellen Ursachen eines Umwelthandelns, dass historisch bedingt ist und sich nur durch grundlegende gesellschaftliche Umbildungsprozesse ändern ließe.

BH

Die Drecksarbeit[1]

Martin Wittmann

Vom Flugzeug aus ist die Größe Kairos schon nicht zu fassen gewesen, vom Boden aus aber ist sie nicht mehr zu begreifen. In der flimmernden Hitze verliert die Stadt die Konturen. Autos schieben sich in endlosen Reihen über den kaputten Asphalt und vergiften die sechzehn Millionen Einwohner mit Smog, ihr Klappern nur vom eigenen Hupen übertönt. In der Mitte dieses stabilen Chaos liegt das Viertel Dokki. Es gehört nicht zu den schlechtesten, die Häuser sind gepflegt, die Zäune gestrichen, in den Straßen aber türmt sich der Müll bis an die Kotflügel der Autos. Es stinkt nach Tomaten, die in Plastiktüten schwitzen. Als wir den Müll fotografieren, schreit ein Mann: „Was macht ihr da?" Gleich kommen mehrere Nachbarn zusammen. Neben uns springt eine Katze aus einem Karton voller schwarzer, dürrer Bananenschalen und huscht unter einen Wagen. Von dort sieht sie die Männer die Fäuste ballen und uns durch die Straßen treiben. Weg von dem Ort, an dem der Zusammenbruch eines auf Schweinen gebauten Systems zu einer Riesensauerei geführt hat

Zwanzig Autominuten östlich von Dokki sitzt Izzat Mikhail in einem mintgrün gestrichenen Büro. Er ist Chef der Müllsammlervereinigung von Manshiet Nasser, einem Slum, in dem hundertausend Christen leben, wie auch er einer ist. Auf sein Handgelenk hat er sich ein kleines Kreuz tätowieren lassen, er trägt ein ordentliches, schwarz und weiß gestreiftes Hemd, das nur vom Handy in der Brusttasche

[1] Genehmigter Nachdruck aus Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 24.10.2009, Nr. 247, Seite 40, © Alle Rechte vorbehalten. Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt. Zur Verfügung gestellt vom Frankfurter Allgemeine Archiv.

aus der Form gezerrt wird. Auf dem Schreibtisch liegen eine dicke Mappe mit ausschließlich handgeschriebenen Papieren und eine halbvolle Plastiktüte, die unter Mikhails Händen vielversprechend raschelt. Wenn er aus dem Fenster schaut, sieht er direkt ins Slum. Er sieht Lastwagen und jede Menge Ziegen. Er sieht Frauen in unverputzten Häusern und Kinder, die vor einer bunt bemalten Schule toben. Vor allem aber sieht er Müll, Müll, überall Müll. Was er nicht sieht, sind Schweine.



Abb. 1: Nächtlicher Straßenprospekt in Marsa Matruh, Ägypten, 6.11.2009. Zwei Kälber (das zweite liegt wiederkäuend am linken Bildrand im Müll und ist über seine Augen auszumachen) und eine Färse oder Kuh suchen Nahrung im Straßenmüll. Wenigstens fünf Katzen sind mit von der Partie, von denen zwei das Blitzlicht mit ihren leuchtenden Augen reflektieren. Hinter der Grundstücksmauer sind zwei schwache häusliche Lichtquellen zu erkennen. Foto Birgit Großkopf

Die Goldgräber der Müllkippen

Als die ägyptische Regierung im Mai entschied, wegen der Grippe alle Schweine des Landes zu töten, schaffte sie auch ihre Müllabfuhr ab.

Die Geschichte begann Ende des neunzehnten Jahrhunderts, als in den Oasen östlich der Stadt die Quellen versiegten und die dort lebenden Wahi nach Kairo zogen. Mittellos wie sie waren, blieb ihnen nur die Arbeit als Müllsammler, geschäftstüchtig wie sie waren, verkauften sie den Abfall aus den Straßen an die Bäder der Stadt, die ihn dann unter den Wasserbecken verheizten. Der Müllver-

brennungsmarkt funktionierte, bis die Badehäuser vor etwa neunzig Jahren den Abfall durch Öl ersetzten, und Abfall bloß noch Abfall war. Zu dieser Zeit zogen koptisch-othodoxe Christen aus Mittelägypten in die Vorstädte Kairos. Sie konnten oft weder lesen noch schreiben, alles was sie besaßen, waren ihre Schweine. Schweine, die mit dem Abfall einer Stadt wie Kairo nicht nur gefüttert werden, sondern gemästet werden konnten. Gegen eine Gebühr waren die Wahis bereit, ihr schmutziges Geschäft an die Kopten weiterzugeben, die so ihr Vieh mit fressbarem Müll versorgten. Das informelle Schweinesystem entstand.

Kairos Hausbesitzer versteigerten das Recht zur Müllabfuhr an die Wahi, welche die monatlichen Gebühren von den Privathaushalten einzogen. Die Kopten, Zabbalin genannt, kauften den Wahis dann die Nutzungsrechte für bestimmte Wohngebiete ab, um dort den Abfall einsammeln zu dürfen. Wie Bauern, die ein gepachtetes Feld bestellen, oder Goldgräber, die einen abgesteckten Claim bearbeiten, gruben die Zabbalin in dem, was außen ihnen keiner mehr gebrauchen konnte. Al-Cheir, das Wertvolle, nennen Zabbalin den Müll. Je schwerer, um so besser.

Schweine sind unrein

Die Säcke, die Mustafa jeden Abend vor seinen Salon stellt, sind leicht. Haare wiegen selbst in Unmengen nicht viel. Seit vierzig Jahren steht Mustafas Friseursalon in Dokki. Der Mann mit dem lilafarbenen Kamm ist ein gewissenhafter Friseur, und sein akkurater Haarschnitt zeigt, dass es in Kairo noch mindestens einen zweiten seiner Art geben muss. Der Salon ist leer und gepflegt, einladend für jeden, der zuvor von einem Mob durch die ungesäuberten Straßen getrieben wurde. An die Wand ist ein großes Bild von Präsident Mubarak genagelt, daneben schießt in einem aufgehängten Fernseher Bruce Willis um sich. Mustafa legt dem Kunden den Umhang an und schlägt vor, bei der Rasur einen Schnauzer stehen zu lassen.

Jeden Abend kehrt er die abgeschnittenen Haare zusammen und schüttet sie in einen Müllsack, den er dann vor die Tür stellt und der am Morgen stets verschwunden sei. Nicht ein einziges Mal hat Mustafa gesehen, wie die Zabbalin den Abfall abholen und selbstverständlich hat er auch ihre Tiere nie zu Gesicht bekommen. Er ist Muslim, und alles was mit Schweinen zu tun hat, ist für ihn unrein. „Wie kann man bloß Tiere essen, die zuvor den eigenen Müll gefressen haben?“, sagt er und ein breites Lächeln lässt die Lücke zwischen den Schneidezähnen erkennen. Dann fällt ihm ein, dass er doch einmal Schweine in Kairo gesehen hat, im Frühjahr, im Fernsehen, es müssen tausende gewesen sein.

Ägyptische Schweine gibt es heute nur noch in Kühltruhen

Im Mai kam das ägyptische Parlament zusammen, um über Maßnahmen gegen die aufkommende Schweinegrippe zu beraten. Damals gab es noch keinen einzigen Infizierten im Land, aber die Menschen hatten Angst. Die Mediziner hielten sich mit Expertisen zurück, aber die Medien machten Druck, und auf einmal hieß es, dass an der Schweinegrippe die Schweine schuld seien. Daraufhin beschloss die Regierung, dass alle Schweine des Landes so schnell wie möglich getötet werden sollten. Es gab nur eine Gegenstimme, sie kam von Siyada Greiss, einer Koptin. „Bis auf den Namen gab es keinerlei Zusammenhang zwischen der Krankheit und den Tieren", sagt sie. Aber darum ging es offenbar auch gar nicht.

Als wenige Tage später die Wagen von Polizei und Gesundheitsministerium anrollten, wurden sie von den Bewohnern von Manshiet Nasser schon erwartet. Die hielten jedoch keine Ferkel in den Händen, sondern Flaschen, Steine und Gewehre. Der Kampf um die Ressourcen endete mit zwölf verletzten Zabbalin, sieben verletzten Polizisten und vierundzwanzig Festnahmen. Erst als sich die mächtige Kirche, die über dem Viertel auf den Muquattam-Felsen thront, in die Verhandlungen einmischte, gaben die Kopten ihre sechzigtausend Schweine her. Als Abfindung bekamen sie für ein Ferkel fünfzig Pfund, das sind sechs Euro, für eine Sau einhundert und für einen Eber zweihundert. Die Polizei errichtete Straßensperren, damit die Zaballin ihre Herden nicht in Sicherheit schmuggelten, und schickte Männer in weißen Schutzanzügen in den Slum. Die Männer trieben die Schweine aus den Hinterhöfen auf die Straßen, packten sie an den Läufen und warfen sie auf Traktorschaufeln. Die Tiere zappelten und schrieen so wild wie vergeblich. Die Traktoren hievten sie in die Höhe und schütteten sie in Container, in denen schon andere Schweine zappelten und schrieen. Ein kleiner Teil der Container wurden in die Schlachthöfe gefahren, wo die Tiere im Akkord abgestochen wurden und das Fleisch eingefroren wurde. Der Großteil der Container aber wurde in die Wüste gebracht, und es heißt, dort seien die Schweine mit Chemikalien besprüht worden und langsam und qualvoll verreckt. Ägyptische Schweine gibt es heute nur noch in Kühltruhen oder unter meterhohem Wüstensand.

Eine ganz eigene Wertschöpfungskette

In dem Büro, in dem Izzat Mikhail sitzt und das Schweinesystem erklärt, öffnet er nun die Plastiktüte, mit der er die ganze Zeit über geraschelt hat. Aus ihr holt er weitere kleine Tüten, jede mit einem Granulat gefüllt und nach Farben geordnet. Bald sieht der Schreibtisch des Chefs der Müllsammlervereinigung von Manshiet Nasser aus wie der Schreibtisch eines Drogendealers. Das Granulat ist der Rest jenes Mülls, den die Zabbalin nicht an die Schweine verfüttern, aber dennoch sammeln. Er macht heute sechzig Prozent des gesamten Abfalls der Stadt aus und ist der Grund, warum nicht alle Zabbalin arbeitslos wurden, nachdem man ihnen ihre Tiere genommen hat. Das Granulat geht nach China, wo sie aus ägyptischem

Müll schöne Fleece-Jacken produzieren. Von den zwei Pfund, die den Zabbalin für jedes Kilo Plastik gezahlt werden, können die meisten aber nicht leben. Ihnen fehlt das Geld, das der Metzger ihnen sonst für die Schweine gab, deren Fleisch dann an große Hotels, an Ausländer und an Kopten verkauft wurde, die immerhin zehn Prozent der ägyptischen Bevölkerung ausmachen. In Wahrheit, sagt Izzat Mikhail, sei die ganze Aktion nichts anderes als eine Diskriminierung der Kopten. Die Schweine seien den Muslime schon aus religiösen Gründen ein Dorn im Auge gewesen, mit der Grippe sahen sie auf einmal die Chance sie auf einen Schlag loszuwerden. Die Schwere der Erkenntnis ruht eine Weile im Raum. Dann fragt einer der Gäste, ob er rauchen dürfe. Selbstverständlich, antwortet Izzat Mikhail, und kurz darauf sucht man gemeinsam in seinem penibel aufgeräumten Büro einen Aschenbecher, während sich vor dem offenen Fenster die Welt in Müll erstickt.

Noch vor dem Morgengrauen strömen die Zabbalin aus und klappern die Häuser ab. Je feiner die Adresse, desto besser der Abfall. Sack um Sack landet in den Körben, die sich die Zabbalin auf die Rücken geschnallt haben. Die Körbe werden später auf Lastwagen geworfen, die Lastwagen in die Slums gesteuert, auf denen stets ein säuerlicher Gestank lastet. Die Marienbilder sind so hoch über den Straßen gespannt, dass selbst die am dreistesten beladenen Laster locker unten durchpassen. So bringen die Zaballin die Ware heim. Nicht auf die Straßen oder Halden schütten sie den Müll, sie kippen ihn direkt vor ihre Häuser, wo ihn nun die Frauen sortieren: Plastik, Kartonagen, Glas, Aluminium, Kupfer, Papier, Stoffe.

In Manshiet Nasser besitzt Bildung so viel Wert wie Originalmüll

Ganze Erdgeschosse sind bis oben hin mit leeren Wasserflaschen gefüllt. Der Lichtstrahl, der schwach durch die staubige Luft dringt, lässt die Räume leuchten wie Kryptonit. Auf der Karre, die ein Esel vorbeizieht, hüpft ein Berg zusammengeworfener Drähte auf und ab. Irgendwo wird ein Schredder angeworfen. Junge Männer schieben gepresste Papierwürfel auf einem Lastwagen wie Tetris-Bausteine ineinander, bereit für den Export in die umliegenden Fabriken. Ein Kind läuft in die bunt bemalte Schule, die unter Mikhails Bürofenster steht. Procter & Gamble finanziert die Einrichtung und bietet den Schülern kostenlosen Unterricht. Als Gegenleistung sollen die Kinder leere „Head'n'Shoulders"-Flaschen und „Provene"-Tuben des Konzerns in der Schule abgeben. So soll verhindert werden, dass die Zabbalin irgendein Gebräu in die Flaschen füllen und als Originalware verkaufen. In Manshiet Nasser ist Bildung soviel wert wie Originalmüll. Zuletzt aber, sagt die Schulleiterin, kämen immer weniger Kinder zum Unterricht. Viele werden von ihren nun völlig verarmten Familien in die Stadt zum Arbeiten geschickt.

Unter einem riesigen Sack, der behäbig über die Straße wackelt, krümmt sich ein Mann in gelben Gummistiefeln, der gerade aus der Stadt zurückkommt. Seit sie ihm die Schweine geholt hätten, verdiene er nur noch ein Drittel seines Lohnes,

sagt er, ohne den Sack abzustellen. Außerdem müsse er härter arbeiten. Da Manshiet Nasser kein Schweinefutter mehr braucht, sortiert er den Müll bereits beim Abholen vor und wirft alles Organische zurück auf die Straßen Kairos. „Das haben sie nun davon", sagt er, und wackelt um die Ecke, während seine Rache in Vierteln wie Dokki vor sich hin stinkt.



Abb. 2: Derselbe Straßenabschnitt wie in Abb. 1 bei erweitertem Blickwinkel und unter der Mittagssonne. Foto: B. Großkopf, 11.11.2009

Amerikanische Schweine sind sauberer

Die Geschichte kennt nur Verlierer, das ist auch der Regierung bald klar geworden. Verträge mit ausländischen Firmen wurden geschlossen, Know-How aus Europa angefordert. Sogar bei den in dieser Beziehung berüchtigten Italienern erkundigte man sich nach Müllvernichtung. All das kostete Geld, aber die Bewohner Kairos weigerten sich, eine erhöhte Gebühr zu zahlen. So dauerte es nicht lange, bis die Müllfirmen streikten und stinkende Berge auf den Straßen wuchsen. Schließlich mussten auch die Politiker einsehen, dass Kairo die Zabbalin braucht. Künftig sollen sie gerechtere Verträge mit den Wahis aushandeln dürfen und außerhalb Kairos Gründstücke bekommen, damit sie den Müll nicht mehr zu Hause sortieren müssen. Noch weiter draußen soll es sogar wieder Schweine geben, auf einhundert Hektar sollen richtige Farmen entstehen. Dem Schweinesystem aber will sich die Regierung offiziell nicht mehr beugen. Der organische Müll soll kompostiert, die Schweine mit Tierfutter versorgt werden.

Nach einer Dreiviertelstunde, in der Mustafa seinem Kunden den Kopf gewaschen, die Haare geschnitten und die Wangen rasiert hat, reißt er ihm den Umhang vom Leib. Was die neuen Schweinepläne betrifft, sei er äußerst skeptisch, sagt er. Er kenne amerikanische Farmen aus dem Fernsehen, schön sauber seien die Schweine dort. Bei den Zabbalin dagegen stünden sie früher oder später doch wieder im Müll und fräßen Dreck. Dann zeigt er ein letztes Mal seine Zahnlücke, verlangt sechzig Pfund für den Haarschnitt und verabschiedet den Kunden. Eigentlich hatte man ihn ausdrücklich darum gebeten, den Bart ganz zu rasieren, weil aber draußen auf Kairos Straßen alle Männer einen Schnauzbart tragen und weil ihn auch nie einer seiner Kunden bittet, diesen abzunehmen, hat er ihn einfach stehenlassen.

Nach dem Hochwasser ist vor dem Hochwasser!
Historische Bilddokumente aus Deutschland

Unter diesem Titel hat Karl-Heinz Pörtge, Dozent des Göttinger Graduiertenkollegs, zusammen mit M. Deutsch und M. Börngen (beide Weikinn-Arbeitsgruppe an der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig) einen Kalender für das Jahr 2010 erstellt, in dem jeder Monat mit dem Fotodokument eines entsprechenden Hochwassers vertreten ist: u.a. der Januar mit dem Januarhochwasser in Koblenz 1920, der Juni mit seinem Hochwasser 1910 bei Augsburg, der November mit dem Hochwasser der Saale aus demselben Monat 1890 bei Weißenfels. Der Kalender ist ein wirksames Medium, umwelthistorische Ereignisse bewusst zu machen und Verständnis für die historische Bedingtheit heutiger Umweltzustände zu wecken.

Im Geleit schreiben die Autoren: „Hochwasser sind Naturereignisse und feste Bestandteile des natürlichen Wasserkreislaufs. Oft können damit großflächige Überschwemmungen verbunden sein. Auch wenn überaus starke Hochwasser relativ selten sind, treten sie immer wieder in unregelmäßigen Abständen auf und verursachen meist bedeutende Schäden. Aus diesem Grund müssen die Bewohner überschwemmungsgefährdeter Gebiete vorbereitet sein und zum Beispiel im Haus oder Grundstück rechtzeitig bauliche Maßnahmen zur Hochwasservorsorge treffen sowie mögliche Schäden versichern. Wichtige Voraussetzung für vorausschauendes Handeln ist ein entsprechendes Gefahrenbewusstsein. Wenn jedoch über einen langen Zeitraum hinweg schwere Überschwemmungen ausbleiben, setzt bei vielen Bürgern das Vergessen ein. Ziel des Kalenderprojektes 2010 ist es, durch einen Rückblick auf herausragende Hochwasser- bzw. Sturmflutereignisse des 19. und 20. Jahrhunderts in Deutschland die Erinnerung wach zu halten und das Gefahrenbewusstsein zu stärken. Im Kalender werden ausgewählte Fotos gezeigt,

die einen Eindruck vom Ausmaß vergangener, zukünftig aber durchaus wiederholbarer Extreme vermitteln. Mögen die Monatsblätter zum Nachdenken und vorsorgendem Handeln anregen."[1]

Als Beispiel wird hier eine Abbildung aus dem Kalender wiedergegeben, die sich dem Hochwasser der Donau im September 1912 verdankt, in dem die Jahrhundertfeier des Straubinger Volksfestes unterging.



Abb. 1: Hochwasser der Donau im September 1912.
Überfluteter Festplatz in Straubing (Stadtarchiv Straubing)

Zu sehen ist das Gebäude einer Jahrmarktsattraktion des damaligen legendären „Karusselkönigs" Hugo Haase, in der er den Untergang der nordamerikanischen Stadt Johnstown für das erschütterungsbereite Publikum in Modellen und mit wirklichen Wasserspielen nachstellte. Historischer Hintergrund der Katastrophenshow war die „Johnstown Flood" am 31. Mai 1889. Nach mehrtägigen heftigen Regenfällen brach der South Fork Damm, etwa 20 km oberhalb von Johnstown, Pennsylvania. In einer Flutwelle von 18 Millionen Kubikmetern Wasser wurden 2.200 Menschen getötet und es entstand Sachschaden in Höhe von US $17 Millionen. Eine beispiellose Hilfsaktion unter Beteiligung des Auslandes (18 Geberländer, darunter auch das Deutsche Reich) setzte ein. Infolge einer Reihe

[1] Der Kalender ist mit finanzieller und ideeller Unterstützung zahlreicher Körperschaften, Verbände und Personen realisiert worden. Herausgegeben wurde er von: Geographisches Institut der Georg-August-Universität Göttingen, Goldschmidtstr. 5, 37077 Göttingen. Der Kalender dient Zwecken der Öffentlichkeitsarbeit und ist unverkäuflich.

erfolgloser Schadensersatzforderungen durch Betroffene, die auf ihren Verlusten sitzen blieben, wurde in den USA das Versicherungswesen um neue rechtliche Grundlagen ergänzt.

Es entbehrt nicht der Ironie, dass Haases Untergangs-Show hier selbst Opfer eines Flutereignisses wurde; doch die Show ging weiter, wie das Plakat aus 1913 zeigt:



Abb. 2: Johnstowns Untergang. Neueste Schaustellung der Hugo Haase AG, Hannover. Gedruckt von Adolph Friedländer, 1913. Circusarchief Jaap Best, http://www.circusmuseum.nl, Poster 518

Ein ursprünglich für diesen Werkstattbericht vorgesehener Beitrag, der die Hochwasserbilder des Kalenders mit textlichen Ergänzungen und Einbettungen versehen sollte, konnte leider nicht realisiert werden. Die Autoren des Kalenders arbeiten seit langem intensiv über Hochwasserereignisse, ihre Veröffentlichungen sind in der einschlägigen Literatur unproblematisch zugänglich.[2]

BH

[2] Zuletzt: Deutsch M, Glaser R, Pörtge KH et al. (2010) Historische Hochwasserereignisse in Mitteleuropa. Geographische Rundschau 3: 18-24

Über die Bedeutung der Wollweberei und Schafhaltung im Göttinger Land

Ulrike Anders

1 Einleitung

Die historische Kulturlandschaft Südniedersachsen soll heute, in ausgewählten Bereichen, mit Hilfe der traditionellen Weidewirtschaft zurück gewonnen bzw. erhalten werden, um so die strukturelle landschaftliche Vielfalt und die mit ihr verbundene Artenvielfalt dauerhaft erhalten zu können. Die Weidewirtschaft mit Schafen hat in der Region um Göttingen eine lange Tradition, war doch die Wollwarenherstellung über viele Jahrhunderte eines der bedeutendsten Gewerbe der Stadt Göttingen. Neben der Produktion von Wolle erfüllten Schafe bzw. ihre Art der Haltung auch eine wichtige Funktion als Düngemittellieferant im Kreislauf der landwirtschaftlichen Produktion und wurden erst mit der Einführung von Kunstdüngern aus dieser Funktion verdrängt.

Die heutige Landschaft Europas ist fast ausnahmslos eine Kulturlandschaft. Der Raum des südlichen Niedersachsens bildet dabei keine Ausnahme. Ehemals ein Gebiet, das zum überwiegenden Teil von Buchenmischwald bestanden war, besteht es heute aus einer offenen, mosaikhaften Landschaft, die sich durch das Abwechseln von kleineren Wäldern, Hecken, Wiesen und Ackerflächen auszeichnet. Aktuell prägen Siedlungen und Verkehrsflächen das Landschaftsbild in zunehmendem Maße. Diese Landschaft ist unübersehbar das Produkt landwirtschaftlicher Nutzung, die wie keine andere die Landschaft in dieser Region verändert hat. Die von den Landwirten in der vergangenen Zeit geschaffene Kulturlandschaft erhält bis heute Zuspruch großer Teile des Naturschutzes, hat sie doch, wenn auch

in unbeabsichtigter Weise, zu einer Erhöhung der Artenvielfalt in dieser Region geführt. Diese gründet sich in der Erhöhung der strukturellen Vielfalt durch die anthropogenen Landnutzungen. Technische Innovationen in der Landwirtschaft ab den 1950er Jahren gefährdeten und zerstörten jedoch in zunehmendem Maße diese Strukturvielfalt. Die Gründe dafür sind vielfältig. Zum einen rechnete sich der Einsatz der nun zur Verfügung stehenden Landmaschinen nur bei der Bearbeitung größerer Flächen, zum anderen machten sie die Bearbeitung größerer Äcker auch erst möglich. Diese Entwicklung wurde von staatlicher Seite in Deutschland massiv gefördert und fand in der Zusammenlegung von bäuerlichem Streubesitz im Rahmen der Flurbereinigungsverfahren seinen Ausdruck. Neben den Maßnahmen zur Flurbereinigung haben auch die veränderten Wirtschaftsformen in der Tierzucht das Verschwinden alter Kulturlandschaftsformen begünstigt. Aus Gründen der Rationalisierung von Arbeitsprozessen wurde dabei die Stallhaltung ausgebaut. Das Beweiden von Flächen und der damit verbundene Ein- bzw. Austrag von Nährstoffen ging als Folge zurück. Viel gravierender als die Stallhaltung wirkte sich jedoch der zunehmende Anbau von Futtermitteln, wie etwa der von Kartoffeln, Getreide oder Mais, auf die strukturelle Gliederung der Landschaft aus.

2 Wollweberei in Göttingen

Die Herstellung von Wollwaren in Göttingen lässt sich bis in das 13. Jahrhundert zurückverfolgen. Das Aufkommen der Wollweberei kann mit der verkehrsgünstigen Lage im Leinetal und dem damaligen dort entlanglaufenden Nord-Süd-Handelsweg von Frankfurt am Main über Göttingen und Hannover nach Lübeck erklärt werden. Andere Begünstigungen waren sicherlich die einfache Beschaffung des Rohmaterials aus dem Umland sowie das allgemeine wirtschaftliche Aufstreben der Stadt. Das Wollgewerbe im Göttinger Raum änderte und diversifizierte sich im Laufe der Jahrhunderte, bis es in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ganz an Bedeutung verlor.

2.1 Erstes Auftreten des Wollgewerbes in Göttingen

Im ausgehenden 13. Jahrhundert (1290) wurden die Wollweber der Stadt Göttingen erstmals in Schriftquellen erwähnt, da diese durch die Aufbringung finanzieller Mittel den Bau der Marienkirche unterstützten. Im Laufe des 14. Jahrhunderts siedeln sich mehr und mehr Wollweber in der Stadt an. Die so genannten „Wullenweber“ sind hauptsächlich in der damaligen Neustadt und damit westlich der Leine zu finden. Dort lebten im 14. Jahrhundert fast ausnahmslos Wollweber. Die Segregierung dieses Gewerbes war auch in anderen Städten zu dieser Zeit üblich und begründete sich auf die Geräuschintensität des Gewerbes, dem „unliebsamen Klappern“ der Webstühle. Ein weiterer Grund für die Lage der Webereien ist die Nähe zum Wasser. Die fertigen Tücher konnten so direkt im Anschluss an den

Herstellungsprozess im Leinekanal oder der Leine selbst gewaschen werden. Auch der Betrieb von Wassermühlen zum Antrieb von Webstühlen war so leichter möglich. Für die Mitte des 14. Jahrhunderts ist anzunehmen, dass das Gewerbe bereits stark angewachsen war. Wurde in den Anfängen der Wollweberei das Walken, also die mechanische Bearbeitung zur Formung des Tuches noch in Handbetrieb durchgeführt, so entwickelte sich auch dort eine Mechanisierung der Arbeitsprozesse. Aus dieser Zeit stammt die heute noch existente Stegemühle, in der im Arbeitsprozess der Tuchherstellung nur das Walken erfolgte.



Abb. 1: Zeichnung der Stegemühle aus dem Jahre (ca.) 1795.
(Quelle: Städtisches Museum Göttingen 1996).

Der benötigte Rohstoff Wolle wurde zum überwiegenden Teil aus der unmittelbaren Umgebung bezogen. Zu einer Verknappung der Wolle kam es im Verlauf des 15. Jahrhunderts. Die Stadt begegnete dieser Verknappung durch gelegentliche Ausfuhrverbote von Wolle. Daneben konnte der Bedarf auch über zugelieferte Wolle bestritten werden. Die so vom Schäfer erworbene Wolle wurde zunächst gereinigt, sortiert, geflockt und dann an Hausgewerbetreibende zum Spinnen gegeben. Die gesponnene Wolle wurde zu Teilen an auswärtige Webereien veräußert. Dies allerdings nur so lange wie der eigene Bedarf der in der Stadt ansässigen Wollweber gedeckt war. Mit dem Anwachsen des Gewerbes wurde schließlich ein Teil der Spinnereiarbeit in das naheliegende Eichfeld ausgelagert, weil der Bedarf der Stadt durch die ortsansässige Spinnereien nicht mehr zu decken war.

Bis zu einer ausdifferenzierten Arbeitsteilung wurden nach der Prüfung der Garne durch den „Wullenpurer" alle sich anschließenden Arbeiten von einer Weberei übernommen, neben dem Weben selbst also auch das Walken und später das Färben der Tücher. Die Teilung der Arbeitsprozesse bei der Tuchherstellung führte, neben dem Weber und dem Wullenpurer, zu neuen Tätigkeitsfeldern, wie dem des Apreder[1], dessen Aufgabe darin bestand, die Oberfläche des gewalkten Tuches anzurauen und die sich aufrichtenden Fäden abzuschneiden und das Tuch über Nacht in einer Presse zu lagern.

2.2 Eine neue Generation von Wollwebern zieht in die Stadt

Der Rat der Stadt beschloss im Jahre 1475 den guten Ruf der Tucharbeiten weiter zu fördern und umwarb Weber, aus den Niederlanden stammend, sich in Göttingen anzusiedeln. Die Übersiedlung der neuen Weber wurde mit je 30 Gulden belohnt, ebenso erhielten diese 100 Gulden in Form von Darlehen, das Bürgerrecht verliehen und die Umsiedelung selbst wurde sowohl finanziell wie auch infrastrukturell unterstützt.

In der Folge wanderten weitere niederländische Wollenweber nach Göttingen ein. Um Konflikte mit den alten Webern zu vermeiden, wurden die zuziehenden Weber jedoch in einer eigenen Gilde zusammengeschlossen. Die neuen Tuchmacher erstellten in erster Linie feineres Tuch aus guten Rohmaterialien. Außerdem fertigten sie neben weißen und grauen Tuchen auch gefärbte Wollwaren, was bis dahin in Göttingen nicht üblich war.

Um eine hohe Qualität der Produkte zu gewährleisten, wurden die Tücher bereits während des Herstellungsprozesses mehrmals geprüft und mussten dafür im Rathaus vorgelegt werden. Dort wurde von je zwei Ratsmitgliedern und zwei Gildemeistern, den sogenannten Wardienern, die Einhaltung der Längen- und Breitenmaße geprüft und mit einem Siegel versehen.

Der neue Arbeitsgang des Färbens wurde von den „Drapenierern", wie die neu angesiedelten Wollweber auch genannt wurden, in den Farben blau, grün, rot, braun und schwarz vorgenommen. Den Abschluss der Tuchproduktion bildete das Scheren und Pressen der Tuche, eine Tätigkeit, die vom Apreder erledigt wurde.

Die Absatzverhältnisse der Tuchmacher werden bis zum ausgehenden 15. Jahrhundert als günstig bewertet und verschlechterten sich erst im Laufe des 16. Jahrhunderts.

[1] Es ist wahrscheinlich das die Bezeichnung des Apreder dem französischen Wort *apprèt* (Übersetzung: Ausrüstung, Zurichtung) entnommen ist. Die Begrifflichkeit Appretur bezeichnet heute im deutschen Sprachraum die veredelnde Behandlung von Stoffen, Textilien, Garnen, Papier und Leder. Von besonderer Bedeutung sind in diesem Veredelungsprozess die Eigenschaften der Oberflächenstrukturen.

2.3 Von der Tuchmanufaktur zur Wollwarenfabrik

Die Wollweberei spielte in den folgenden Jahrhunderten weiterhin eine bedeutende Rolle in der Stadt. Um 1800 war das Wollgewerbe schon weitestgehend von einer Manufaktur auf dem Wege zu einem kapitalintensiven und zentralisierten Großbetrieb. Neben Osterode bildete Göttingen eines der beiden vorindustriellen Zentren der Tuch- und Zeugmacherei in der Region. In diesem Gewerbe kam es neben der Verarbeitung von Wolle ebenfalls zur Herstellung von Produkten aus Flachs, Leinen und Baumwolle. Auch wenn an bestehende Grundlagen angeknüpft werden konnte, so bestimmte sich der Erfolg maßgeblich durch Produktneuerungen. Modische und preiswerte Stoffe wurden mit neuen Produktionstechniken hergestellt. Im Jahre 1823 wurden von den älteren Göttinger Manufakturen etwa 2110 Kämmer und Spinner beschäftigt, die sich etablierende Mechanisierung der Wollaufbereitung und Spinnerei war jedoch bereits auf dem Vormarsch und verringerte diese Zahl im 19. Jahrhundert deutlich.

Das erfolgreichste Wollwarenunternehmen dieser Zeit war der Levinsche Großbetrieb, mit 420 Beschäftigen im Jahre 1895. Zu dieser Zeit war es die größte Wollwarenfabrik in der hannoverischen Provinz. Daneben entstanden in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts im Göttinger Umland mehrere kleinere Wollwarenfabriken oder Maschinenspinnereien mit jeweils etwa 12 bis 80 Arbeitern. Die kleineren Werkstätten befanden sich in den Ortschaften Weende, Grone, Rosdorf und Klein Lengden.

Die frühindustriellen Textilfabriken der Region waren in der Lage zwischen den verschiedenen Produkten und Ausgangsmaterialien von Baumwolle, Leinen, Jute und Wolle zu wechseln. Diese Flexibilisierung der Fertigung könnte ihren Erfolg und ihr langes Bestehen mitbegründet haben. Zum Ende des 19. Jahrhunderts waren die ehemaligen Standortvorteile, durch die lokale Belieferung von Rohwolle und dem Anbau von Flachs nichtig geworden. Die Schafzucht als Wolllieferant wurde aufgrund der billigeren ausländischen Konkurrenz unrentabel.

Die Abhängigkeit der Importstoffe wie der ostindischen Jute, der australischen Wolle, der amerikanischen Baumwolle und des russischen Flachs hatten sehr negative Auswirkungen auf die regionale Textilproduktion und führten dazu, dass ein Großteil der Betriebe in der Göttinger Region bereits vor dem Ersten Weltkrieg die zum Teil noch jungen Werktore schloss. Mittelfristig konnten auch größere Textilproduzenten den Betrieb nicht aufrecht erhalten. Fehlende bzw. nicht leistbare Modernisierungen und die allgemeine Weltmarktentwicklung zwangen Industrielle zur Schließung der Anlagen.

3 Alte und neue Beweidungsformen in der Region

Dass Schafe und die Beweidung mit anderen Weidetieren einen wesentlichen Beitrag zum Landschaftsbild der Region um Göttingen hatten, wurde eingangs bereits erwähnt. Wie diese genauer wirkten, kann bei einer eingehenden Betrach-

tung erläutert werden. Die genutzten Flächen für die Weide stellen besondere Ansprüche an die eingesetzten Schafe und brachten in diesem Fall sogar eine eigene Rasse, das Leineschaf, hervor. Früher wie heute wurden aber nicht nur Leineschafe gehalten, sondern sowohl andere Schafrassen, als auch andere Weidetiere allgemein. Der Wert des Schafes wandelte sich über die Zeit: Waren Schafe früher für den Handel besonders wegen der Wolle von Wert, so bestand ihr Wert in Zeiten der billigeren Rohwolle aus Übersee in der Region in Göttingen voll allem in der Düngung des Ackerlandes durch die Tiere. Mit dem Aufkommen des Kunstdüngers verlor auch die Schafszucht in der Region an Bedeutung. Heute sind es vor allem die Fähigkeiten des Schafes als grasende Landschaftsschützer, die historische Kulturlandschaft zu erhalten oder zurückzuerobern, die zur Haltung der Tiere führen.

3.1 Beweidung der Region Göttingens aus historischer Perspektive

Die Beweidung mit Tieren wurde, wie an anderen Orten ebenso üblich, überall dort vorgenommen, wo der Boden zu gering an Güte war, um eine intensivere ackerbauliche Bewirtschaft zu betreiben. Im Osten der Stadt, auf dem heutigen Hainberg, erinnern noch heute die dortigen Namen wie „Molkengrund", „Trift" oder „Schäferbrunnen" an die Nutzung vor der Wiederbewaldung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die Aufforstung wurde vom damaligen Oberbürgermeister Georg Merkel vorangetrieben, der sich an dem kahlen Anblick des Berges störte. Bis es zur Wiederbewaldung kam, wurden die Flächen intensiv als Weide für Schafe, Ziegen und Schweine genutzt, denn die zum Teil recht steilen Flächen boten keine Möglichkeit für eine einträglichere ackerbauliche Nutzung. Auf den „Dreischen", den mageren Grasflächen auf steinigem Kalkboden, wuchs nur kümmerliches Gras und Dorngebüsch, dies wohl weitaus mehr als Folge intensiver und andauernder Beweidung, als aufgrund natürlicher Gegebenheiten. Im Westen der Stadt spielte die Lage zur Leine eine wesentliche Rolle für das Hervorbringen von Weideflächen. Der dortige dunkle Moorboden eignete sich hervorragend als Weideland.

Ein genaueres Bild lässt sich für die 1830er Jahre zeichnen. Zu dieser Zeit war das Weender-, Albani-, und Geismarfeld, zumindest der westlich der Leine gelegene Teil, als Wiesen- und Weidenland genutzt worden. Im Sommer befand sich zu dieser Zeit auch zwischen dem nach Grone führenden Steinweg und der alten und der neuen Leine ein großer Viehanger, auf dem im Sommer geweidet wurde. Die zweite große Weide dieser Zeit lässt sich im Gebiet zwischen Leine und kleinem Hagen belegen und wurde als „Huffe" bezeichnet. Aber auch auf dem rechten Ufer der Leine befanden sich Wiesen zum Weiden.

Die Ermittlung der Anzahl und Größe der Schafe, bzw. die von Schafherden in der Vergangenheit gestaltet sich schwierig. Für das 14. und das 15.Jahrhundert kann eine Zahl von bis zu 3.000 Schafen und 1.500 Lämmern als Gesamtbestand angenommen werden. Für die 1930er Jahre gibt es genauere Zahlen, leider bezie-

hen sich diese nicht nur auf den Raum um Göttingen, sondern umfassen das gesamte Leinebergland und das Eichsfeld. Für diese zwei Regionen wird die Anzahl allein der Rasse des Leineschafes mit 65.000 Tieren angesetzt. Aktuell sind im Landkreis Göttingen ca. 6800 Schafe von 511 Betrieben registriert.



Abb. 2: Schafe in der Göttinger Region. Unter ihnen auch das Leineschaf, deutlich zu erkennen an seinem hellen, wolllosen Kopf. (Bild: U. Anders 2009).

3.2 Das Leineschaf

Das Leineschaf wurde aus mehren Rassen in der Mitte des 19. Jahrhunderts gezüchtet. Kurzzeitig waren auch die Namen Aller-, bzw. Weserschaf gebräuchlich, was seinen Ausbreitungsraum deutlich macht. Das ursprüngliche Leineschaf lief bis 1866 als „Rheinisches Schaf" mit einem Anteil von 17% des Gesamtbestandes grasend über die Weiden des damaligen Königreich Hannovers. Zur Verbesserung von Körperform und Fleischertrag wurden die englischen Schafrassen Leicester und Cotswold in die Züchtung aufgenommen.

Das Leineschaf ist ein Marsch- und Koppelschaf und gehört damit zu den robusten und anspruchslosen Landrassenschlägen. Aufgrund seiner Gestalt ist es ein mittel- bis großrahmiges Schaf, mit weißer, zum Teil rötlich schimmernder Wolle und einem langen und spärlich beharrtem Kopf. Die Ohren sind lang, glatt und von hängender Gestalt. Das Schaf ist am Kopf woll- und hornlos und weist

keine Pigmentierung auf. Das Tier gilt unter Züchtern als frohwüchsig und marschfähig. Das Leineschaf im „ursprünglichen Typ“ hat in Deutschland aktuell einen Bestand von 600 Muttertieren und gehört damit laut der Roten Liste des GEH[2] in die Kategorie der extrem gefährdeten Rassen.

3.3 Schafe als Landschaftspfleger

Die Landschaftspflege mit Tieren kann sehr vielfältig sein. Es gibt verschiedene Arten und Rassen, die zum Einsatz kommen können. Auch die Betriebsformen und Betriebsgrößen spielen eine entscheidende Rolle. Die Landschaftspflege mit Tieren kann dazu beitragen, wertvolle Biotope zu schaffen oder zu erhalten, sie können der Erhaltung von Kulturlandschaften, wie auch dem Artenschutz dienen.

Kommen Schafe als Landschaftspfleger zum Einsatz, so können sie besonders für die Offenhaltung von Landschaften und einem Nährstoffaustrag und damit der Begünstigung von nährstoffarmen Standorten dienen, die unter den gegebenen landwirtschaftlichen Bewirtschaftungsverhältnissen sehr selten geworden sind. Das Offenhalten der Landschaft erfolgt durch das Abfressen von Gräsern und Strauchgewächsen. Schafe bevorzugen bei kleineren Bäumen die Rinde der Pflanze. Die Bäume werden so regelrecht geschält und verlieren durch das Fehlen der Rinde ihre Nährstoffbahnen. Als Folge sterben die Pflanzen ab. Um einen Nährstoffaustrag zu erzielen, müssen die Tiere in der Nacht von den Flächen genommen werden, aus denen ein Nährstoffaustrag erfolgen soll und dort nächtigen, wo die Nährstoffe angereichert werden sollen. Diese Beweidungsform, mit der Trennung von Flächen des Austrages am Tag und Flächen des Nährstoffeintrages, ist möglich, da die Schafe den größten Teil von Kot und Urin nachts hinterlassen. So sorgen Schafe, ebenso wie andere Weidetiere, dauerhaft für einen Austrag an Nährstoffen, indem sie die am Tag gefressenen Pflanzenteile nach der Verwertung an anderer Stelle außerhalb der Fläche wieder abgeben.

Durch diesen Nährstoffaustrag können auch Magerrasen-Hutungen in der Region um Göttingen entstehen. Magerrasen-Hutungen sind in ganz Deutschland heute nur noch sehr selten vorhanden, da die biotopprägenden Kraut- und Halbstraucharten nur an nährstoffarmen Standorten konkurrenzfähig sind. Nährstoffarme Standorte sind seit Etablierung der industriellen Landwirtschaft leider zur Mangelware geworden. Können derartige Standorte dennoch entstehen, so finden sich auf diesen Flächen bestenfalls vom Aussterben bedrohte Pflanzen wie der Deutsche Enzian, die Skabiosen-Flockenblume, die Stengellose Kratzdistel, das Habichtskraut, das Männliche Knabenkraut, das Johanniskraut oder die Dornige Hauhechel[3] ein.

[2] GEH: Gesellschaft zur Erhaltung alter und gefährdeter Haustierrassen e.V.

[3] Deutscher Enzian: Gentianella germanica; Skabiosen-Flockenblume: Centaurea scabiosa; Stengellose Kratzdistel: Cirsium acaule; Habichtskraut: Hieracium; Männliches Knabenkraut: Orchis mascula; Johanniskraut: Hypericum; Dornige Hauhechel: Ononis spinosa

In der Region Göttingen geht es neben der Erhaltung der historischen Kulturlandschaft mit der Hilfe von Schafen auch darum, durch den Einsatz des Leineschafes eine alte Haustierrasse vor dem Aussterben zu bewahren.

4 Auf den Spuren der „Wullenweber" im Göttinger Land

Im Stadtbild des heutigen Göttingen lassen sich immer wieder Spuren des alten Wollgewerbes finden. Ein ausgedehnter Spaziergang kann Einblicke in die einzelnen Epochen und die räumliche Ausdehnung geben. Ein solcher Spaziergang kann beispielsweise am Levinsche Werksgelände im Norden der Stadt beginnen, über die Marien-Kirche in der ehemaligen Neustadt führen und weit im Süden der Stadt enden, wo, unweit der Leine, Teilgebäude der alten Walkemühle noch vorhanden sind. Andere Spuren der ehemaligen Wollweberei lassen sich in den heute noch vorhandenen Straßennamen finden, wie etwa dem Walkemühlenweg oder auch dem Stegemühlenweg, beide im Süden der Stadt gelegen. Einen deutlich lebendigeren Einblick in das Wollgewerbe bietet ein Besuch in der Historischen Spinnerei Gartetal e.V. bei Klein Lengden. In der ehemaligen Getreidemühle und daran angeschlossenen Spinnerei befindet sich heute ein Industriemuseum, in dem die Geschichte der Wollverarbeitung und Papierherstellung thematisiert wird. Im Rahmen einer Ausstellungswerkstatt stehen Angebote zu den Themen Spinntechniken, Filzen, Färben und Weben zum Angebot.

Anschrift:
Historische Spinnerei Gartetal e.V.
Steinsmühle 8
37130 Gleichen – Klein Lengden
Telefon: 05508 – 1218
Internet: www.historische-spinnerei.de

Literatur

Böhme W (Hrsg.) (1987) Was ist das: die Natur? Über einen schwierigen Begriff, Herrnalber Texte 77, Karlsruhe

Butkereit U (1998) Schafe weg und möglichst dicht pflanzen! Zeitgenössische Ansichten über die Aufforstung des Hainberges durch Oberbürgermeister Merkel, Herausgeber Stadtforstamt Göttingen & Naturschutzbund Deutschland Gruppe Göttingen e.V., Göttingen

Espelange G & Jaeger M (1997) Durch die Jahrhunderte, Göttingen

Feldmann A (1994) Leineschaf, in: Informationsservice der GEH e.V., Witzenhausen

Göttinger Monatsblätter (1982) Vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert Göttingens wichtigstes Gewerbe, in: Göttinger Monatsblätter Mai 1982, Göttingen

Holtermann W (1931) Die Göttinger Tuchindustrie in Vergangenheit und Gegenwart, Druck der Göttinger Handelsdruckerei, Göttingen

Landschaftspflegeverband Göttingen e.V. (2007) Von Hirten, Pfennigsuchern und Rippenbeißern – Schäferleben und Schafhaltung im Göttinger Land des 20. Jahrhunderts, Göttingen

Landschaftspflegeverband Göttingen e.V. (2004) Das Leineschaf … zurück im Göttinger Land, Göttingen

Laufer J (1999) Zwischen Heimgewerbe und Fabrik, in: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte Band 71, Hahnsche Buhhandlung Hannover, Hannover

Löneke R (2007) Von Hirten, Pfennigsuchern und Rippenbeißern: Schäferleben und Haltung im Göttinger Land des 20. Jahrhunderts, Landschaftspflegeverband Landkreis Göttingen e.V.

Weiß R, Landespflegeverband Göttingen e.V. (Hrsg.) (2002) Ein Besuch beim Schäfer auf der Schafweide. Eine Informationsbroschüre für Lehrkräfte, Göttingen

Wohlleben P (2009) Naturschutz ohne Natur. Von den Grenzen der Umweltpolitik, WSJ-Verlag, Berlin

Zentrale Dokumentation Tiergenetischer Ressourcen in Deutschland (2009) Das Leineschaf, in: Informationsservice der GEH e.V.

Städtisches Museum Göttingen (Hrsg.) (1996) Göttingen. Das Bild der Stadt in historischen Ansichten, S. 75, Göttingen

Die Melioration des Havelländischen Luchs
Von der „wilden Urgegend“ zum Havelland-Radweg

Esther Eisentraut

1 Begriffserklärung und Naturraumbeschreibung

Das Havelländische Luch ist die Kernlandschaft des Landkreises Havelland, im Bundesland Brandenburg. Das Wort ‚Luch' (von slawisch ‚lug' – Sumpfboden) bezeichnet nach dem Deutschen Wörterbuch „im Brandenburgischen eine niedrige, nasse Gegend, die im Sommer als Wiese genutzt wird“. Das Luch ist das geographische Pendant zum ‚Bruch', welches nach dem Deutschen Wörterbuch „einen feuchten Wiesengrund, der beweidet und betreten werden kann“ darstellt. Die Vegetation des Luchs ist von Sauergräsern, einzelnen Büschen und Buschinseln geprägt. Im Allgemeinen bildeten sich Luche in den großen Urstromtälern nach dem Ende der Eiszeit. Der steigende Grundwasserspiegel führte zur Entstehung von Versumpfungsmooren. Die Torfmächtigkeit ist gewöhnlich gering und liegt meist unter zwei Meter. Das ‚Luchland' ist also ein Jungmoränengebiet, welches durch weiträumige Niederungsflächen beherrscht wird. Zwischen den Niederungen ragen die trockenen und teilweise bewaldeten ‚Ländchen' heraus. Die Ländchen haben eine Höhe von zumeist 40-80 m und sind geologisch flache Grundmoränenbildungen, die zum Teil von Endmoränenbildungen aus Geschiebemergel oder Sanden überlagert werden.

Das Havelländische Luch entstand während der Weichsel- oder Würmkaltzeit (70.000-8.000 v. Chr.) im Becken des Warschau-Berliner Urstromtals. Der Wasserhaushalt dieses Gebietes wird maßgeblich von der Havel beeinflusst, die eine Vielzahl von Seen und seenartigen Erweiterungen entstehen ließ. Die Havel

entspringt in Mecklenburg und mündet bei Havelberg in die Elbe. Ein geringes Gefälle[1] sowie eine niedrige Abflussgeschwindigkeit charakterisieren diesen Fluss. Das Havelländische Luch, das innerhalb des Havelbogens liegt, war regelmäßigen Überschwemmungen ausgesetzt, da die Niederungen des Havellandes ein natürliches Auffang- und Entlastungsbecken für die Hochwasser der Elbe bilden.

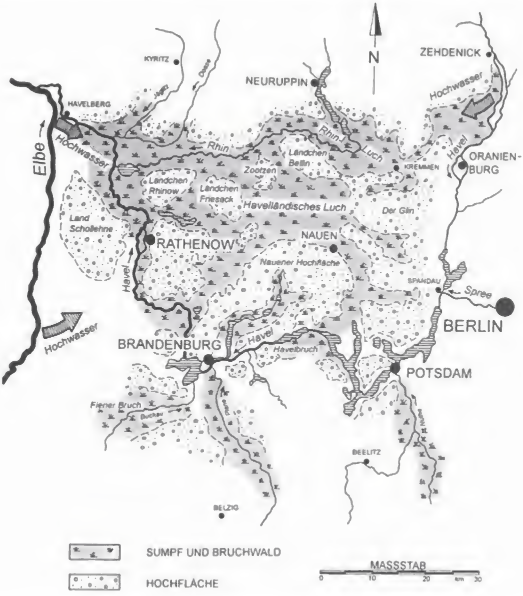


Abb. 1: Das Havelland

[1] Das Gefälle der gesamten Havel beträgt 0,13 ‰, was einem Höhenunterschied von einem Meter auf 7876 Metern entspricht. Der Unterlauf der Havel von der Spreemündung bis zur Elbemündung hat sogar nur ein Gefälle von 0,05 ‰. Im Vergleich dazu hat die Elbe zwischen Tanger- und Havelmündung ein Gefälle von 0,177‰ (Elbstrom, S. 368f.)

Ein zweiter für das Havelländische Luch wichtiger Fluss ist der Rhin, der aus dem Rheinsberger Seengebiet kommt und unterhalb von Strodehne in die Havel mündet. Die Begrenzung des Havelländischen Luchs, welches eine Fläche von 300 km² (46 800 ha) aufweist, erfolgt im Osten durch das Ländchen Glien, im Süden durch die Nauener Platte und im Westen durch das Rathenower Moränengebiet. Im Norden trennt das Ländchen Bellin das Havelländische Luch vom Rhinluch (Abb. 1). Fontane beschrieb dieses Gebiet als pilzförmig, wobei das Rhinluch den Schirm und das Havelländische Luch den Stiel bildet.

Die meisten Luche in Brandenburg wurden mittlerweile durch den Menschen wasserbaulich verändert und kultiviert. Die Maßnahmen werden als Melioration[2] bezeichnet, weil sie eine Erhöhung oder Erhaltung der Fruchtbarkeit eines land- oder forstwirtschaftlich genutzten Boden zur Folge haben. Diese beinhalten die Änderungen des Wasserhaushalts einer Fläche, Eingriffe in die Bodenstruktur und Verbesserung des Nährstoffzustandes. Die Luche werden nach der Melioration gewöhnlich als Grünland genutzt. Im Folgenden wird auf die Melioration unter Friedrich Wilhelm I. zwischen 1718-1724 eingegangen.

2 Ablauf der Melioration

2.1 Zustand vor der Melioration und Vorläuferarbeiten

Vor der Melioration war die Vegetation durch Staunässe geprägt. Jedes Frühjahr quoll der Boden auf und die mit Riedgräsern, wie zum Beispiel Seggen, bedeckten Flächen hoben sich. Klöden überlieferte 1835 den Zustand des Havelländischen Luchs vor 1718 als eine „wilde Urgegend", welche „in jedem Frühjahr einem weiten See [glich], über welchem jene Raasenstellen wie grüne schwimmende Inseln […] hervorragten, während an anderen Stellen die Weiden, Erlen und Birkengebüsche sich mit ihren Wipfeln im Wasser spiegelten…" (Klöden, S. 50ff.).[3] Das Luch wurde landwirtschaftlich genutzt, indem Kühe darin weideten und die Seggen, die von Kühen nur mangels Alternativen gefressen werden, zur Heuherstellung abgemäht wurden. Allerdings war beides nur unter großen Mühen möglich, da nur im hohen Sommer und bei trockener Witterung der größte Teil des Luchs zu passieren war. „So wenig nutzbar dieses Luch für den Menschen und sein gezähmtes Vieh war, so vortrefflich war es für das Wild geeignet, In früheren Zeiten hausten hier selbst Thiere […] wie Luchse, Bären und Wölfe. […] Besonders waren es die Sumpfvögel, Kraniche, […] Störche etc., welche hochbeinig in diesem Paradiese der Frösche einherstolzierten, und mit ihnen bewohnte

[2] lat. *meliorare* = verbessern

[3] Die Abhandlung Klödens besteht aus 10 Teilen, die in den Jahren 1828 bis 1837 entstanden sind und einen geognostischen Gesamtabriss der Mark Brandenburg enthalten.

die Wasser ein unendliches Heer von Enten aller Art, nebst einer Unzahl anderer Wasservögel." (Klöden, S. 53).

Klöden beschreibt ein Jahrhundert nach der Melioration einen Zustand, den er selber nicht erlebt hat. Daher sind seine Beschreibungen kritisch zu betrachten, auch in Hinsicht auf seine Motivation, die preußischen Wohltaten zu loben und zu überhöhen. Dass sich Luchse und Bären, die als Waldbewohner bekannt sind, tatsächlich in dem Sumpfgebiet aufhielten ist fragwürdig. Wohingegen Wölfe „die Wälder und Sümpfe [durchstreiften]" (Blackbourn, S. 33). Luchse, Bären und Wölfe hatten sich infolge des dreißig jährigen Krieges stark vermehrt und es kam vielerorts zu Konflikten, da die Raubtiere auch das Vieh der Bevölkerung fraßen. Vor allem Bären und Wölfe galten als grausam und raubgierig. Durch das systematische Jagen dieser Arten und die großzügigen Prämien verschwanden Luchse, Bären und Wölfe zwischen 1750 und 1790 weitgehend aus deutschen Staaten (Blackbourn, S. 61f.). Aus Brandenburg waren Bären allerdings bereits zur Zeit des Großen Kurfürsten vollständig verdrängt worden. Die Verwendung dieser drei gefährlichen Arten als Topos ist ein Hinweis auf die Urtümlichkeit des Gebietes.



Abb. 2: Der Große Havelländische Hauptkanal

Bereits im 17. Jahrhundert hatten die Nähe der Residenzen und der entstehenden Großstadt Berlin das wenig fruchtbare Gebiet zum Gegenstand des königlichen Interesses gemacht. Im Vordergrund der landesherrlichen Bemühungen standen dabei die Verbesserung der Schifffahrt, die Urbarmachung und Besiedelung sowie ein gewisser Ausgleich der Interessen von Müllern und Landwirten. Seit Beginn des 18. Jahrhunderts wurde durch Begradigungen, Verlegungen und Vertiefungen in den Lauf der Havel eingegriffen (Gudermann, S. 57ff.). Auch der Bau von Wassermühlen in Spandau, Brandenburg und Rathenow stellte einen bedeutenden Eingriff in den Wasserhaushalt des Luchs dar. Auf Grund des geringen Gefälles der Havel legten die Müller, zur besseren Nutzung der Wasserkraft, verschiedene Staustufen an. So kam es vielerorts zum Mühlenrückstau und der Vernässung der oberhalb gelegenen Flächen (Gudermann, S. 54f.).

2.2 Die Melioration von 1718 bis 1724

Die Kultivierung des Havelluchs wurde bereits vom Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm in Aussicht genommen, um durch Entwässerung dem Landbau und der Viehzucht aufzuhelfen. Allerdings fehlte es sowohl an Geld als auch an sachverständigen Unternehmern, wodurch die Pläne zunächst aufgegeben wurden. Wieder aufgenommen wurden sie vom Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I., der schließlich die Melioration durchführen ließ. Am 30. Mai 1714 setzte er eine Kommission ein, um das Luch kartographisch zu erfassen. Diese lang andauernde Untersuchung ergaben, dass „die Trockenlegung des Havelländischen Luchs, theils wegen der von den Interessenten dawieder erhobenen Einwendungen, theils wegen den in den Lokalverhältnissen beruhenden unüberwindlichen Schwierigkeiten, unausführbar sei.“ (Riedel, S. 53).

Am 27. Januar 1718 wurde der Oberjägermeister von Hertefeld, der bereits Entwässerungsarbeiten auf seinen eigenen Gütern in der Grafschaft Kleve und im Havelland durchgeführt hatte, mit der Planung des Meliorationsprojekts beauftragt. Der Plan sah vor, einen Hauptentwässerungskanal mit einem Netz von weiteren kleineren Kanälen und Gräben anzulegen. Weiterhin sollte im Luch ein Musterhof zur Butter- und Käseherstellung entstehen und diese Kunst über die ganze Mark Brandenburg verbreitet werden. Mit dieser pädagogischen Maßnahme sollte die Landeskultur gehoben werden. Ziel der wasserbaulichen Maßnahmen war die Ansiedlung von Kolonisten sowie die Verbesserung des Wasserabflusses.

Friedrich Wilhem I. kündigte am 14. März 1718 den Beginn der Maßnahmen an und verpflichtete zugleich die Eigentümer, zu den Kosten der Melioration entsprechend ihres Anteils an der Fläche beizutragen, wobei er denen, die das Geld nicht aufbringen konnten, ein verzinsliches Darlehen anbot. Der Protest gegen das Projekt blieb nicht aus, da die Betroffenen eine verringerte Heuernte und eine Beeinträchtigung der Viehtriften befürchteten. Keiner der Bewohner wollte freiwillig die geforderten Leistungen abliefern. In der Verfügung vom 27. April 1718 drohte der König mit einer zwangsweisen Eintreibung der Kosten, woraufhin die

meisten Luchbewohner bezahlten. Allerdings wuchsen damit Klagen gegen die Maßnahmen im Luchgebiet. Die Summe, zu welcher die Dorfgemeinschaften verpflichtet wurden, betrug 38.000 Taler. Diese Auflage war für die Gutsherrschaften und bäuerlichen Untertanen zu hoch, so dass sie sich für dieses „abentheuerliche“ Unternehmen, „mit mehr nachteiligen als wohlthätigen Folgen“ (Riedel, S. 60), verschulden mussten.

Die Arbeiten begannen im Juni 1718 in den Ortschaften Hohennauen, Friesack und den Arendshörsten, gingen aber wegen schlechter Witterung sowie Geld- und Arbeitermangel nur schleppend voran. Im nächsten Jahr wurden die Maß nahmen weitergeführt und mit mehr Arbeitern und weiterem Geld konnten die

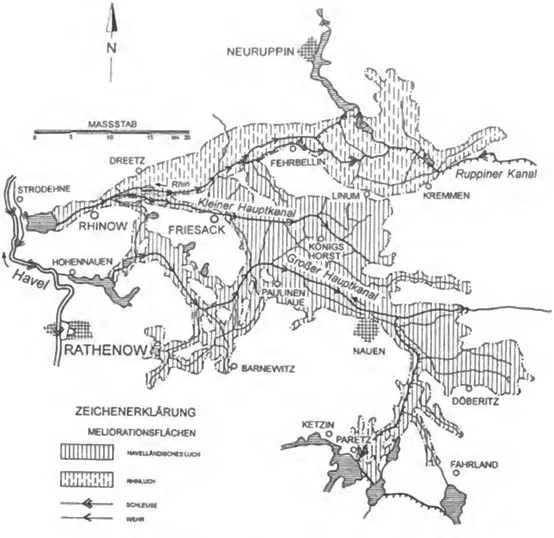


Abb. 3: Meliorationsflächen im Havel- und Rhinluch

Hauptanlagen vollendet werden. Dabei waren ungefähr 1000 Arbeiter inklusive 200 Soldaten an dem bis zum Hohennauener See reichenden Großen Havelländischen Hauptkanal beschäftigt, welcher im Dezember 1719 mit vielen Nebengräben fertig gestellt werden konnte. Von 1721-1724 vollzog sich die Trockenlegung des Luchs. In diesen Jahren erfolgten viele weitere Arbeiten, wie die Anlage von Nebengräben und der Bau von Brücken und Dämmen, welche den ursprünglichen Kostenvoranschlag von 16 Groschen pro Morgen Luchland um weitere 8 Groschen erhöhten. Zusätzlich wurden viele der anfallenden Arbeiten den Dorfgemeinschaften auferlegt, um die Gemeinkassen nicht zu belasten.

Für die Meliorationsmaßnahmen wurde ein Netz von Gräben angelegt (s. Abb. 3) in einer Gesamtlänge von 535,5 km. Zusätzlich wurden die einzelnen Flächen des Luchs von einem Deichsystem unterteilt, um Schäden durch ausufernde Wellen zu vermeiden. Die wichtigsten Vorfluter des Havelländischen Luchs sind heute der Große Hauptkanal und der von Friesack bis zum Vorwerk Kienberg verlaufende Kleine Hauptkanal.

Zeitgleich mit dem Bau der Kanäle wurde auf den ehemaligen Arendshorsten das Domänenamt Königshorst angelegt, bei dem bereits 1719 das erste Heu geworben werden konnte. Noch im gleichen Jahr wurden die ersten Kühe aus Ostfriesland eingeführt, die neben der Milchproduktion auch zu einer Veredelung des inländischen Rindviehbestandes führen sollten. 1722 berief der König einen Meier aus der Grafschaft Kleve, um eine Milchwirtschaft mit Butter- und Käsezubereitung nach holländischem Vorbild zu errichten, denn Königshorst sollte sich zum Mittelpunkt einer bedeutenden Milchwirtschaft entwickeln. Des Weiteren entstand eine Lehranstalt für Bauerntöchter, die bis zum Tode Friedrich Wilhelms I. im Jahre 1740 erhalten blieb. Friedrich II. ließ die Ländereien zur Ochsenmast statt zur Milchwirtschaft verwenden, um die Einfuhr von Schlachtvieh aus dem Ausland zu reduzieren. Somit wurde die Butterherstellung mangels Kühen eingeschränkt. In den späteren Regierungsjahren kam der König auf den alten Bewirtschaftungsplan zurück und die Fettweiden wurden wieder den Milchkühen eingeräumt. Durch einen Erlass vom 13. Mai. 1780 stellte er weiterhin das von seinem Vater gegründete Lehrinstitut zum Unterricht der märkischen Landsleute in der Milchwirtschaft als „ordentliche Akademie des Buttermachens" wieder her.

Die für die Melioration aufgewandten Kosten betrugen insgesamt 70.374 Taler und 19 Groschen, wobei alleine der reine Arbeiterlohn 65.141 Taler und 12 Groschen ausmachte. Hier sind allerdings nur die reinen Buchkosten genannt, da nicht entlohnte Arbeitsleistungen und Güter keinen Eintrag fanden. Es ist davon auszugehen, dass mit diesen versteckten Kosten der tatsächlich aufgewendete Betrag um einiges höher war. Während der König 19.000 Taler beisteuerte, mussten die restlichen 51.000 Taler von den Luchinteressenten gezahlt werden. Damit erhöhte sich die Kostenbeteiligung bei einer Gesamtfläche von etwa 60.300 Morgen auf einem Taler und 4 Groschen pro Morgen (Riedel, S. 64). Im Vergleich dazu kostete die in den Jahren 1747-1753 durchgeführte Melioration des Oderbruchs rund 3 Taler pro

Morgen. Mit dem Geld wurden allerdings aufwändigere Maßnahmen wie die Verkürzung und Verlegung der Oder, die Umwallungen des Geländes sowie der Siedlungsbau finanziert (Herrmann, S. 195).

2.3 Nach der Melioration

Nach Abschluss der Melioration sollte durch die Grabenschau- und Uferordnung vom 31. August 1724 der Erhalt der wasserbaulichen Maßnahmen gesichert werden. Es wurde festgelegt, dass die Gräben zweimal jährlich zu räumen und instand zu halten waren. Dazu mussten die darin wachsenden Pflanzen abgeschnitten und herausgezogen werden. Der abgelagerte Sand wurde entfernt und zur Befestigung der Grabenränder neu verwendet. Sofern es erforderlich wurde, sollten die Gräben vertieft oder neu angelegt werden. Auf die Durchführung der Maßnahmen achtete der Landrat des Kreises Havelland. Die Verpflichteten zögerten jedoch die Räumungen immer wieder heraus, so dass zum Beispiel das Amt Königshorst, welches zuvor zeitweilig an Trockenheit gelitten hatte, nach 1733 häufigen Überschwemmungen ausgesetzt war. 1739 übernahm daher ein „Teichhauptmann" die Aufsicht über sämtliche Deiche und Gräben. Weiterhin bestimmte eine Kabinettsordre, dass jeder Anlieger zur Finanzierung der Räumungsarbeiten eine gewisse Summe in eine Luchgrabenkasse einzuzahlen habe. Wenige Jahre später musste jedoch auf Grund erbitterter Streitigkeiten um die Beitragshöhe die Verpflichtung der Betroffenen zur persönlichen Räumung wieder eingeführt werden (Gudermann S. 64f).

Im Jahre 1770 wurde die Grabenschau- und Uferordnung erweitert und für das Havelländische Luch eine Ent- und Bewässerung festgelegt. Somit wurden die Flächen des Domänenamtes und der Dörfer im Luch sowohl bei Hochwasser entwässert, als auch im Sommer bewässert. Für die Bewässerung diente ein Bewässerungskanal, der bei Brieselang Havelwasser reguliert durch eine Stauschleuse in den Großen Hauptkanal leitete. 1842 wurde die Wasserregulierung auf eine reine Entwässerung reduziert und im folgenden Jahr erfolgte die Öffnung der Bewässerungsschleuse in Brieselang zum letzten Mal. Da die Luchbewohner auf eine Bewässerung angewiesen waren, ließen sie die Gräben verfallen. In den schlecht geräumten Gräben stand das Wasser wieder länger im Luch, wodurch das Bedürfnis nach Bewässerung gestillt werden konnte. Die Meliorationsanlagen verfielen mehr und mehr, bis man im Jahre 1859 etwa die Hälfte der Gräben außer Schau stellte[4].

In der Folgezeit gab es weitere Überlegungen der Wasserregulierung, welche zum Teil nicht umgesetzt wurden oder aber nicht weit genug reichten um die Probleme der Überschwemmungen der Havel zu lösen (Hennings, S. 8f, 36ff). Ende der 1970er wurden im Havelland im Zuge der „Hydrokomplexmeliorationen" in der DDR wieder Entwässerungsgräben gezogen.

[4] „Außer Schau stellen" bedeutet, dass diese Gräben nicht mehr überwacht und instand gehalten wurden.

2.4 Folgen und Bedeutung der Melioration bis heute

Die Melioration des Havelländischen Luchs reiht sich in die großmaßstäblichen Landeskulturmaßnahmen in Brandenburg/Preußen ein. Nach preußischer Geschichtsschreibung begannen sich bereits 1723 die Ergebnisse der Melioration deutlich zu zeigen. Der Boden wurde fester, wodurch das Vieh nicht mehr einsank, aber auch die Vegetation veränderte sich. Weiterhin nahmen die ansteckenden Viehkrankheiten ab und durch eine bessere Winterfütterung war es möglich, den Viehbestand zu verdoppeln (Riedel, 65). Allerdings zogen die Maßnahmen auch andere Folgen nach sich, wie das Austrocknen der Flächen an den Rändern durch die Entwässerungssysteme. Dadurch kam es zu einem Wertverlust der Flächen, deren Besitzer sich immer wieder mit Eingaben und Beschwerden beklagten (Gudermann, S. 75f). Dementsprechend war die Haltung der Luchbewohner gegenüber den königlichen Meliorationsprojekten gespalten.

Friedrich II. setzte mit großem persönlichem Nachdruck Landeskulturprojekte durch. So nahm in seiner Amtszeit die Anzahl der Projekte zur Trockenlegung des Landes immer weiter zu und erreichte 1770 ihren Höhepunkt (Blackbourn, S. 54). Landeskulturmaßnahmen ziehen sich somit durch die ganze Regierungszeit der preußischen Könige des 18. Jahrhunderts. Den Nachfolgern von Friedrich II. aber mangelte es an Interesse oder Geld für weiterführende Meliorationen. Die in ihrer Instandhaltung kostspieligen und aufwändigen Anlagen aus dem 18. Jahrhundert verfielen mit dem nachlassenden staatlichen Engagement (Gudermann, S. 68).

Die Melioration des Havelländischen Luchs wurde in der Geschichtsschreibung als Erfolg gewertet und galt als Vorbild für spätere Meliorationsmaßnahmen im Oderbruch (Herrmann, S. 4) und bei der Warthe-Netze-Melioration. Sowohl die Texte Klödens als auch Riedels sind Lobpreisungen auf den preußischen Herrscher und seine Meliorationen. Sie können nicht unkritisch gelesen werden, da im Nachhinein die Realität überhöht wurde. Folgen, wie die weitreichende Veränderung des Wasserhaushalts im gesamten Gebiet des Havelländischen Luchs und die weiterhin wiederkehrenden Überschwemmungen, wurden ausgeblendet. Bedeutsam war alleine die Umwandlung des Gebietes durch herrschaftlichen Willen. Auch wenn nun im Luch Weidewirtschaft betrieben werden konnte, „die Fruchtbarkeit freilich […] hat kein königlicher Erlaß ihm geben können…“ (Fontane, S. 108).



Abb. 4, 5: links: Kranich, rechts: Großtrappe

Heute präsentiert sich das Havelländische Luch als eine großflächige Grünlandschaft, in der Pappeln oder Schwarzerlen Gräben und Kanäle säumen und nur vereinzelt kleine Wäldchen zu finden sind. Das Gebiet wird hauptsächlich für den Ackerbau und die Grünlandnutzung verwendet. Seit 1990 konnten durch die Wasseraufstauungen im Winter und im Frühjahr wieder neue Rast- und Brutplätze für Enten und Kraniche (s. Abb. 4) geschaffen werden. Seit dem 1. Juli 2004 sind auch 869 km² des Havelländischen Luchs als Naturschutzgebiet, Flora-Fauna-Habitat, ausgewiesen. Für ornithologische Exkursionen ist der Südwesten des Luchs interessant, in dem ein Europäisches Vogelschutzgebiet mit SPA (Special Protection Area) Kennzeichnung ausgewiesen wurde.

3 Erreichbarkeit

Von Berlin aus kann man das Havelländische Luch mit dem Auto über die B5 nach Friesack, über die B1 nach Brandenburg oder über die B102 nach Rathenow erreichen.

Es ist ebenfalls möglich das Havelländische Luch und das Schutzgebiet Havelländisches Luch, welches vom Bahnhof Nennhausen gut zugänglich ist, über die Zugstrecke Berlin-Rathenow zu durchqueren.

Eine dritte Möglichkeit bietet der Havelland-Radweg, der von Spandau über Paaren, Nauen und Ribbeck durch das Luch nach Rathenow führt. Von Nauen oder Rathenow kann man, wieder mit dem Zug nach Berlin zurückzukehren.

4 Reiseempfehlung

An dem Kranichrastplatz in Utershorst nördlich von Nauen können jedes Jahr tausende Kraniche auf Herbstzug beobachtet werden. Auch die Staatliche Vogelschutzwarte in Buckow mit Großtrappenaufzuchtsstation und Informations-Zentrum ist empfehlenswert. Zwei Kilometer südlich, nahe Garlitz, können von den zwei Beobachtungstürmen aus Großtrappen (s. Abb. 5) in einem der letzten deutschen Refugien betrachtet werden.

Literatur

Blackbourn, D (2007) Die Eroberung der Natur. Eine Geschichte der Deutschen Landschaft. München

Königlichen Elbstrombauverwaltung zu Magdeburg (1898) Der Elbstrom, sein Stromgebiet und seine wichtigsten Nebenflüsse. Band III, 2. Abteilung. Berlin

Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. Herausgegeben von der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 12. Band. Hirzel. Leipzig

Fontane, T (1997) Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Band III: Havelland. Berlin

Gudermann, R (2000) Morastwelt und Paradies. Ökonomie und Ökologie in der Landwirtschaft am Beispiel der Meliorationen in Westfalen und Brandenburg (1830-1880). Paderborn

Hennings, H (1934) Die Wasserhaltung im Havelländischen Luch, Regierungsbezirk Potsdam, nach erfolgreicher Hauptmelioration und deren Bedeutung für landwirtschaftliche Betriebe. Dissertation. Berlin

Herrmann, B (1997) „Nun blüht es von End zu End all überall." Die Eindeichung des Nieder-Oderbruchs 1747/1753. Umweltgeschichtliche Materialien zum Wandel eines Naturraums. (Cottbusser Studien zur Geschichte von Technik, Arbeit und Umwelt, Bd. 4), Münster

Klöden, KF (1828-1837) Beiträge zur mineralogischen und geognostischen Kenntniß der Mark Brandenburg. Programm zur Prüfung der Zöglinge der Gewerbeschule. Band 8. Berlin.

Riedel, AF (1841) Urbarmachung des Havelländischen Luches, Gründung und erste Einrichtung des Königlichen Domainen-Amtes Königshorst und daselbst geschehene Errichtung einer Lehranstalt für die Kunst der Butter- und Käsebereitung, durch die Könige Friedrich Wilhelm I und Friedrich II. In: Märkische Forschungen 1. S. 56-93.

Ministerium für Landwirtschaft, Umweltschutz und Raumordnung; Verordnung über das Naturschutzgebiet „Havelländisches Luch", 28.05.2004

http://www.grosstrappe.de/info/info_havel.htm

Bildnachweis

Abbildung 1: nach Kalweit, H. in Gudermann, 2000, S. 47

Abbildung 2: „Der Havelländische Große Hauptkanal", Foto von Botaurus, 8.11.2007 http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Havellaendischer-Grosser-Hauptkanal-bei-Utershorst-08-XI-2007-001.jpg

Abbildung 3: nach Kalweit, H. in Gudermann, 2000, S. 63

Abbildung 4: „Großtrappe", Foto vom Landesbildungsserver Baden-Württemberg http://www.schule-bw.de/unterricht/faecher/biologie/bild/tiere/voegel/Grosstrappe.jpg/view

Abbildung 5: „Kranich", Foto von Marek Szczepanek, 11. 4. 2005, License: GFDL http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Grus_grus_4_%28Marek_Szczepanek%29.jpg

»Ein romantischer Zauber liegt über dieser Landschaft«

Theodor Fontanes Schottland und der Tourismus

Maren Ermisch

> *Alle Welt reist. So gewiß in alten Tagen eine Wetter-Unterhaltung war, so gewiß ist jetzt eine Reise-Unterhaltung. »Wo waren Sie in diesem Sommer«, heißt es von Oktober bis Weihnachten; »wohin werden Sie sich im nächsten Sommer wenden?« heißt es von Weihnachten bis Ostern; viele Menschen betrachten elf Monate des Jahres nur als eine Vorbereitung auf den zwölften, nur als die Leiter, die auf die Höhe des Daseins führt. Um dieses Zwölftels willen wird gelebt.*[1]

Der angehende Schottland-Tourist, der sich heutzutage mit Hilfe von deutschsprachigen Reiseführern auf seine Fahrt vorbereitet, wird feststellen, dass kaum einer davon ohne einen Hinweis auf Theodor Fontanes Schottlandreise von 1858 auskommt. Entweder finden Fontanes Eindrücke bei der Beschreibung einer Sehenswürdigkeit Erwähnung, seiner gesamten Reise wird ein kurzer Exkurs gewidmet oder Fontanes Bericht steht auf der Liste der empfehlenswerten Literatur ganz oben. Hier einige Beispiele: Im Schottlandreiseführer aus dem Reise Know-How Verlag findet sich auf zwei Seiten unter der Überschrift *Theodor Fontane –*

---

[1] Theodor Fontane: Modernes Reisen. Eine Plauderei (1873), in: Theodor Fontane: Vor und nach der Reise. Plaudereien und kleine Geschichten, hg. von Walter Hettche und Gabriele Radecke, Berlin 2007 (= Theodor Fontane: Große Brandenburger Ausgabe. Das erzählerische Werk; Band 19), S. 5.

Sammler schottischer Sagen und Legenden ein Bericht über Fontanes Rundreise (S. 252/53). Ebenfalls ist sein Buch *Jenseit des Tweed* in die Literaturtipps aufgenommen (S. 512).[2] Hans-Günter Semsek[3] lässt schon das Einleitungskapitel seines Reiseführers mit einem längeren Zitat aus *Jenseit des Tweed* beginnen, er zieht Fontane auch im Folgenden noch mehrfach als Gewährsmann heran[4] – insbesondere in seinen Kapiteln über Edinburgh und Loch Katrine. Der Reiseführer von Susanne Tschirner[5] wiederum widmet Fontanes Tour gemeinsam mit der von Johnson und Boswell einen Exkurs und zitiert dann noch einige Male seine Äußerungen zu Sehenswürdigkeiten oder Landschaften.[6] Auch Annette Kossow[7] widmet Fontanes Reisebericht einen kurzen Exkurs. Sogar im Wanderreiseführer von Henning und Ronald Böhme[8] werden Bemerkungen Fontanes über Schottland zitiert. Die Autoren wählen allerdings meistens seine kritischen Anmerkungen zur Ödheit und Verlassenheit der Landschaft und zur Armut der Bevölkerung aus. Lediglich der »Reiseführer mit dem hohen Gebrauchswert«[9] von Franz Rappel erwähnt Fontane nicht, wobei er aber auch sonst vollständig auf Literaturhinweise oder Leseempfehlungen verzichtet.

Ähnlich prominent ist in den deutschen Schottland-Reiseführern nur noch die Reise von Dr. Samuel Johnson und James Boswell von 1773 vertreten. Offensichtlich haben also Fontanes Beschreibungen für die Reisejournalisten bis heute ihre Gültigkeit und Bedeutung. Nicht zuletzt zeugen die zahlreichen Auflagen von *Jenseit des Tweed* und die bebilderten Ausgaben vom anhaltenden Interesse an diesem Werk.[10]

---

[2] Andreas Braun/Holger Cordes/Antje Großwendt: Schottland, Bielefeld: Reise Know-How Verlag 2007.

[3] Hans-Günter Semsek: Schottland, Köln: Vista Point Verlag 2000.

[4] Der Reiseführer hat 248 Seiten und durchschnittlich kommt auf jeder zehnten Seite ein kürzeres mitunter aber auch ein mehrzeiliges Zitat Fontanes.

[5] Susanne Tschirner: Schottland mit Hebriden, Orkney und Shetland, Köln: DuMont 1996 (= Richtig reisen).

[6] U.a. auch die *Brück' am Tay*. In den »Lesetips« empfiehlt sie *Jenseit des Tweed* mit den Worten: »unverzichtbar, wildromantisch, zart ironisch«, S. 327. Es ist allerdings anzumerken, dass Susanne Tschirner Germanistin ist und daher möglicherweise von Berufs wegen Fontane näher steht als andere Reisejournalisten.

[7] Annette Kossow: Schottland. Reise-Handbuch, Dormagen: Reisebuchverlag Iwanowski 2005, S. 211.

[8] Henning und Ronald Böhme: Schottland. 38 Routen durch Edinburgh und Stirling, zu den wichtigsten Castles, durch die Seenlandschaften und über die Highlands, zur Nordküste und zu den Inneren Hebriden, München: Bruckmann 1998 (= Erlebnis Wandern).

[9] Franz Rappel: Schottland, Seefeld: Verlag Martin Velbinger 2008.

[10] Nach Auskunft des Aufbau-Verlags – meinen herzlichen Dank an Frau Nele Holdack – erschien z.B. die Aufbau-Taschenbuchausgabe von 1999 bis 2008 in sechs Auflagen mit einer Gesamtauflage von 10.500 Exemplaren.

Fontane in Schottland

»Nach Schottland also!« So beginnt Fontane seinen Reisebericht *Jenseit des Tweed. Bilder und Briefe aus Schottland.*[11] Er war nicht der einzige, den es in den Norden Großbritanniens zog. Das als landschaftlicher Inbegriff des Romantischen angesehene Schottland war im 19. Jahrhundert eine beliebte Destination unter Dichtern und Schriftstellern: William und Dorothy Wordsworth[12] zusammen mit Samuel Taylor Coleridge[13] (1803) – bezüglich der Reiseroute beraten von Sir Walter Scott persönlich –, Washington Irving (1816), John Keats[14] (1818), Fanny Lewald[15] (1850) und Henry James (1878) bereisten das Land. Ebenso Maler wie Karl Friedrich Schinkel (1826) und Carl Gustav Carus[16] (1844). Felix Mendelssohn Bartholdy (1829) wurde durch Schottland und die Hebrideninsel Staffa zur *Schottischen Symphonie* und der *Hebriden-Ouvertüre* angeregt. Auch die englische Königin Queen Victoria las die Romane Walter Scotts und beschloss, Schottland besser kennen zu lernen. 1842, 1844 und 1847 machte sie längere Reisen durch Schottland und veröffentlichte 1868 ihren Bericht[17]. Und nicht nur sie. Es entstanden zahlreiche Reisebücher, Briefe und Berichte, anhand derer man ablesen kann, wie das Reisen, die touristische Infrastruktur und auch die Wahrnehmung des Landes sich verändern.[18] Dementsprechend wurden in den Feuilletons der deutschen Presse im 19. Jahrhundert häufig Reiseberichte, -briefe und -tagebücher veröffentlicht.[19]

---

[11] Theodor Fontane: Jenseit des Tweed. Bilder und Briefe aus Schottland, Berlin: Julius Springer 1860. Eine Neuausgabe von *Jenseit des Tweed* – erstmals in historischer Orthografie – im Rahmen der *Großen Brandenburger Ausgabe* der Werke Theodor Fontanes ist in Vorbereitung. Diesen Band werde ich herausgeben, er wird voraussichtlich 2014 erscheinen.

[12] Dorothy Wordsworth: Recollections of a tour made in Scotland, hg. von J. C. Shairp, Edinburgh 1874 und William Wordsworth: Memorials of a Tour in Scotland, 1803.

[13] Coleridge führte ein Reisetagebuch.

[14] Keats schrieb von der Reise ausführliche Briefe an seine Familie und verarbeitete seine direkten Eindrücke in 15 Gedichten, die Bestandteile der Briefe waren.

[15] Fanny Lewald: England und Schottland. Reisetagebuch, Braunschweig 1851. Zum Vergleich von Theodor Fontanes und Fanny Lewalds Reisebericht siehe: Jana Kittelmann: Nordische Natur(en)? Fanny Lewald und Theodor Fontane in Schottland. Mit Briefauszügen von Fanny Lewald und Amelie Bölte, in: Fontane Blätter 89/2010, S. 69–86.

[16] Carus malte unter anderem die Insel Staffa und befasste sich ausführlich mit deren geologischer Formation. Vgl. dazu: Werner Busch: Carus auf Staffa. Mythologie und Geologie, in: Carl Gustav Carus. Wahrnehmung und Konstruktion. Essays, Berlin, München 2009, S. 179–192.

[17] Leaves From The Journal of Our Life In The Highlands, From 1848 To 1861: To Which Are Prefixed And Added Extracts From The Same Journal Giving An Account Of Earlier Visits To Scotland, And Tours In England And Ireland, And Yachting Excursions, hg. von Arthur Helps, London 1868.

[18] Wer sich einen Eindruck über die Vielfalt und Themen der englischsprachigen Reiseberichte verschaffen will, der sei auf June Skinner Sawyers' Anthologie *The Road North. 300 Years of Classic Scottish Travel Writing*, Glasgow 2001 verwiesen.

[19] Vgl. dazu auch: Michael Maurer: Skizzen aus dem sozialen und politischen Leben der Briten. Deutsche Englandreiseberichte des 19. Jahrhunderts, in: Der Reisebericht. Die Entwicklung einer Gattung

So konnte Fontane seine Beobachtungen in Einzelkapiteln in mehreren Zeitschriften unterbringen, bevor er 1860 in Buchform herauskam.[20] Daraus lässt sich schließen, dass das deutsche Lesepublikum solchen Texten ein großes Interesse entgegenbrachte.



Abb. 1: Theodor Fontane um 1865, Loescher & Petsch

Bereits in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nahm die Reisetätigkeit und damit verbunden das Interesse an Reiseberichten in Europa zu. Bedingt durch den Aufstieg des Bürgertums waren längere Reisen möglich geworden, die keinem geschäftlichen Zweck, sondern der Erholung und dem Naturgenuss dienten. War das Reisen in Form der »Grand Tour« bis dato ein Privileg des Adels gewesen, so adaptierte nun die wachsende, finanziell besser gestellte Mittelschicht es für sich und Sommerurlaube wurden allgemein üblich. Insbesondere die britische Mittelschicht entwickelte ein Klassenbewusstsein und verfügte über genug Einkommen, die notwendige freie Zeit und den Bildungshintergrund, sich für Reiseberichte und Reisen zu interessieren. Bedingt durch die positive ökonomische Entwicklung und das wachsende Nationalbewusstsein entwickelte sich in England im 18. Jahr-

in der deutschen Literatur, hg. von Peter J. Brenner, Frankfurt/Main 1989 (= suhrkamp taschenbuch materialien), S. 406–433.

[20] U.a. in der Sonntagsbeilage der *Vossischen Zeitung*, 29. Mai bis 14. August 1859; *Morgenblatt für gebildete Leser*, 9. Oktober 1859 bis 1. Januar 1860; *Neue Preußische Zeitung*, 30. August bis 24. September 1859, sowie einzelne Kapitel in der *Berliner Revue. Sozial-politische Wochenschrift* am 23. Juli 1859, in *Die Presse* (Wien) am 23. Dezember 1859 und in *Europa* 1860.

hundert eine moderne Reisekultur, Großbritannien wurde zum Ursprungsland des modernen Tourismus. Zeitverzögert erreichte diese Entwicklung dann auch Deutschland. Dabei war neben Italien, der Schweiz und Frankreich eben England ein beliebtes Ziel, insbesondere für die Reisenden, die es von Norddeutschland aus ohne Schwierigkeiten erreichen konnten.

Ausgangspunkt der folgenden Betrachtungen ist Theodor Fontanes Schottlandreise im August 1858.[21] Gemeinsam mit seinem Freund Bernhard von Lepel (1817–1885) reiste er von London aus 16 Tage (9. bis 24. August) durch Schottland. Fontane war als Korrespondent für die preußische *Centralstelle für Preßangelegenheiten* in London tätig. Nachdem sich andere Urlaubspläne zerschlagen hatten, beschloss er, endlich die eigentlich schon für 1856 geplante, dann aber aus Geldmangel verschobene »Lieblings-Excursion«[22] nach Schottland nachzuholen. Er bat seinen Freund von Lepel, ihn zu begleiten.[23] Dieser reiste am 5. August an und am 9. August begann die gemeinsame Reise per Bahn, Schiff und Postkutsche. Stationen der Reise waren: Edinburgh, Linlithgow, Stirling, Loch Katrine, Perth, Inverness, Oban, Iona, Staffa, Loch Lomond, Loch Leven, Melrose und Abbotsford. 1300 Kilometer in 16 Tagen. Die Freunde hatten sich also ein gewaltiges Pensum vorgenommen. Rückblickend schreibt Bernhard von Lepel seinem Freund aus Berlin, dass er die Reise doch recht anstrengend fand: »Ach, ich muß es ewig beklagen, nicht vier Wochen länger in England gewesen zu sein. Aber ich werde in meinem Leben nie mehr so jagen. Entweder mit Muße oder gar nicht.«[24] Fontane scheint das nicht so empfunden zu haben, zumindest lässt er nichts darüber verlauten.

---

[21] Die Umstände und Vorbereitungen für die Reise beschreibt umfassend Helmuth Nürnberger: Der frühe Fontane. Politik, Poesie, Geschichte, Hamburg 1967, S. 243–255. Einführend und im Hinblick auf die »Wanderungen« auch Helmuth Nürnberger: Die England-Erfahrung Fontanes, in: Fontane Blätter 58/1994, S. 12–28. Mit der Bedeutung der Englandaufenthalte für Fontanes Biographie und sein Werk beschäftigt sich Hans Heinrich Reuter: Die englische Lehre. Zur Bedeutung und Funktion Englands für Fontanes Schaffen, in: Formen realistischer Erzählkunst. Festschrift für Charlotte Jolles, hg. von Jörg Thunecke, Nottingham 1979, S. 282–299. Dazu gleichfalls: Stefan Neuhaus: Zwischen Beruf und Berufung. Untersuchungen zu Theodor Fontanes journalistischen Arbeiten über Großbritannien, in: Fontane Blätter 54/1992, S. 75–87.

[22] So schreibt er am 2. August 1856 an seine Frau Emilie, in: Emilie und Theodor Fontane: Dichterfrauen sind immer so. Der Ehebriefwechsel 1844–1857, hg. von Gotthard Erler, Berlin 1998 (= Theodor Fontane: Große Brandenburger Ausgabe. Der Ehebriefwechsel; Band 1), S. 375.

[23] Vgl. dazu den Briefwechsel Fontanes und von Lepels in: Theodor Fontane und Bernhard von Lepel: Der Briefwechsel. Kritische Ausgabe. Band 1, hg. von Gabriele Radecke, Berlin, New York 2006 (= Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft; Bd. 5.1), Briefe 337–349.

[24] Ebd., Brief 349, S. 516.

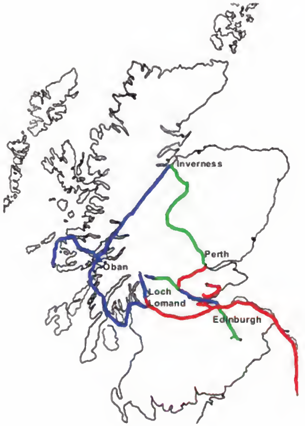


Abb. 2: Fontanes Reiseroute.
rot: Eisenbahnreise, blau: Schiffsreise, grün: Kutschfahrt

Für Fontane war diese Reise vor allem eine Pilgerfahrt zu den Wirkungsstätten und Romanschauplätzen Walter Scotts, den er bereits als Junge – die Begeisterung seines Vaters für Scott teilend – gelesen hatte.[25] Ende 1852 übersetzte er Gedichte Walter Scotts aus *Minstrelsy of the Scottish Border*, wie er Friedrich Witte berichtet.[26] Er setzte sich sehr intensiv mit Scotts Werk auseinander. 1848 schrieb er an Bernhard von Lepel, er habe gerade »3 dicke Scott'sche Romane« gelesen.[27] Daher rührte auch sein Interesse für schottische Landschaften, allerdings nur für poetische Landschaften, also literarische Schauplätze. Sein Bild von Schottland ist durch die Darstellungen Sir Walters geprägt, die er durch In-Augenscheinnahme zu

[25] Vgl. dazu: Theodor Fontane: Meine Kinderjahre. Autobiographischer Roman, Berlin 1894, S. 146. Zum Einfluss Scotts auf Fontanes Schaffen vgl.: Heide Grieve: Fontane und Scott. Die Waverley-Romane und »Vor dem Sturm«, in: Fontane Blätter 20/1974, S. 300–312; sowie das betreffende Kapitel in Stefan Neuhaus: Freiheit, Ungleichheit, Selbstsucht? Fontane und Großbritannien, Frankfurt/Main [u.a.] 1996 (= Helicon. Beiträge zur deutschen Literatur; Band 19).

[26] Theodor Fontane an Friedrich Witte, 4. Dezember 1852. In: Theodor Fontane: Briefe. Erster Band. 1833–1866, hg. von Otto Drude und Helmuth Nürnberger, München 1976 (= Theodor Fontane: Werke, Schriften und Briefe, Abteilung IV), S. 327.

[27] Theodor Fontane an Bernhard von Lepel, 22. November 1848. In: Theodor Fontane und Bernhard von Lepel: Der Briefwechsel [wie Anm. 23], S. 111.

verifizieren suchte. Fontanes Vorstellung von Schottland basierte auf der Literatur, die Wirklichkeit konnte dem nicht immer standhalten, wie er im Laufe der Reise erfahren sollte. 30 Jahre später aber verklärte sich der Eindruck und es blieb nur noch die Erinnerung an eine poetisch geprägte Landschaft, so stellte er rückblickend an Mathilde von Rohr fest: »Jetzt sind es 30 Jahre, fast auf den Tag, daß ich mit Lepel die Reise machte, eine der schönsten in meinem Leben, jedenfalls die poetischste, poetischer als Schweiz, Frankreich, Italien und alles was ich später sah.«[28] Mit der Reise erfüllte sich ein Jugendtraum, so berichtete er seinem Freund Hans Hertz: »Ich bin mit Maria Stuart zu Bett gegangen und mit Archibald Douglas aufgestanden, das romantisch Phantastische hat mich von Jugend auf entzückt [...]«.[29] Das vorgefasste poetische Bild prägte auch die Reiseroute:

> Mit Inverneß hatten wir den äußersten Punkt unseres Reiseziels erreicht. Die nördlicher gelegenen Grafschaften, Roßshire, Sutherland und Caithneß, entbehren keineswegs des Reizes landschaftlicher Schönheit, aber sie sind verhältnißmäßig arm an Plätzen historischer Erinnerung oder romantischen Interesses und wiederholen selbst in landschaftlicher Beziehung nur jene Bilder, die wir zwischen dem Firth of Forth und dem Moray-Busen bereits kennen gelernt haben [...].[30]

Überaus launig schildert Fontane zunächst aber den Beginn der Reise, die Bahnfahrt von London nach Edinburgh. Wir erfahren, dass die Schotten sparsam sind und lieber dritter Klasse fahren und bereits im Zug das »schottische Element [...] sich in seinem pittoresken Reiz [bewährte]« (S. 6). Vor allem vermittelt Fontane aber ein Bild der Reiseumstände:

> Ohne Aufenthalt brausten wir durch ein halbes Dutzend Stationsplätze hindurch; erst in Peterborough (einer Kathedralen-Stadt, 15 deutsche Meilen von London) machten wir Halt, um einen anderen Zug abzuwarten. Inzwischen war es Nacht geworden und jeder schickte sich an, der Ruhe zu pflegen, so gut es die Wände und Bänke irgend erlaubten. Die Schüler lagen schnarchend auf harter Diele, die Kinder schliefen, die Flaggen waren eingezogen; nur die alte Lady saß noch immer aufrecht, fest entschlossen, stärker zu sein als Schlaf und Ermattung. Die Geschwindigkeit, mit der wir fuhren, wuchs jetzt, 40 engl. Meilen die Stunde. Man überantwortete sich seinem Gott und schlief ein. Dann und wann hielt der Zug und unbekannte, wenigstens unverstandene Worte trafen das Ohr, endlich aber schüttelte das in Traum und Halbschlaf

[28] Theodor Fontane an Mathilde von Rohr, 16. Mai 1888, in: Theodor Fontane: Briefe III. Briefe an Mathilde von Rohr, hg. von Kurt Schreinert, Berlin 1969, S. 228.

[29] Theodor Fontane an Hans Hertz, 14. April 1891, in: Theodor Fontane: Briefe an Wilhelm und Hans Hertz. 1859–1898, hg. von Kurt Schreinert, Stuttgart 1972, S. 329.

[30] Jenseit des Tweed [wie Anm. 11], S. 259. Im Folgenden werden alle Zitate im Fließtext unter Angabe der Seitenzahl in der Erstausgabe aus dem Julius Springer Verlag wiedergegeben.

> lang herbeiersehnte: »York, York, fifteen minutes« den Schlaf von aller Augen und halb schiebend, halb geschoben, fanden wir uns endlich an einer langen Tafel wieder, auf der die Zugehörigkeiten eines englischen Frühstücks servirt waren. Tea, Coffee, Soda-Water, klang es hier fordernd durch einander. Funfzehn Minuten sind wenig Zeit für hundert Gäste und drei verschlafene Kellner. Meine Tasse Thee war erst halb geleert, als die Glocke draußen schon wieder lärmte. »Das war also York!« rief ich dem Freunde zu, mich neben ihm in die Ecke drückend. »So gehen uns die Wünsche unsrer Jugend in Erfüllung. Statt des Doms ein Bahnhof und statt des Platzes, drauf Percy starb, eine Restauration mit doppelten Preisen.« (S. 7f.)

Fontane ging es nicht um eine Reise ins moderne Schottland, sondern ins historische. Ihn interessierte die Geschichte von Thomas Percy, 7th Earl of Northumberland (1528–1572)[31], nicht die zeitgenössische Stadtarchitektur. Fontanes Ziel war es, die literarischen Orte zu besuchen und die ihm bekannten Geschichten in der schottischen Landschaft zu verorten: »Das Land, durch das er reist, ist Bilderbuch und Staffage zugleich.«[32] Die moderne Seite des Landes war Fontane auf dieser Reise nicht wichtig, anstatt die Industriestadt Glasgow zu besuchen, die Bernhard von Lepel sehr interessiert hätte, fuhr er angesichts ihrer Schornsteine eilends nach Edinburgh weiter. Ähnlich ging es Johanna Schopenhauer bereits 70 Jahre zuvor, die der modernen Stadt Glasgow ebenfalls wenig abgewinnen konnte, sie aber immerhin besucht hat.[33] Fontane nahm die zeitgenössische industrielle Entwicklung und die Entromantisierung der vermeintlich ursprünglichen Landschaft durch den aufkommenden Massentourismus durchaus wahr – Beispiele dafür werden folgen –, und mokierte sich darüber, blendete sie jedoch meist erfolgreich aus bzw. setzte bewusst einen anderen Schwerpunkt: »Was Fontane vorhatte, war eine Reise in eine romantisch verklärte Vergangenheit; was er vorfand war zunächst einmal ein verkehrstechnisch hochentwickeltes Land, das zu ebendieser Vergangenheit kein romantisches, sondern ein finanzielles Verhältnis unterhielt.«[34] Fontane registrierte das moderne Schottland nur am Rande. Natürlich nutzte er die Vorteile der neuen Technik in Form von Eisenbahnen und Dampfschiffen[35], der damit verbundene Touristenstrom aber schreckte ihn eher ab. Fontane war ganz auf schottische Geschichte und Literatur eingestellt und demnach steht in seinem Reisebuch dieses romantische, heldenhafte Schottland im Vordergrund. Die Schotten aber begannen sich ab Mitte des 18. Jahrhunderts zunehmend auf die Bedürfnisse der

[31] Dieser wurde am 22. August 1572 in York hingerichtet, weil er die katholischen Adligen in Nordengland gegen Elisabeth I. von England aufgewiegelt hatte.
[32] Freiheit, Ungleichheit, Selbstsucht? [wie Anm. 20], S. 141.
[33] Johanna Schopenhauer: Reise durch England und Schottland, Leipzig 1830 (= Johanna Schopenhauer: Sämmtliche Schriften; Band 15 und 16).
[34] Gotthard Erler: Fontane in Schottland, in: Fontane Blätter 18/1974, S. 124–134, hier: S. 126.
[35] S.u. sein Lob auf die Dampfschifffahrtsgesellschaft Hutcheson.

Touristen einzustellen. Fontane erwähnt immer wieder überfüllte Kutschen und Mitreisende, die er unterwegs kennen lernt, kommentiert das aber nur gelegentlich.

Mitte des 19. Jahrhunderts war der Tourismus durchaus eine ernstzunehmende Einnahmequelle für die Schotten und Fontanes Reiseerinnerungen bieten auch Belege dafür: Beispielsweise die Zimmervermieter hatten gelernt, die Lage der Touristen zu ihrem Vorteil zu nutzen, wenn sie etwa Wucherpreise forderten. Man beachte die kluge Strategie, die sich eine Wirtin in Oban zugelegt hatte und die Fontane schließlich auch leicht durchschaute:

> Wir waren also wieder im Hinterhause der Mrs. Mackay, (die uns, wie sich der Leser erinnern wird, bei einer Hintersassin von ihr, einer zimmervermiethenden alten Waschfrau untergebracht hatte), und waren just müde genug, um trotz des nachbarlichen Pferdestalls, dessen ich auch schon erwähnte, einen guten Schlaf zu thun. Das Erwachen war minder froh. »Get up, gentlemen, or you will miss the steamer!« so klang es draußen, während eine geschäftige Hand abwechselnd klopfte und an der Klinke rasselte. Mit Worten, die einem Morgengebet so unähnlich waren, wie nur möglich, sprangen wir aus dem Bett, und kaum halb angezogen, griffen wir schon nach unsern Reisetaschen, um die zerstreut umherliegenden Garderobenstücke so gut wie möglich unterzubringen. […] Wir flogen in unsere Röcke und Ueberzieher hinein, rafften alles zusammen, was noch auf Tisch und Betten lag, stopften es in die Säcke und stürzten fort. An der Hofthür stand die Wirthin, n i c h t Mrs. Mackay, sondern die Hintersassin […] . Sie trat uns in den Weg, um die ungemüthlichen Geldgeschäfte stehenden Fußes abzumachen »Wie viel?« – Fünfzehn Schillinge – [ ] Es war eine enorme Summe für zwei Nachtquartiere und weiter nichts; indeß die Schiffsglocke, die eben wieder einsetzte, schnitt jede Unterhandlung ab und die Schillinge und halbe Kronenstücke liefen rasch aus meiner Hand in die Hand der Wirthin. Unerhört! es reicht nicht, es fehlt ein Sixpence! Die Silberstücke fallen in meine Börse zurück und ein Sovereign steigt statt ihrer aus den Tiefen der Ledertasche an's Licht. »Give me change!« rufe ich der Alten zu, die mit der Ruhe des Siegers vor mir steht. Sie nimmt den Sovereign, steckt ihn ein und erwiedert nicht ohne Anflug von Hohn: »I have no change, but I will send to the butcher.« […] Es war kein Zweifel, die Hintersassin der Mrs. Mackay hatte mit uns eine Scene durchgespielt, deren praktische Brauchbarkeit sie längst erprobt haben mußte. Wie an der kurischen Küste ein Edelmann lebte, der falsche Feuer anzünden ließ, um an gescheiterten Schiffen sein Strandrecht zu üben, so war es bei der alten Waschfrau Geschäftsmaxime geworden, ihre Gäste so spät wie möglich zu wecken, um von der panischen Wirkung des: »make haste, gentlemen, or you will miss the steamer«, den möglichsten Vortheil zu ziehen. Erst am Abend desselben Tages, als wir im Gasthaus zu Balloch einen Blick in unsere Reisesäcke thaten, erkannten wir ganz wie die Hintersassin uns mitgespielt hatte. An Morgenschuhen, Haarbürsten und Nachttüchern, die zurückgelassen waren, übte die Alte nun triumphirend ihr Strand-

> recht, und ein eben ausgepackter Lackstiefel, der ohne Halt und Gegenlehne auf dem Tisch stand, schien die Frage an mich zu richten: »wo ist der andere?« Sie haben sich nicht wiedergesehen. (S. 300ff.)[36]

Ob die 15 Schillinge, die die Zimmervermieterin forderte, tatsächlich sehr hoch gegriffen waren, ist schwer auszumachen. Der Reiseführer, den auch Fontane verwendete, gibt als Hotelkosten für ein Bett und eine Nacht 1 Schilling 6 Pennies bis 3 Schilling für Hotels in kleineren Städten an. In Städten wie Edinburgh oder Glasgow kann die Übernachtung 3 bis 4 Schilling kosten. Nimmt man für Oban, das ja durchaus ein touristisches Zentrum war, einen Preis von 2 Schilling die Nacht an, so hätten Fontane und Lepel mit ca. 8 Schilling zu rechnen gehabt. Die Zimmerwirtin verlangte also das Doppelte.[37]

Bei den Sehenswürdigkeiten wurde das Möglichste versucht, um sie für Touristen attraktiv zu machen. In Holyrood Palace frischte man regelmäßig den Blutfleck auf, der an die Ermordung von Maria Stuarts Sekretär David Rizzio erinnert – sehr zu Fontanes Unmut:

> All das stand vor unserer Seele, als wir uns in dem elenden Zimmerchen umsahen. Wir verließen es wieder ohne ein Wort zu sprechen. Als wir bis an die Treppe gekommen waren, rief uns einer der Aufseher nach; wait a moment, gentlemen, you di[dn']t see the blood yet. »Warten Sie einen Augenblick meine Herren, Sie haben das Blut noch nicht gesehen.« In der That standen wir auf dem Punkt, an dem Blute Rizz[i]o's ohne weitere Theilnahme vorbeizugehen. Wir hielten an und sahen nun den großen braungrauen Fleck, das sichtbare Zeichen der Schrecknisse jenes Abends. Zu sagen, daß wir viel dabei empfunden hätten, wäre Lüge. Diese Dinge dürfen einem nicht in Substanz auf den Leib rücken. Die rothen Flecke, die das Gewissen der Lady Macbeth sieht, wo sie n i c h t sind, werden ewig ihr Grauen für uns behalten; aber es ist vorbei damit, wenn man uns das Blut tischbreit auf die Diele malt. Auch die Vorstellung kann nicht retten, daß es vielleicht das ä c h t e sei. (S. 31)

[36] Hätte die Dame gewusst, dass Fontane ein berühmter deutscher Schriftsteller werden sollte, so hätte sie diesen Stiefel vielleicht aufbewahrt und hätte ihn später ausstellen können, so wie Walter Scott in Abbotsford eine Locke von Bonnie Prince Charlie, Rob Roys Portemonnaie oder das mit Perlen verzierte Kruzifix, das Maria Stuart auf ihrem Weg zum Schafott in der Hand hielt. Vor diesen Memorabilien erschauern Touristen aus aller Welt bis heute, so wie Fontane es tat. (Grandios finde ich persönlich auch den dort aufbewahrten Haferkeks aus der Tasche eines Highlanders, der in der Schlacht von Culloden fiel.) Aber das nur am Rande und um zu zeigen, dass eine Reise auf den Spuren Fontanes zu Walter Scott bis heute lohnenswert ist.

[37] Es ist allerdings festzuhalten, dass laut Reiseführer ein Abendessen mit 2 Schilling zu Buche schlägt, so dass 4 Schilling wohl aufzuschlagen wären. (Zum Vergleich, eine Flasche Port oder Sherry ist mit 5 Schilling zu bezahlen.) Vgl. dazu: Black's Picturesque Tourist of Scotland, Edinburgh 1857, S. XVf. Dass Fontane auch weiterhin Gelegenheit fand, sich über geldschneidende Wirte zu beklagen, lässt sich seinem Bericht in *Modernes Reisen. Eine Plauderei (1873)* [wie Anm. 1], S. 5–14 entnehmen.

Einerseits vermaß Fontane das Zimmer sehr genau, um zu rekonstruieren, wer wo gestanden haben musste und wie die am Mord beteiligten Personen in das kleine Zimmer gepasst haben »Man war hier auf Dolche angewiesen« (S. 30), das vergossene Blut möchte er aber nicht sehen. Fontane ging es um seine eignen Vorstellungen, denen die Realität nicht zu nahe treten sollte, daher auch seine Ironie, dass er das Blut nicht einmal sehen wolle, selbst wenn es das echte wäre. Ihm war also durchaus bewusst, dass hier eine Inszenierung stattfand, an dieser wollte er aber nicht Teil haben, er wollte selbst in seiner Phantasie inszenieren; was dazu nicht gut passte, wurde kritisiert oder es wurden die Augen davor verschlossen.



Abb 3: Zimmer Mary Queen of Scots in Holyrood Palace. Zeichnung Bernhard von Lepels

Aber nicht nur der Mord an Rizzio, auch die Natur selbst wurde für die das malerisch-romantische Landschaftsbild suchenden Touristen in Szene gesetzt. Ausblickspunkte auf Wasserfälle bebaute man mit kleinen Pavillons und Tempelchen, um den Touristen den schönstmöglichen Blick anzuzeigen. Die Reisenden wurden auf zu diesem Zweck angelegten Pfaden dorthin geleitet, damit sie den Wasserfall nicht zu Gesicht bekamen, bevor der schönste Blickpunkt erreicht war.

Am Wasserfall von Cora Linn wurden Spiegel eingesetzt, die es dem weniger wagemutigen Besucher ermöglichten, spektakuläre Ansichten im Spiegel zu sehen, ohne sich dabei die Beine zu brechen. Bänke wurden aufgestellt und Personal wur-

de eingesetzt. Dorothy Wordsworth berichtete von ähnlichen Maßnahmen: Bei ihrem Besuch der Ossian's Hall of Mirrors (1783 zu ihrer damaligen Form umgebaut) am Fluss Braan betätigte der Gärtner einen Hebel, der eine Wand beiseite schob:

> [...] and lo! we are at the entrance of a splendid room, which was almost dizzy and alive with waterfalls, that tumbled in all directions – the great cascade, which was opposite to the window that faced us, being reflected in innumerable mirrors upon the ceiling and against the walls.[38]

Auch bei Fontanes Besuch der Falls of Foyers stand ein junges Mädchen zu Führer-Diensten bereit:

> Der Fluß bildet vor seiner Mündung einen wenigstens 60 Fuß hohen Wasserfall und der Steamer pflegt an einer benachbarten Stelle anzulegen, um den Reisenden zur Besichtigung dieser Fälle Gelegenheit zu geben. Wir waren ziemlich die ersten am Land und blickten umher, um des Wasserfalls ansichtig zu werden, dessen Brausen wir bereits vernahmen. Eine Frontansicht, vom Ufer des Sees aus, ist aber nicht möglich, da allerhand vorgeschobene, reich bewaldete Felsblöcke das Bild nach vorn hin verschließen. Es ist ein großer Felsentopf, in den sich der Strom zunächst ergießt, dessen Boden ein Loch hat und den Abfluß zum See hin gestattet. Wer also den Wasserfall sehen will, muß die Höhe des Berges erklimmen und sich dort aufstellen, wo die breite Wassermasse in den kochenden Topf hinunter stürzt. Als wir uns nach rechts und links hin vergeblich umgesehen hatten, trat ein halb erwachsenes Mädchen mit einer jüngeren Schwester an uns heran und erbot sich, uns auf nächstem Wege bis an den Rand des Wasserfalls zu führen. [...] Nach etwa zehn Minuten hatten wir die Höhe des Berges erreicht und sahen nun, von gut gewählter Stelle aus, auf die breite Wassermasse, die, einen andern dreißig Fuß hohen Fall bereits im Rücken, unmittelbar neben uns in den eigentlichen Felsentopf hinunter schäumte. (261ff.)

[38] Dorothy Wordsworth: Recollections of a tour made in Scotland, New Haven, London 1997, S. 174.



Abb. 4: Falls of Foyers, die heute weniger Wasser führen als zur Zeit Fontanes. Seit 1895 nutzte die North British Aluminium Company das Flusswasser zur Stromgewinnung.

Auf Sir Walter Scotts und Ossians Spuren

Das Werk Walter Scotts – vor allem sein Roman *Waverley* – war eine gute Werbung für den Schottland-Tourismus. Scotts Romane überschwemmten Europa in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts[39] und fanden an Ossian in »Scottishness« geschulte Leser: Goethe, Tieck und Hauff berichteten begeistert über ihre Lektüre.



Abb. 5: Scott's View mit Blick auf das Tweed-Tal. An diesem Ort ließ Sir Walter Scott regelmäßig sein Pferd halten, um über die Borders-Landschaft zu schauen. Heute stehen hier die Touristen und tun dasselbe.

Heinrich Heine schrieb in einem seiner Briefe aus Berlin 1822 sehr ironisch über die allgemeine Scott-Begeisterung: »Von der Gräfin bis zum Nähmädchen, vom Grafen bis zum Laufjungen, liest alles die Romane des großen Schotten; besonders unsre gefühlvollen Damen. Diese legen sich nieder mit ›Waverley‹, stehen auf mit ›Robin dem Roten‹, und haben den ganzen Tag den ›Zwerg‹ in den Fingern. […] Bei einem Feste war eine glänzende Maskerade, wo die meisten Helden der

[39] Vgl. dazu: Hartmut Steinecke: Der »reichste, gewandteste, berühmteste Erzähler seines Jahrhunderts«. Walter Scott und der Roman in Deutschland, in: Deutsche Schottlandbilder. Beiträge zur Kulturgeschichte, hg. von Winfried Siebers, Uwe Zagratzki, Osnabrück 1998, S. 49–58.

Scottischen Romane in ihrer charakteristischen Äußerlichkeit erschienen.«[40] Zur massenhaften Verbreitung trugen natürlich auch die zahllosen qualitativ mehr oder weniger hochwertigen Übersetzungen bei.[41]
Sir Walter Scott wollte mit seinen Büchern und auch durch seine Aktivitäten (Wiederentdeckung der Kronjuwelen, Einführung der Clan-Tartanmuster, ...) die schottische Kultur und Geschichte wiederbeleben bzw. neu erfinden.

> Das alles hätte ohne Walter Scott kaum einen solchen Reiz entfalten können, der über alle diese blutigen Fehden und Brutalitäten der schottischen Clans einen romantischen Schleier breitete und sie zum Hintergrund für eine Reihe von erzählenden Gedichten, Erzählungen und Romanen wählte, die Europa in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts wie im Sturm eroberten [...].[42]

Die Lektüre von Scotts Romanen weckte Interesse bei den Deutschen und seine Romane lieferten Hintergründe für ein Verstehen der fremden Kultur. Daher reisten Literaturbegeisterte mit Walter Scotts Büchern in der Hand durch das Land, beispielsweise ans Loch Katrine. So schreibt Fontane:

> Unmittelbar hinter Callander beginnt, auf eine Strecke von etwa drei deutschen Meilen, jener schöne, berg- und seegeschmückte Landstrich, dem die Schotten in dankbarer Huldigung gegen den Dichter, der hier jeden Zoll breit Erde poetisch verherrlicht hat, den Beinamen ›the country of the lady of the lake‹ gegeben haben. Um dieses Land zu verstehen und zu genießen, ist es nöthig, mit dem Inhalt der gleichnamigen Dichtung einigermaßen vertraut zu sein. Es hat einen Sinn, wenn auf den Frühstückstischen in Stirling, neben der neuesten Zeitung auch die Goldschnittexemplare der »Jungfrau vom See« in rothen und grünen Einbänden reichlich umherliegen [...]. (S. 177f.)

Auch der Verleger Robert Cadell stellt einen Zusammenhang zwischen der Popularisierung Scotts und seiner Werke und der zunehmenden Beliebtheit der schottischen Landschaft her und beschreibt die Lage am Loch Katrine:

> The whole country rang with the praises of the poet – crowds set off to view the scenery of Loch Katrine, till then comparatively unknown; and as the book

[40] Heinrich Heine: Briefe aus Berlin. Zweiter Brief, in: Heinrich Heine: Sämtliche Schriften, hg. von Klaus Briegleb, Band 2, München 1969, S. 34f.
[41] Über diese berichtete Heine gleichfalls. Ebd. Theodor Fontane war nicht auf Übersetzungen angewiesen, hatte er doch in der Schule Englisch gelernt und 1852 seine Prüfung als »englischer Sprachmeister« abgelegt. Vgl. dazu: Fontane-Handbuch, hg. von Christian Grawe und Helmuth Nürnberger, Stuttgart 2000, S. 20 und 47. Seine hervorragenden Sprachkenntnisse machten es ihm möglich, seit 1854 als Lektor für englische Zeitungen für die preußische *Centralstelle für Preßangelegenheiten* zu arbeiten.
[42] Gordon A. Craig: Über Fontane, München 1997, S. 44.

came out just before the season of excursions, every house and inn in that neighbourhood was crammed with a constant succession of visitors. It is a well-ascertained fact, that from the date of the publication of the Lady of the Lake, the post-horse duty in Scotland rose in an extraordinary degree, and indeed it continued to do so regularly for a number of years, the author's succeeding works keeping up the enthusiasm for our scenery which he had thus originally created.[43]



Abb. 6: Zeichnung Bernhard von Lepels vom Loch Katrine

Klug gewählt sind die Schauplätze der Romane, wie Fontane feststellte, weil sie den Reisenden Raum geben, die literarischen Gestalten im Geiste dort wieder wandeln zu lassen:

Der nächste Punkt von Interesse war Coil-antogle-Ford. Als der Finger des Conducteurs auf die ziemlich nahe am Wege gelegene Stelle wies, wo Rhoderick Dhu und Fitzjames gekämpft hatten, sprang alles im Wagen auf, mit einem Eifer und einer Raschheit, als fürchte jeder, daß ihm der Platz durch die Schaugier des andern entführt werden könnte. Der Platz an und für sich war

[43] Zitiert nach: John Gibson Lockhart: The Life of Sir Walter Scott, London 1957 (= Everyman's Library; 39), S. 211.

> unscheinbar genug, aber eben in seiner Unscheinbarkeit vom Dichter trefflich gewählt. Wir empfanden es an uns selbst, daß die beiden Gestalten um so deutlicher und lebensvoller vor uns hintraten, je leerer der Rahmen war, in den sie der Dichter gestellt hatte. Keine Staffage, die irgendwie gestört hätte; eine Wiese, ein Flußstreifen und still zur Rechten der See von Vennachar. (S. 187)

Zur Vermarktung Sir Walter Scotts stellte Fontane wenig später fest: »Der Schild der Türkenbrücke beherbergt ein Doppelbild in seinem Rahmen, zu dem natürlich, wie zu allem, auf das man hier stößt, die Scottsche Dichtung Stoff und Veranlassung gegeben hat.« (S. 188) Daran hat sich bis heute nicht viel geändert: Das historische Dampfschiff, mit dem man eine Tour über den See machen kann, trägt natürlich den Namen »Sir Walter Scott«.

Fontane betrachtete die Landschaft und den Touristenstrom am Loch Katrine aber auch durchaus mit kritischen Augen, denn hier stieß die schottische Wirklichkeit mit Fontanes imaginärem Schottlandbild, das sich aus Büchern und Geschichten speiste, zusammen und führte zu einer Ernüchterung:

> Aber wie immer auch die Ansichten darüber getheilt sein mögen, was Trosachs bedeutet und was nicht, darüber sind alle Schotten einig, daß die Sache selber zu den schönsten und sehenswerthesten Punkten ihres Landes zählt. Wie Oban an der Westküste, so sind auch die Trosachs seit etwa zehn Jahren eine Sehenswürdigkeit par excellence geworden und erfreuen sich, namentlich auch in London und dem südlichen England, eines Schönheits-Renommées, das fast zum Widerspruch auffordert. Die Trosachs sind unbedenklich ein glänzender Punkt, aber wenn nicht zu Nutz und Frommen einiger Hotelbesitzer, so doch mindestens aus an und für sich löblicher Begeisterung für den Dichter und Schilderer dieser Lokalität, um einiges überschätzt worden. Der Irrthum, der dabei begangen worden ist und noch begangen wird, ist der, daß man die Schilderung mit dem Geschilderten verwechselt und die Unübertrefflichkeit jener auf die Sache selber übertragen hat. Es ist genau so, wie wenn man diejenigen Mädchen für die schönsten halten wollte, auf die zufällig die schönsten Lieder gedichtet worden sind. (S. 189f.)

Fontane war also ein bisschen enttäuscht und desillusioniert von der echten Landschaft, die ihrer Darstellung in der Literatur nicht gerecht wird: Die Wirklichkeit hielt der Imagination nicht stand. Vor allem schien bei Fontane Zweifel daran zu herrschen, dass die Landschaft noch beeindruckend sein kann, wenn alle hinfahren, allein das gute Renommee forderte schon »zum Widerspruch« auf. Ganz anders Fontanes Schilderungen zum weniger besuchten Pass von Killiecrankie:

> Der Paß von Killicrankie hat eine dreifache Bedeutung, als Verbindungsstraße, als Punkt von hervorragender landschaftlicher Schönheit und drittens durch die blutige Schlacht, die hier am 27. Juli 1689 zwischen den Anhängern

der Stuart's unter Claverhouse und den Truppen Wilhelm's von Oranien geschlagen wurde. Das landschaftliche Bild, das der Paß bietet, erinnert sehr an die Trosachs. Diese haben den Ruf größerer Schönheit und werden jährlich von Tausenden um ihrer selbst willen besucht, während den Paß von Killicrankie nur derjenige kennen lernt, den Neigung oder Geschäfte in den eigentlichen Norden Schottlands führen. Man passirt ihn, weil man ihn passiren muß; er ist Weg, nicht Ziel. Dies nicht wegzustreitende Faktum basirt aber auf einer Ungerechtigkeit. Der Killicrankie-Paß ist imposanter, als die Trosachs. Der Grund dafür scheint mir darin zu liegen, daß die Felswände sich noch näher und schroffer gegenüber stehen, daß der Garry, der ganz den Charakter eines lauten und reißenden Bergwassers hat, die romantische Scene mehr belebt, als das unbedeutende Wässerchen, das die Trosachs mehr durchschleicht als durchschäumt und daß drittens und letztens das Vorwiegen des Laubholzes über das Nadelholz den Wettstreit zu Gunsten des Killicrankie-Passes entscheidet. Auch der blutige Kampf, der hier stattfand und von ungleich größerer Bedeutung war als ein halbes Dutzend Clan-Schlachten der Rind und Schafe stehlenden Macgregors, sollte füglich diesem mehr nördlich gelegenen Punkte zu Gute kommen; aber die Schilderungen Walter Scott's, der es nun mal für gut befand, den Schauplatz seiner Dichtung an die Ufer des Loch Katrine zu verlegen, haben ein für allemal zu Gunsten der Trosachs entschieden, und so lange die »Jungfrau vom See« begeisterte Verehrer an aller Welt Ecken und Enden haben wird, so lange wird auch der Killicrankie-Paß darauf Verzicht leisten müssen, die Rechte seiner Erstgeburt gegen den bevorzugten jüngeren Bruder geltend zu machen. (S. 215f.)

Die Trossachs waren Fontane also nicht nur zu überlaufen, sondern wohl auch zu unspektakulär. Ihn begeisterten die wilden, unberührten Landschaften, die die gewünschte Dramatik boten. Ist der Boden dann auch noch mit dem Blut einer Schlacht getränkt, so lässt sich ein besseres Reiseziel kaum vorstellen. Man kann einen Hauch von Kritik an Walter Scott heraushören, der die Landschaft des Loch Katrine für seinen Roman bevorzugt hat (dessen Handlung allerdings auch nicht recht zur rauen Gebirgslandschaft am Pass von Killiecrankie passen würde), und natürlich auch an den Touristen, die ihm blind folgen und an anderen landschaftlichen Schönheiten kein Interesse mehr haben. Fontane versuchte also, seinen Blick über den Horizont der üblichen Sir-Walter-Touristen hinauszuwerfen.

Aber nicht nur Sir Walter, sondern schon die Dichtungen Ossians (sprich James Macphersons) lösten in Europa kurz nach deren Erscheinen ab 1760 eine Schottland-Begeisterung aus.[44] Die Highlands wurden zu einem Ort romantischer

[44] Goethes Werther verfällt in begeisterte Ossian-Ekstasen: »Ossian hat in meinem Herzen den Homer verdrängt.« Johann Wolfgang Goethe: Die Leiden des jungen Werther, in: Johann Wolfgang Goethe: Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche, I. Abteilung: Sämtliche Werke. Bd. 8, Frankfurt/Main 1994, S. 171. Werther überreicht Lotte sein Script der Ossian-Übersetzung und liest ihr kurz vor seinem Tod daraus vor, S. 231–245.

Sehnsucht. Johann Gottfried Herder schwärmte 1773: »[…] zu den Schotten! zu Macpherson! Da will ich die Gesänge eines lebenden Volks lebendig hören, sie in alle der Würkung sehen, die sie machen, die Oerter sehen, die allenthalben in den Gedichten leben, die Reste dieser alten Welt in ihren Sitten studiren! eine Zeitlang ein alter Kaledonier werden […]«[45]. Herders Schottland ist wild und ursprünglich, das Land Ossians, auch wenn Herder es nie gesehen hat.

Die Landschaftsschwärmerei mit ihrem Hang zum Sublimen, zu dramatischen Landschaften, die die Macht der Natur zeigen, schien ihren Inbegriff in den schottischen Hochlandsregionen mit ihren Wasserfällen und schroffen Felsszenerien zu finden. John Glendening hält in seiner Analyse fest: »Mountains, of course, are significant features of nearly all travel accounts of Scotland, and the dramatic change that occurs during the eighteenth century in travellers' attitude towards them eventually redounds to the country's credit.«[46] Und auch Malcolm Andrews kommt in seiner Untersuchung zum Tourismus in Großbritannien 1760–1800 zu einem ähnlichen Ergebnis:

> These scenes of melancholy grandeur found no more Popular expression than in the Ossian poems. Whatever side one took in the controversy over their authenticity, these poems accompanied nearly every Picturesque tourist into the Highlands, and provoked rapturous recitations by the sides of waterfalls, or on the mountain tops. [...] The Highland landscape, mountainous and misty, permeated by the spirits of Fingal an Ossian, was the greatest incentive after the mid-1760s to make this formidable tour of Scotland.[47]

Die Ossian-Leser wollten die Landschaften selbst in Augenschein nehmen, in denen Fingal und seine Helden zu Hause waren. »The search for the Sublime in the Highlands and Islands was a key factor in opening the area to tourism, and it contributed to the development of steamships as a means of conveyance.«[48] Dementsprechend gut besucht waren die beliebtesten Destinationen; Lord Breadalbane berichtete schon 1759: »it has been the fashion this year to travel into the highlands, many have been here this summer from England«[49]. Und 1773 notierte er, dass eine Reise durch die Highlands inzwischen zum guten Ton gehöre. Da stand die europäische Reisewelle in Sir Walter Scotts Spuren erst noch bevor. Es

[45] In: Johann Gottfried Herder's sämmtliche Werke. Zur schönen Literatur und Kunst. Achter Theil, Tübingen 1807, S. 14.
[46] John Glendening: The High Road: Romantic Tourism, Scotland, and Literature, 1720–1820, Houndmills [u.a.] 1997, S. 49.
[47] Malcolm Andrews: The Search for the Picturesque. Landscape Aesthetics and Tourism in Britain, 1760–1800, Aldershot 1989, S. 202ff.
[48] Nick S. Robins/Donald E. Meek: The Kingdom of MacBrayne. From steamships to car-ferries in the West Highlands and Hebrides 1820–2005, Edinburgh 2006, S. 14. Zur Dampfschifffahrt s.u.
[49] Zitiert nach: The Search for the Picturesque [wie Anm. 47], S. 200.

war zum Trend geworden, weniger zivilisierte, »romantische« Gegenden zu entdecken und sich der vermeintlich wilden, unberührten Natur zu stellen.

Für die gebildeten Europäer stand Schottland entsprechend dem bei Ossian gezeichneten Bild für »edle Wilde«, heroische Empfindungen und wildromantische Landschaften. Neu an dieser romantischen Wahrnehmung der Landschaft

> […] is the idea that through nonnormative phenomena – places, things, persons, conditions – one can subjectively, through intensified imaginative and emotional involvement, experience authentic external and internal nature. Poets and artists were most likely to assert this idea, thereby claiming an enhanced cultural status as keepers of true vision.[50]

Landschaften wurden mit Bedeutung aufgeladen, indem man sie zur Literatur in Beziehung setzte, die sie beschreibt. Wenn ein Dichter darüber geschrieben hatte, dann musste die Landschaft bedeutungsvoll und romantisch sein! Inbegriff dieser Romantik waren die Hebrideninseln und die Highlands:

> The Hebrides were not yet a touristic attraction when Johnson went there, but they soon became such. Romanticized, the bleakness of the islands was transformed for later visitors into nature conceived as mysterious and heroic, an atmosphere suited to exotic peoples and adventures. Macpherson and his evocations of the moody and sublime Highlands were a part of this process; his influence was attested to when the great cavern on the island of Staffa was renamed Fingal's Cave after the Ossianic hero. Johnson's and other early tourist accounts further contributed to the fame of the islands, and Walter Scott finished their literary-romantic re-creation with *The Lord oh the Isles* (1815), which, like Ossian, produced local attractions for tourists to visit. When Keats went to the Hebrides in 1818, he found a thriving tourist industry that offended his romantic preconceptions.[51]

So ging es auch den Geschwistern Wordsworth, die nach malerischen Landschaften suchten und darauf bestanden, keine Touristen, sondern Reisende zu sein. Sie wollten vor allem Dinge sehen, die »normale Touristen« nicht zu sehen bekamen. Ebenso freute Fontane sich, dass der Strom der Touristen Loch Leven bislang noch nicht als Ziel entdeckt hatte, während er die Touristenströme um Loch Katrine eher enervierend fand.[52]

---

[50] The High Road [wie Anm. 46], S. 7.

[51] Ebd., S. 106.

[52] Winfried Siebers merkt dazu kritisch an, dass auch Fontane selber mit seinem Reisebuch und dem darin verbreiteten romantischen Schottlandbild zur Popularisierung des Landes als touristisches Ziel beitrug. Winfried Siebers: Die romantische Hälfte Schottlands. Theodor Fontanes Reisebuch »Jenseit

Zu Land und zu Wasser

Für eine größere Anzahl von Touristen wurde eine halbwegs angenehme Reise durch Schottland erst durch die infrastrukturelle Erschließung des Landes möglich. Militärstraßen wurden angelegt, um auch abgelegene Gebiete im Norden erreichbar zu machen, die dort wohnenden aufständischen Clanführer unter Kontrolle zu bringen und die Militärposten in Fort Augustus, Fort George und Fort William miteinander zu verbinden. Diese Orte mit ihrer ausgebauten Infrastruktur wurden damit auch zu Anlaufstationen für die Touristen:

> As a result of the rebellion of 1715, General Wade and his crews constructed roads into the North to help tame the clans by exposing them to outside influences and by facilitating English military incursions. The Highland roads were successful in achieving these goals, but they also had the unforeseen effect of enabeling the English tourist invasion that began in the last half of the eighteenth century.[53]

Aber nicht nur der Straßenbau brachte den Tourismus voran, auch die Eisenbahngesellschaften zogen ihren Vorteil aus dem zunehmenden Strom der Reisenden. Fontane glaubte sogar, die Touristenströme würden von den Unternehmen aus Gewinnstreben konkret gelenkt, so dass eine Tourismusindustrie entstehe, gegen die er sich zur Wehr setzen wollte, indem er seine Individualität betonte. Er distanzierte sich deutlich von dieser Art vordefinierten Reisens, die den Besuchern eine bestimmte Route aufnötigte. Fontane ging es um ein individuelles Erleben und Entdecken des Landes. Er suchte Wege abseits der Touristenströme und wo er ihnen begegnete, war er oft enttäuscht, wie das Beispiel Loch Katrine zeigt. Fontane wollte selbst entscheiden, welche Routen und Punkte für ihn von Interesse waren. Nur so sei ein wirkliches Erfassen des Landes und seiner Kultur möglich:

> Es ist eine Unsitte, die, wie überall, so auch in Schottland herrscht, dem Reisenden gleichsam eine bestimmte Reiseroute, eine bestimmte Reihenfolge von Sehenswürdigkeiten aufzudrängen. Irgend eine Eisenbahn- oder Dampfschifffahrt-Compagnie findet es für gut, *diesen* See, *diesen* Berg, *diese* Insel als das Schönste und Sehenswertheste festzusetzen; regelmäßige Fahrten werden eingerichtet, bequeme Hotels wachsen wie Pilze aus der Erde, Stellwagen und Postillone, Bootsführer und Dudelsackpfeifer, alles tritt in den Dienst der Gesellschaft, und der Reisende, der ein Mensch ist, und in möglichst kurzer Zeit mit möglichst wenig Geld das Möglichste sehen möchte, überläßt sich wie ein Gepäckstück diesen Entrepreneurs, und bringt sich dadurch um den vielleicht höchsten Reiz des Reisens, um den Reiz, *das Besondere, das*

des Tweed« (1860), in: Deutsche Schottlandbilder. Beiträge zur Kulturgeschichte [wie Anm. 39], S. 59–66,

[53] Ebd., S. 66.

> Verborgene, das Unalltägliche gesehen zu haben. Eine kleine Schönheit, die wir für uns selber haben, ist uns lieber, wie die große und allgemeine. Den Entrepreneurs hat es bisher nicht beliebt, den Leven-See, überhaupt die Grafschaft Fife, unter jene Punkte aufzunehmen, die gesehen werden müssen; es lag außerhalb des Weges, und wenige kümmerten sich darum. Das wird jetzt muthmaßlich anders werden. An demselben Tage, an dem wir aufbrachen, um unsern Besuch auf dem alten Schlosse abzustatten, wurde die Eisenbahn zwischen Edinburg und Lochleven eröffnet, und ich hege keinen Zweifel, daß die betreffende Actien-Gesellschaft Sorge tragen wird, den halbvergessenen Punkt wieder zu Ehren zu bringen, und mit Hilfe der Romantik die Actien steigen zu machen.[54]

Alastair Durie kommt in seinem Essay über den Einfluss der Eisenbahnen auf den schottischen Fremdenverkehr zu einem gegenteiligen Schluss, wenn er feststellt, dass die touristische Infrastruktur hauptsächlich dort ausgebaut werde, wo die Reisenden sowieso schon seien. Der Service werde einfach nur verbessert und somit die Anzahl der Gäste gesteigert:

> To a lesser extent, the railways influenced the direction of tourism. While they did open up some localities in the north-west Highlands and the Borders not much on the tourist path previously, and the preserve once of the moneyed and culturally motivated few, more often their arrival prompted a marked *expansion* of existing flows, as in the Trossachs or on the Clyde Coast, and encouraged a widening of access to tourists from all levels of societies.[55]

Einige Landbesitzer waren an der Erschließung des Landes und steigenden Aktien weniger interessiert, sobald es sie selbst betraf: Sie wehrten sich gegen das Eisenbahnnetz und wollten keine Schienen auf ihrem Besitz haben, hatten sie doch im Rahmen der romantischen Bewegung große Landschaftsparks gestalten lassen, in denen sie die Eisenbahnen als störend empfanden. Sie bestanden auf dem Bau von Tunneln oder von besonders schön verzierten Brücken und trieben damit für die Eisenbahngesellschaften die Baukosten in die Höhe. Gordon Biddle hält dazu in seinem Essay über die Einflüsse des Eisenbahnbaus auf die Umwelt fest:

> It took all the persuasion of Joseph Mitchell, the celebrated Scottish engineer, to gain the Duke of Atholl's reluctant assent to a line through 24 miles of

[54] Das Kapitel *Lochleven-Castle* fehlt in der Erstausgabe, da das Manuskript auf dem Weg zum Verlag verloren ging. Ich zitiere es nach dem Erstabdruck in: Die Presse, Nr. 333, 12. Jg., 23. Dezember 1859.

[55] Alastair Durie: Tourism and the Railways in Scotland: the Victorian and Edwardian Experience, in: The Impact of the Railway on Society in Britain. Essays in Honour of Jack Simmons, hg. von A. K. B. Evans und J.V. Gough, Aldershot 2003, S. 199–209, hier: S. 199f.

> Highland scenery that included Birnam and Killiecrankie passes, and Blair Castle, at the price of carefully-executed engineering works that soon rendered the railway inconspicuous [...] or, where intrusion was unavoidable, such as river bridges, by bold designs that provoked admiration.[56]

Auch Ländereien im Kronbesitz wurden für Strecken mitunter nicht freigeben, um die großen Landschaftsparks nicht zu zerstören. Für die Bahnlinien wurden Umwege nötig, um diese Parks und Waldflächen auszusparen. Aber nicht nur die Landbesitzer, auch andere Teile der Bevölkerung – darunter Literaten und Dichter – beschwerten sich über die Zerstörung des Landschaftsbildes durch den Eisenbahnverkehr, so auch William Wordsworth, der seinen geliebten Lake District gefährdet sah. In den Städten gab es ebenfalls heftigen Widerspruch:

> In Edinburgh, fighting between a railway and the forces of local opinion went on intermittently for more then 50 years over the line through Princes Street Gardens. Each time the railway won, costing the city tunnels under the National Gallery on The Mound, loss of the fifteenth-century Trinity Chapel, and a pall of smoke until the coming of diesel trains [...].[57]

Den Verlust der Trinity Chapel kommentiert auch Fontane:

> Hübsche Landschaftsbilder breiten sich vor uns aus, sobald wir Waterloo-Place im Rücken haben, nichts besonderes aber fesselt unsren Blick, mit Aus[n]ahme eines seltsamen Steinackers unmittelbar zu unsrer Rechten, von dem wir nicht wissen, ob er mehr einem Friedhof oder einem Schutthaufen gleicht. Auf unsre Frage erhalten wir folgende Antwort. Als Terrain geschafft werden mußte für das schottische Eisenbahnnetz, das in Edinburg seinen Centralpunkt hat, entschied man sich begreiflicherweise für Ankauf jener flußbettartigen, die Altstadt von der Neustadt trennenden Vertiefung, die ich im vorigen Kapitel beschrieben habe. In dieser Vertiefung, feucht und ungesund wie sie war, stand eine alte Kirche mit ihrem Gottesacker drum herum. Die Schiene brauchte Platz, der schottische Unternehmungsgeist war stärker als die schottische Kirchlichkeit und binnen Kurzem war der alte Bau ein Trümmerhaufen. Man wußte nicht was damit zu machen, oder konnte sich nicht einigen über den Verkauf, kurzum die ehemalige Kirche sammt ihren tausend Grabsteinen wurde wie Schutt vor die Stadt gefahren und dort auf einem, nunmehr umzäunten Felde abgeladen. Da liegen nun hoch aufgeschichtet die Trümmer von Sockel und Capitäl, von Kreuz und Leichenstein, das Ganze eine seltsame Ruhestatt, darauf man einen alt gewordenen Kirchhof begraben hat. (S. 18)

[56] Gordon Biddle: Railways, their Builders, and the Environment, in: The Impact of the Railway [wie Anm. 55], S. 117–128, hier: S. 120f.
[57] Ebd., S. 123.

Während in einigen Regionen Rücksicht auf historische Bauten genommen wurde oder man sich bemühte, notwendige Brücken oder Bahnhöfe stilistisch an diese Bauten anzupassen, wurden sie andernorts einfach abgerissen.

Zerstörte der Anblick von Bahnlinien vermeintlich einerseits die perfekte Optik einer Region, ermöglichten diese es den Touristen andererseits, die romantischen Landschaften überhaupt zu erreichen. Angesichts des wechselhaften schottischen Wetters wurde die Eisenbahn schnell das bevorzugte Transportmittel der Touristen. Darauf stellten sich die Gesellschaften mit organisierten Wochenend-Touren ein:

> The role of excursion agents, in the business of organizing travel for profit, was important, though the railway companies were to develop their own programmes of tours in combination with the steamship companies, particularly those of Hutcheson and MacBrayne. The best-known of these agents was Thomas Cook [...] whose Tartan Tours began in the summer of 1846.[58]

Thomas Cook bot Rundherum-Sorglos-Pakete an: Bahn, Schiff, Hotel, Kutsche – alles aus einer Hand. Die Eisenbahngesellschaften nahmen den zunehmenden Tourismus als gute Einnahmequelle wahr. Insbesondere reiche Amerikaner, die erster Klasse reisten, ließen auf hohe Einnahmen hoffen.

Auch die Dampfschifffahrtslinien waren zentral für das touristische Programm der West Highlands. Fontane hält fest, dass viele Inseln lange nicht erreichbar waren und erst die Einrichtung regelmäßiger Dampfschifffahrtslinien auch abgelegene Punkte ins Verkehrswegenetz einband:

> Es ist hier, denk' ich, der Ort, ein paar Worte über Mr. Hutcheson, den Besitzer aller dieser Dampfboote, zu sagen, de[m] die Hochlande und die Westküste von Schottland so viel von dem Aufschwunge verdanken, den sie in den letzten Jahren genommen haben. Das Entstehen neuer Städte und Ortschaften hängt damit zusammen. Wie es kaum eine Uebertreibung sein dürfte, Heringsdorf und namentlich Misdroy als mittelbare Schöpfungen der Berlin-Stettiner Eisenbahn anzusehen, so ist das Städtchen Oban, das wir bald des Näheren kennen lernen werden, eine Schöpfung der Dampfschifffahrtslinien, mit denen Mr. Hutcheson die Westküste, wie mit einem Netzwerk, umsponnen hat. Die Hauptlinie bleibt die zwischen Glasgow und Inverneß. In den schönen Sommermonaten aber hat es bei dieser Hochlandstour, die selber wieder zu allerhand Abzweigungen, z. B. von Fort William aus, Veranlassung giebt, durchaus nicht sein Bewenden und Oban wird zu einem Knotenpunkt, wo der von Süden kommende Reisende noch im letzten Augenblick sich entscheiden mag, ob er, statt des caledonischen Kanals, nicht lieber die W e s t k ü s t e zum Ziel und Schauplatz seines Ausfluges machen will. Entscheidet er sich dafür, so

[58] Tourism and the Railways [wie Anm. 55], S. 203.

> bleiben ihm außer allerhand Besuchen in die zunächst gelegenen Gegenden, noch zwei größere Touren, die eine nach den hebridischen Inseln, die andere nach Staffa und Iona übrig. Man muß wissen, von welcher äußersten Unwirthbarkeit und Unzugänglichkeit diese schottischen Westküsten noch bis vor zwanzig Jahren gewesen sind, um die ganze Bedeutung der Verbindungsstraßen einzusehen, die Mr. Hutcheson hier geschaffen hat. (S. 265f.)

Fontane hatte sogar das Vergnügen, diesen auf seiner Tagestour nach Staffa persönlich kennen zu lernen: »Mr. Hutcheson selbst war an Bord, um, wie er oft thut, dem Comfort und Wohlbefinden der Reisenden nach Möglichkeit Vorschub zu leisten.« (S. 274)



Abb. 7: David Hutcheson (1799–1880)

Das erste kommerziell genutzte Dampfschiff in Europa war die »Comet«, die 1812 zu Wasser gelassen und im schottischen Schiffsverkehr eingesetzt wurde.

Die Dampfschiffe spielten eine wichtige Rolle für den Tourismus, sie brachten die Reisenden zu den romantischen Orten, die diese infolge ihrer Ossian-Lektüre suchten: » […] the romantic stories of Ossian were the foundation of the tourist influx to Hutchesons territory […]«.[59] Waren es zunächst einzelne Unternehmen, die oft nur ein einziges Schiff besaßen, so bildeten sich daraus in der Mitte des 19. Jahrhunderts größere Unternehmen, darunter auch die Firma David Hutcheson &

[59] The Kingdom of MacBrayne [wie Anm. 48], S. 32.

Company, die 1851 von der zu groß gewordenen Firma G. & J. Burns abgestoßen wurde, die ihr Geschäft konsolidieren wollte und daher die – wie sie glaubte – weniger profitablen West Highland-Linien abgab. David und Alexander Hutcheson und ihr Juniorpartner wurden von großer Bedeutung für die Region. In den *Memoirs and Portraits of One Hundred Glasgow Men* findet sich das folgende Lobpreis auf die Firma: »It is almost impossible to estimate the amount of good which has been conferred on the Highlands by the enterprise of the firm of which Mr. Hutcheson was the moving spirit. Not only has the value of property been increased, but the blessings of social improvement have been brought within reach of the thousands who people the shores of its beautiful bays and lochs [...]«.[60]

Die Gesellschaft betrieb Mitte des 19. Jahrhunderts die Linien Glasgow–Crinan Canal–Inverness mit zwei Schiffen, die Route Glasgow–Oban/ Tobermory/Portree mit einem Schiff, die Route Fort William–Inverness (Caledonischer Kanal) mit zwei Schiffen, die Route Glasgow–Ardrishaig mit einem Schiff und im Sommer die Strecken Crinan–Oban und Oban–Iona–Staffa–Oban mit je einem Schiff. Nach und nach erneuerte Hutcheson seine Flotte und setzte auf bestimmten Routen saisonal Schiffe ein, die auf den Transport von Touristen eingestellt waren. Die Aufenthaltsräume wurden bequemer und schicker ausgestattet, Kabinen eingebaut und eine Dudelsack-Bordkapelle angestellt. Das erste dieser Schiffe war die »Mountaineer«, mit dem auch Fontane reiste.



Abb. 8: Die »Mountaineer«, im Dienst 1857–1889

[60] Memoirs and Portraits of One Hundred Glasgow Men, Glasgow Digital Library. http://gdl.cdlr.strath.ac.uk/mlemen/mlemen046.htm. Basierend auf: James MacLehose: Memoirs and Portraits of One Hundred Glasgow Men, Glasgow 1886, Bd. 1, S. 167ff.

Hutcheson hatte großen Erfolg mit seinen Schifffahrtslinien und somit schließlich eine Monopolstellung im Schiffsverkehr zwischen Glasgow und den Western Isles, zu dem auch das saisonal hohe Passagieraufkommen durch Touristen beitrug. Als die Brüder Hutcheson in den Ruhestand gingen, übernahm David MacBrayne, der Juniorpartner, 1879 die Firma. Diese trug fortan seinen Namen: MacBrayne. Wer heute mit der Fähre auf eine der Hebriden-Inseln reisen möchte, tut das mit einem Schiff derselben Fährlinie: Caledonian MacBrayne.[61]

Nach der Reise … ist vor der Reise

Nach seiner Rückkehr schrieb Fontane seiner Mutter am 17. September 1858 begeistert von seiner Reise:

> Es waren schöne Tage (16) und wenn ich, so Gott mich leben läßt, längst ein alter Krepel sein werde, der die Vossische liest und bei Odeum's Kaffe trinkt, werd' ich alten Staatshämorrhöidarien mit einem letzten Rest von Feuer […] von Edinburg erzählen und von Stirling und Perth, und von Inverneß und dem Schlosse Macbeths […]. Wenn dann die alten Jungen das Maul aufsperren und die letzten Haare die ihnen Gott gelassen hat sich in die Höhe sträuben, werd' ich dieser schottischen Reise […] in Wehmuth und Dankbarkeit gedenken […].[62]

Fontanes Schottland kann der Leser heute noch finden, und deswegen ist *Jenseit des Tweed* bis heute ein gern benutzter Reiseführer durch Schottland – zumindest für Reisende aus dem deutschsprachigen Raum. Das wäre sicherlich nicht der Fall, wenn Fontane statt dem historisch-romantischen Schottland das »moderne« Schottland von 1858 beschrieben hätte. So denkt zumindest Ferdinand Schlingensiepen »[…], daß Fontane, weil er sich auf sein Schottland beschränkt und das moderne so grob vernachlässigt hat, ein Buch schreiben konnte, das nicht veralten wird. Für das moderne Schottland des Jahres 1858 würden wir uns heute […] wohl kaum interessieren, an dem romantischen Schottland Fontanes kann man auch in hundert Jahren noch seine Freude haben.«[63] Und wer Fontanes Buch als Reisebegleiter verwendet, wird sicher viel Vergnügen daran finden, es an den passenden Orten aufzuschlagen und Geschichte und Geschichtchen nachzulesen. Nach Schottland also!

[61] Wer sich umfassend über die Firmengeschichte von Hutcheson und MacBrayne informieren will, kann das anhand des reich bebilderten Buches *The Kingdom of MacBrayne* [wie Anm. 48] tun.

[62] Theodor Fontane an seine Mutter Emilie Fontane, 17. September 1858, in: Theodor Fontane: Briefe I. Briefe an den Vater, die Mutter und die Frau, hg. von Kurt Schreinert, Berlin 1968, S. 43.

[63] Ferdinand Schlingensiepen: Fontane und Schottland, in: Fontane Blätter 72/2001, S. 138–160, hier S. 140.

Literatur

Andrews, Malcolm: The Search for the Picturesque. Landscape Aesthetics and Tourism in Britain, 1760–1800, Aldershot 1989.

Biddle, Gordon: Railways, their Builders, and the Environment, in: The Impact of the Railway on Society in Britain. Essays in Honour of Jack Simmons, hg. von A. K. B. Evans und J.V. Gough, Aldershot 2003, S. 117–128.

Black's Picturesque Tourist of Scotland, Edinburgh 1857.

Böhme, Henning und Ronald: Schottland. 38 Routen durch Edinburgh und Stirling, zu den wichtigsten Castles, durch die Seenlandschaften und über die Highlands, zur Nordküste und zu den Inneren Hebriden, München 1998 (= Erlebnis Wandern).

Braun, Andreas/Holger Cordes/Antje Großwendt: Schottland, Bielefeld 2007.

Busch, Werner: Carus auf Staffa. Mythologie und Geologie, in: Carl Gustav Carus. Wahrnehmung und Konstruktion. Essays, Berlin, München 2009, S. 179–192.

Craig, Gordon A.: Über Fontane, München 1997.

Durie, Alastair: Tourism and the Railways in Scotland: the Victorian and Edwardian Experience, in: The Impact of the Railway on Society in Britain. Essays in Honour of Jack Simmons, hg. von A. K. B. Evans und J.V. Gough, Aldershot 2003, S. 199–209.

Erler, Gotthard: Fontane in Schottland, in: Fontane Blätter 18/1974, S. 124–134.

Fontane, Emilie und Theodor: Dichterfrauen sind immer so. Der Ehebriefwechsel 1844–1857, hg. von Gotthard Erler, Berlin 1998 (= Theodor Fontane: Große Brandenburger Ausgabe. Der Ehebriefwechsel; Band 1).

Theodor Fontane: Briefe. Erster Band. 1833–1866, hg. von Otto Drude und Helmuth Nürnberger, München 1976 (= Theodor Fontane: Werke, Schriften und Briefe; Abteilung IV).

Fontane, Theodor: Briefe an Wilhelm und Hans Hertz. 1859–1898, hg. von Kurt Schreinert, Stuttgart 1972.

Fontane, Theodor: Briefe I. Briefe an den Vater, die Mutter und die Frau, hg. von Kurt Schreinert, Berlin 1968.

Fontane, Theodor: Briefe III. Briefe an Mathilde von Rohr, hg. von Kurt Schreinert, Berlin 1969.

Fontane, Theodor: Jenseit des Tweed. Bilder und Briefe aus Schottland, Berlin 1860.

Fontane, Theodor: Meine Kinderjahre. Autobiographischer Roman, Berlin 1894.

Fontane, Theodor: Modernes Reisen. Eine Plauderei (1873), in: Theodor Fontane: Vor und nach der Reise. Plaudereien und kleine Geschichten, hg. von Walter Hettche und Gabriele Radecke, Berlin 2007 (= Theodor Fontane: Große Brandenburger Ausgabe. Das erzählerische Werk; Band 19), S. 5–14.

Fontane, Theodor: Lochleven-Castle, in: Die Presse, Nr. 333, 12. Jg., 23. Dezember 1859.

Fontane, Theodor und Bernhard von Lepel: Der Briefwechsel. Kritische Ausgabe. Band 1, hg. von Gabriele Radecke, Berlin, New York 2006 (= Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft; Bd. 5.1).

Glendening, John: The High Road: Romantic Tourism, Scotland, and Literature, 1720–1820, Houndmills [u.a.] 1997.

Goethe, Johann Wolfgang: Die Leiden des jungen Werther, in: Johann Wolfgang Goethe: Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche, I. Abteilung: Sämtliche Werke. Bd. 8, Frankfurt/Main 1994.

Grawe, Christian/Helmuth Nürnberger (Hrsg.): Fontane-Handbuch, Stuttgart 2000.

Grieve, Heide: Fontane und Scott. Die Waverley-Romane und »Vor dem Sturm«, in: Fontane Blätter 20/1974, S. 300–312.

Heine, Heinrich: Briefe aus Berlin. Zweiter Brief, in: Heinrich Heine: Sämtliche Schriften, hg. von Klaus Briegleb, Band 2, München 1969.

Johann Gottfried Herder's sämmtliche Werke. Zur schönen Literatur und Kunst. Achter Theil, Tübingen 1807.

Kittelmann, Jana: Nordische Natur(en)? Fanny Lewald und Theodor Fontane in Schottland. Mit Briefauszügen von Fanny Lewald und Amelie Bölte, in: Fontane Blätter 89/2010, S. 69–86.

Kossow, Annette: Schottland. Reise-Handbuch, Dormagen 2005.

[Queen Victoria:] Leaves From The Journal of Our Life In The Highlands, From 1848 To 1861: To Which Are Prefixed And Added Extracts From The Same Journal Giving An Account Of Earlier Visits To Scotland, And Tours In England And Ireland, And Yachting Excursions, hg. von Arthur Helps, London 1868.

Lewald, Fanny: England und Schottland. Reisetagebuch, Braunschweig 1851.

Lockhart, John Gibson: The Life of Sir Walter Scott, London 1957 (= Everyman's Library; 39).

MacLehose, James: Memoirs and Portraits of One Hundred Glasgow Men, Glasgow 1886.

Maurer, Michael: Skizzen aus dem sozialen und politischen Leben der Briten. Deutsche Englandreiseberichte des 19. Jahrhunderts, in: Der Reisebericht. Die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur, hg. von Peter J. Brenner, Frankfurt/Main 1989 (= suhrkamp taschenbuch materialien), S. 406–433.

Neuhaus, Stefan: Freiheit, Ungleichheit, Selbstsucht? Fontane und Großbritannien, Frankfurt/Main [u.a.] 1996 (= Helicon. Beiträge zur deutschen Literatur; Band 19).

Neuhaus, Stefan: Zwischen Beruf und Berufung. Untersuchungen zu Theodor Fontanes journalistischen Arbeiten über Großbritannien, in: Fontane Blätter 54/1992, S. 75–87.

Nürnberger, Helmuth: Der frühe Fontane. Politik, Poesie, Geschichte, Hamburg 1967.

Nürnberger, Helmuth: Die England-Erfahrung Fontanes, in: Fontane Blätter 58/1994, S. 12–28.

Rappel, Franz: Schottland, Seefeld 2008.

Reuter, Hans Heinrich: Die englische Lehre. Zur Bedeutung und Funktion Englands für Fontanes Schaffen, in: Formen realistischer Erzählkunst. Festschrift für Charlotte Jolles, hg. von Jörg Thunecke, Nottingham 1979, S. 282–299.

Robins, Nick S./Donald E. Meek: The Kingdom of MacBrayne. From steamships to car-ferries in the West Highlands and Hebrides 1820–2005, Edinburgh 2006.

Schlingensiepen, Ferdinand: Fontane und Schottland, in: Fontane Blätter 72/2001, S. 138–160.

Schopenhauer, Johanna: Reise durch England und Schottland, Leipzig 1830 (= Johanna Schopenhauer: Sämmtliche Schriften; Band 15 und 16).

Semsek, Hans-Günter: Schottland, Köln 2000.

Siebers, Winfried: Die romantische Hälfte Schottlands. Theodor Fontanes Reisebuch »Jenseit des Tweed« (1860), in: Deutsche Schottlandbilder. Beiträge zur Kulturgeschichte, hg. von Winfried Siebers, Uwe Zagratzki, Osnabrück 1998, S. 59–66.

Skinner Sawyers, June: The Road North. 300 Years of Classic Scottish Travel Writing, Glasgow 2001.

Steinecke, Hartmut: Der »reichste, gewandteste, berühmteste Erzähler seines Jahrhunderts«. Walter Scott und der Roman in Deutschland, in: Deutsche Schottlandbilder. Beiträge zur Kulturgeschichte, hg. von Winfried Siebers, Uwe Zagratzki, Osnabrück 1998, S. 49–58.

Tschirner, Susanne: Schottland mit Hebriden, Orkney und Shetland, Köln 1996 (= Richtig reisen).

Wordsworth, Dorothy: Recollections of a tour made in Scotland, hg. von J. C. Shairp, Edinburgh 1874.

Wordsworth, Dorothy: Recollections of a tour made in Scotland, New Haven/London 1997.

Wordsworth, William: Memorials of a Tour in Scotland, 1803.

Abbildungen

Abbildung 1: Theodor-Fontane-Archiv, Potsdam.

Abbildung 2: Karte gezeichnet von Maren Ermisch.

Abbildung 3: Privatbesitz, Abdruck nach: Theodor Fontane und Bernhard von Lepel: Jenseits des Tweed. Erinnerungen an Bernhard von Lepel, Leipzig 1934.

Abbildung 4 und 5: Fotos: Maren Ermisch.

Abbildung 6: Privatbesitz, Abdruck nach: Theodor Fontane und Bernhard von Lepel: Jenseits des Tweed. Erinnerungen an Bernhard von Lepel, Leipzig 1934.

Abbildung 7: Abdruck nach: James MacLehose: Memoirs and Portraits of One Hundred Glasgow Men, Glasgow: 1886, Bd. 1, S. 167.

Abbildung 8: Ich danke Tom Lee und George Robinson für die Erlaubnis, das Bild zu verwenden. http://website.lineone.net/~tom_lee/mountaineer.htm (Abruf: Juli 2010).

Die ostfriesische Fehnkolonisation

Jürgen Friedrich

1 Einleitung

Wenn ein Besucher Ostfriesland nördlich von Papenburg bereist, wird er bemerken, dass es dort Orte gibt, deren alte Teile ungewöhnlich sind. Entlang von geraden Kanälen reihen sich oft sehr ähnlich aussehende Häuser, die sogar gleich große Grundstücksfronten haben, worin sich diese Orte von anderen der Gegend unterscheidet. Auch tragen sie alle das Wort „Fehn“ im Namen. Dieses Wort, wird man ihm vielleicht sagen, kommt aus dem Niederländischen (Venn) und bedeutet Moor oder Torf. Es wird im Deutschen nur für die hauptsächlich in Ostfriesland, Papenburg und im Oldenburgischen angelegten Fehnsiedlungen, einer Sonderform der Moorsiedlungen, benutzt. Die indogermanische Grundform lautet *pen- , im Althochdeutschen heißt „Sumpf“ fenna, im Mittelirischen enach und im Gotischen fani (Mallory& Adams 1997, S. 370f).

2 Der Naturraum

Das Fehnsiedlungsgebiet liegt im ostfriesisch-nordoldenburgischen Raum. An der Nordseeküste liegen die Marschen, denen sich nach Süden die Geest anschließt. Sie besteht aus eiszeitlich weitgehend eingeebnetem Moränenmaterial (Bünstorf 1966, S. 12ff). „Aufgelagert auf die Geest [...] breiteten sich ursprünglich – bis zu Beginn des 17. Jh. – ausgedehnte Hochmoore aus; [...] Torfmoos (***Sphagnum***) ist der wesentliche Bestandteil des Hochmoores. Teilweise über Flachmoor, vor allem

aber unmittelbar auf den nährstoffarmen Mineralböden in vernässten, abflusslosen Senken auf dem Geestrücken selber begannen die Sphagnum-Polster [...] zu wachsen." (Bünstorf 1966, S. 13). Ein sehr feuchtes Klima führte der Vegetation auf den sich bildenden Hochmooren genügend Nährstoffe über Niederschläge zu. So konnte das Moor schließlich aus den Senken herauswachsen und geschlossene Decken bilden. Im späteren trockeneren Klima bildete sich dann die obere, hellere Weißtorfschicht. Der untere Schwarztorf hat eine Mächtigkeit von bis zu sechs Metern, der Weißtorf eine von bis zu vier Metern (vgl. Wassermann 1985, S.17).

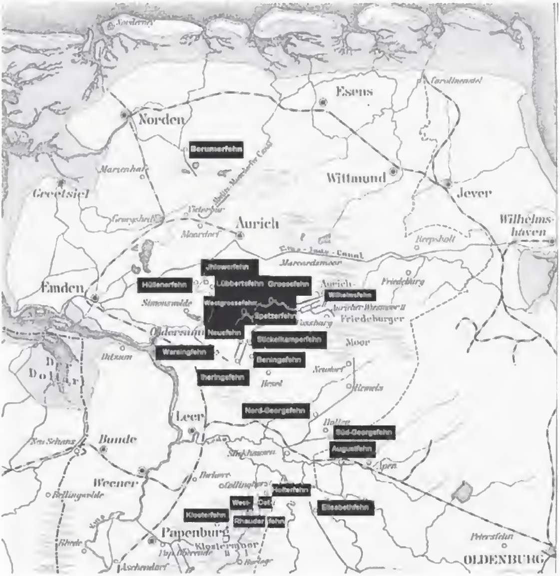


Abb. 1: Beispiel für eine Abbildung

3 Motive für die Anlage der Fehnsiedlungen

1599 wurde in den Niederlanden mit der Anlage der Fehnkolonie Pekela in der Provinz Groningen begonnen. Diese zunächst privat betriebene Siedlung wurde mit erheblichem Kapitaleinsatz und unter Einsatz hunderter Arbeiter gegründet. Das erfolgreiche Unternehmen wurde bald von der Stadt Groningen übernommen und ausgebaut und diente als Vorbild für weitere erfolgreiche Fehngründungen. Sie alle weisen ein strikt hierarchisches Grabensystem auf, mit Hauptkanälen und jeweils rechtwinklig abzweigenden „Wieken", „Inwieken" und „Achter- oder Hinterwieken" (kleinere Kanäle bzw. Entwässerungsgräben). Die Parzellen ziehen sich mit ihren Gebäuden zu beiden Kanalseiten hin, sie liegen mit ihrer Schmalseite zum Kanal und sind von gleicher Größe, (Bünstorf 1966, S. 64).

Die Fehnkolonien der Provinz Groningen bildeten die Vorlagen für alle späteren Siedlungen, auch in Ostfriesland, deren Ziel Abtorfung und Kultivierung des Landes war. An den späteren ostfriesischen Gründungen wirkten holländische Ingenieure, Kartographen und Fehnmeister mit, teilweise waren die Fehnunternehmer selbst Holländer. Schon bei den ersten Siedlungen wurde von „Torfgräbereien auf holländische Art" gesprochen (Bünstorf 1966, S. 65).

Der Erfolg der holländischen Fehne basierte auf der zentralen Planung und Verwaltung durch die Stadt Groningen und auf der Größe der Siedlungsparzellen (mind. 15 ha), die die Existenz der Kolonisten sicherte. Von vornherein herrschte Arbeitsteilung: Der Pächter oder Käufer widmete sich der Kultivierung und Landwirtschaft, auch unter Zuhilfenahme von Arbeitern. Handwerker wurden angesiedelt. Unabhängige Schiffer, die über größere Schiffe verfügten, konnten den Torf auf den breit ausgebauten Kanälen transportieren (Lübbers 1903, S. 13).

Die Anfänge der ostfriesischen Fehne liegen in den 1660er Jahren. Sie waren von sog. Entrepreneurs aus Emden gegründete privatwirtschaftliche Unternehmungen zur Gewinnung von Torf als Brennstoff. Die Bevölkerung war im 16. Jh. angestiegen. In den Niederlanden trat 1621 ein Torfausfuhrverbot in Kraft. Gleichzeitig blieben aufgrund der Wirren des 30jährigen Krieges die Lieferungen aus dem südlich von Papenburg gelegenen Saterland aus, mit denen Ostfriesland und Emden mit Brenntorf versorgt wurden. „Zusätzlich zum Hausbrand verschlangen die zahlreichen Ziegeleien und Kalkbrennereien Frieslands große Mengen Brennstoff." (Terheyden 2001, S. 28).

Vier Emdener Bürger gründeten 1633 das zunächst Timmeler Vehn genannte Großefehn, 1639 wurde Lübbertsfehn, 1647 Boekzetelerfehn gegründet. Auf den 27. Juni 1660 schließlich datiert der Erbpachtbrief für das Neuefehn. In diesem wie in anderen Erbpachtbriefen sind die Rechtsverhältnisse zwischen dem Landesherrn und den Fehnunternehmern geregelt.

Die Fehnbesitzer sind für die Anlage eines Entwässerungskanals und dessen Instandhaltung verantwortlich, bekommen aber auch das Schankrecht und eine Rossmühle zugestanden. Der Betrieb einer Mühle war ein Regal, bedurfte daher

der Erlaubnis und bedeutete insofern eine gesicherte Einnahmequelle (und eine jährliche Abgabe an den Landesherrn).

In den frühen Erbpachtbriefen wurden die Siedler „Heuer-Leuthe" genannt, d.h., es handelte sich zunächst um Tagelöhner, nicht um Kolonisten. Torfstechen und -verkauf sowie die Kultivierung der abgetorften Flächen lagen allein in der Verantwortung der Unternehmer. Dass diese kein Interesse an der Kultivierung der abgetorften Flächen hatten, zeigt z. B. eine Beschwerde der Gläubiger des Lübbert Cornelius aus dem Jahr 1655, dass er Teile seiner Moorfläche in „selbmächtiger weise verschiedenen anderen in Unter-Erbpfacht gegen Erlegung eines gewißen jährlichen Canonis, wieder eingethan" habe (Bünstorf 1966, S. 49), also seine Verpflichtung zur Kultivierung „abgewälzt" hatte.

Die Interessen der vertragschließenden Parteien sind: Dem Landesherrn als Eigentümer der Moorgebiete ist an der Pacht gelegen. Der Torfabbau bringt dem Unternehmer die „Torfheuer" ein, das kultivierte Land den „Kanon" (Erbpachtzins) und das errichtete Haus dem Landesherrn, neben der Kopfsteuer, die „Hausprästation" (eine geringe Abgabe in Naturalien, die schließlich in eine Geldsumme umgewandelt wurde). Nach erfolgter Kultivierung des Landes zahlt der Erbpächter dann Steuern an den Landesherrn.

Später wurde die Abtorfung an Kolonisten vergeben, mit denen die Unternehmer als Obererbpächter Unterverträge schlossen. Damit begann die eigentliche Fehnkolonisation, indem die Kolonisten – im Gegensatz zu Lohnarbeitern – gezwungen waren, sich durch die Kultivierung der Böden eine dauerhafte Existenzgrundlage zu sichern. Dies sicherte den Unternehmern auch nach der Abtorfung die dauerhafte Einnahme von Abgaben, die ihrerseits einzig zum Unterhalt der Hauptkanäle verpflichtet waren. Später traten Gesellschaften (Kompanien) an die Stelle einzelner Unternehmer, ggfl. auch der Staat.

Als 1744 der ostfriesische Landesherr erbenlos starb, fiel das Land an Preußen. Am 29. März 1746 wurde das vom preußischen Staat finanzierte Spetzerfehn gegründet und nach fünf Jahren an die Spetzerfehngesellschaft verkauft.

Friedrich II. erließ 1765 das Urbarmachungsedikt, welches die Kultivierung des vorhandenen Ödlandes vorantreiben sollte. In § 1 weist er darauf hin, dass entgegen seiner „Landesväterliche[n] Intention und Vorsorge zum besseren Aufnehmen der Bevölkerung und des Ackerbaues" in Ostfriesland „so manche weitläufige Wüsteneien, Heidefelder und Moräste, welche gleichwohl in Ansehung ihres guten Bodens zur Besaamung, Bepflanzung mit Gehölze und Anlegung neuer Torfgräbereien sehr wohl geschickt sind, ohne Anbau erliegen geblieben" seien. Der Kanon wurde für die ersten drei bis sechs Jahre erlassen. Freijahre wurden auch für andere Abgaben und Steuern gewährt, und sicherlich war die Befreiung vom Militärdienst für die Siedler gerade nach dem Siebenjährigen Krieg ein Anreiz.

Zu den o.a. Motiven für die Fehnkolonisation gesellt sich nun auch das der „Peuplierung“ im Rahmen des Landesausbaus. So schreibt Freese: „Die wahre Stärke eines Staats, sagt [...] Kabinettsminister Herr Graf von Herzberg besteht zuverlässig in einer großen und seinem Umfange wohl angemessenen Bevölkerung.“ und fügt hinzu, dass die Bevölkerungsdichte der Fehnkolonien sich wie „9 zu 2“ zu der des übrigen Landes verhalte. Auch sei die Fehnkolonisation deshalb anderen Kolonisationsformen vorzuziehen, weil durch die Verpachtung ganzer Distrikte an vermögende Personen bzw. Gesellschaften die jährliche Pachtsumme an die Staatskasse gezahlt werde. Hingegen würde bei „einzelnen durchgehends armen Heidcolonisten, die 1, 2, 3 bis 6 Diematen[1] erhalten, die Prästationes bei Kleinigkeiten und sehr oft nicht ohne Sorge und grosse Mühe der Rendanten beigetrieben werden müssen.“ (Freese 1789, S.123f).

1769 erhielt eine Gesellschaft aus fünf Teilhabern die Konzession zur Gründung der Rhauderfehne. Sie wird ein Beispiel für eine florierende Fehnkolonie.[2]

4 Die Entwicklungsstufen der Fehnkolonien

Die Fehne, ob früh oder spät gegründet, entwickelten sich sehr ähnlich, je nach Entfernung zum nächsten schiffbaren Fluss und der Anzahl von Schleusen zur Überwindung eines Höhenunterschieds.

In der Gründungsphase lebten die Kolonisten unter einfachsten Bedingungen in Sodenhütten und mussten mit geringen Erträgen des noch nicht ausreichend kultivierten Bodens auskommen. Dem Buchweizenanbau ging teilweise das Moorbrennen voraus.

Zu Beginn des 19. Jh. wurde die Landwirtschaft qualitativ und quantitativ ausgeweitet und die Binnenschifffahrt intensiviert. Insbesondere wurden die Küstenstädte Norden und Emden und das an der unteren Ems gelegene Leer mit Brenntorf versorgt, der auch bis nach Aurich verhandelt wurde. Die Häuser wurden befestigt. In der dritten Phase, etwa ab Mitte des 19. Jh. bis zum Beginn des 20. Jh., erleben die Fehne eine merkliche Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Situation durch landwirtschaftlichen Aufschwung und erste Straßenverbindungen. Die wirtschaftlichen Auswirkungen der Blüte der Seeschifffahrt waren selbst bis in die Moorsiedlunegn spürbar. In der vierten Phase, der ersten Hälfte des 20. Jh., wurde die Infrastruktur ausgebaut (Schulen, Eisenbahnanschlüsse etc.). Gleichzeitig begann der wirtschaftliche Niedergang durch die Konkurrenz der Steinkohle (Bahnfracht) und das Aufkommen der großen Dampf- und Motorschiffe. In der fünften Phase, vom Ende des 2.Weltkriegs bis zum Abflachen des Wirtschaftsaufschwungs in den 1970er Jahren, entstand durch Motorisierung und Ausbau der Infrastruktur

[1] Ein Rheinisches Moordiemat = 9960 qm = 0,996 ha

[2] 225 Jahre. Das Rhauder Fehn, S. 5

ein Berufspendlerwesen an die Küste (VW-Werk in Emden) oder bis ins Ruhrgebiet. Durch Straßenbau wurden viele Kanäle und Wieken verrohrt oder verfüllt. Die Zug- und Klappbrücken wurden durch feste Brücken oder Dämme ersetzt. Dadurch verloren die betroffenen Kanäle endgültig ihre Funktion als Schifffahrtswege und das Erscheinungsbild der Fehne veränderte sich. In den 1980er Jahren begann sich diese Situation mit den Verabschiedung eines Strukturprogramms zu wandeln: Fehnkanäle und Schleusen wurden instandgesetzt und so dem Bootstourismus zugänglich gemacht. Fahrgastschiffe verkehren auf einigen Kanälen und etliche der ehemals hölzernen Fehnbrücken wurden in Stahl und Beton nachgebaut. Es entstanden Heimatmuseen wie das bekannte Fehn- und Schifffahrtsmuseum in Westrhauderfehn.



Abb. 2: Heutiger Blick auf den Kanal in Westgroßefehn

Fremdenverkehr ist in der strukturschwachen Region höchst willkommen, wobei gezielt mit den Merkmalen der Fehnkultur, der ländlichen Ruhe, Radwanderungen, Wassersport etc. geworben wird. Kombinierte Boot-Radtouren werden angeboten und der 163 km lange Radwanderweg, „Deutsche Fehnroute" ist ausgewiesen.

5 Der Aufbau einer Fehnsiedlung

Die landwirtschaftliche Nutzung der Moore wurde bereits vor der Entstehung der Fehnsiedlungen durch Entwässerung, Abbrennen und Anbau von Buchweizen oder andere Feldfrüchte betrieben.[3]

Erste Baumaßnahme einer Fehnsiedlung war die Anlage eines schiffbaren Hauptkanals, auf dem der Torf abtransportiert werden konnte. Meistens wurden dann ein- oder beidseitig mehr oder weniger rechtwinklig abzweigende Nebenkanäle angelegt, von denen weitere Verzweigungen abgehen konnten. Die Nebenkanäle werden Inwieken genannt, die ggf. von ihnen abzweigenden Achterwieken. In diese münden dann die Entwässerungsrinnen des abzutorfenden Moores.

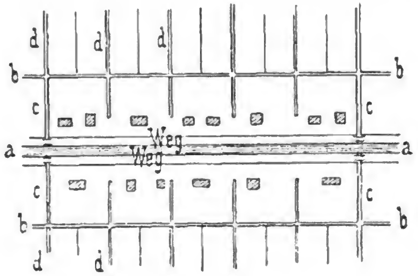


Abb. 3: Entwickeltes Einkanalsystem, welches einen Hauptkanal (a) über Achterwieken (c) mit Achterkanälen (b) verbindet. Die Achterkanäle nehmen das Wasser der Inwieken auf. Entlang der beidseitigen Wege sind die Wohn- und Wirtschaftsgebäude der Kolonisten in gleich großen Kolonaten aufgereiht. (aus Lueger 1908)

Die Inwieken liegen ca 160 – 250 m auseinander und umschließen zwei Parzellen (Kolonate), deren Größe 1 – 4 ha beträgt. Der Grund für die Zuteilung dieser kleinen Parzellen war, dass es im Interesse der Verpächter (des Landesherrn wie des Ober-Erbpächters) lag, mit möglichst vielen Kolonisten möglichst schnell Torf zu gewinnen wie auch kultiviertes Land zu schaffen.

Die Anlage der Kanäle passt sich der Ausdehnung der zu erschließenden Moorflächen an: so werden ausgedehnte Flächen durch ein weitverzweigtes Kanalsystem, langgestreckte nur von einem oder einem gegabelten Kanal erschlossen.

[3] Diese Nutzungsform hielt gleichzeitig mit den Fehnsiedlungen an. Solche weitgehend ungeplanten und unterfinanzierten Nutzungsversuche waren in aller Regel erfolglos und scheiterten oft nach wenigen Jahren, da nach maximal siebenmaligem Abbrennen der ohnehin nährstoffarme Boden eine 30jährige Brache benötigte.

Immer jedoch zwingt die Eingrenzung der Parzellen durch regelmäßig angelegte Inwieken zu einem typischen, regelmäßigen Siedlungsmuster, welches die Fehnsiedlungen von den angrenzenden älteren Gemeinden auffallend unterscheidet.

Die Bebauung längs der Kanäle bestand vorherrschend aus Gulfhäusern, zweiteiligen Wohn- und Wirtschaftsgebäuden mit im Giebel des Wirtschaftsteils, der größer als der Wohnteil ist, seitlich versetzt angeordnetem Eingang. Seinen Namen bekam es von einem durch vier Ständer im Innenraum des Wirtschaftsteils begrenzten quadratischen Bereich, Gulf genannt. Dachziegel und Reet waren die Bedachungen, auch kombiniert auf dem gleichen Gebäude. In der Wohnküche hatten die Häuser noch bis zu Beginn des 20. Jh. eine offene torfbefeuerte Herdstelle.

Eine medizinische Versorgung der Bevölkerung vor Ort war nur in höchst bescheidenem Umfang und auch erst sehr spät in der Entwicklung der Fehne vorhanden. So hat sich erst 1864 im Rhauder Fehn der erste Arzt niedergelassen, 1868 ein Apotheker. 1910 kamen zwei Ordensschwestern hinzu und erst 1952 entstand ein Krankenhaus mit 29 Betten.

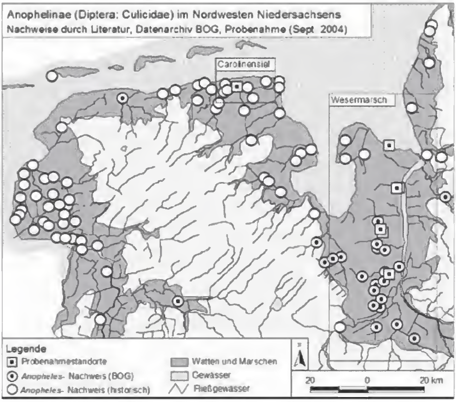


Abb. 4: Darstellung der Nachweise von Anopheles-Arten in Nordwest Niedersachsen (aus Wilke et al. 2006). Die heutige Brutgebiete konzentrieren sich auf die Marschen. Eine frühere Besiedlung der Geest mit Anopheles ist vor dem Hintergrund des sauren Moorwassers unwahrscheinlich, da Anopheles-Arten pH-Werte maximal bis pH 9,5 tolerieren, wobei die Besiedlungsintensität oberhalb pH 8 sehr eingeschränkt ist.

Die in den Marschen grassierende Malaria, auch Sumpf- oder Wechselfieber genannt, scheint in den Fehnsiedlungen nicht oder nur selten vorgekommen zu sein (Abb. 3). Ein Grund mag das sehr saure Wasser des Hochmoores sein, das von Mücken gemieden wird.

6 Das Torfstechen

Die Arbeitsgeräte zum Abtorfen waren: ein Bunkspaten, ein Sticker, ein Torfspaten, eine Setzgabel und eine Torfkarre. Mit dem Bunkspaten wurde die obere Pflanzenschicht und der Weißtorf abgegraben (Abbunken). Mit dem Sticker wurde der Schwarztorf von oben gestochen, mit dem Torfspaten (auch Jager) wurde das Torfstück herausgeworfen. Damit der Torf nicht am Blatt klebt, ist es nur an der Schneide aus Eisen und seitlich damit eingefasst, sonst aus Holz mit einer mittigen Metallverstärkung in Form von Nieten oder einem „Metallsteg". Mit der Setzgabel (auch Setzforke oder Pricke) wurde der Torf dann auf die Torfkarre geladen. Das Abtragen des Torfs wurde im April/Mai vorgenommen. Die Arbeitsgruppe, Ploog, meist bestehend aus vier bis fünf Personen, begann auf der Breite einer Pütte (10 Fuß = 3,07 Meter). Nachdem der Bunker Deckschicht und Weißtorf abgetragen und in die bereits abgetorfte Pütte geworfen hatte, zerteilte der Sticker den Torf senkrecht, der Jager untenstehend waagerecht und hob die Soden hoch, die der Korsetter (auch Karsester) mit der Setzgabel aufnahm und auf die Torfkarre stapelte. Der Kroder beförderte die Soden dann auf das Schlagfeld, wo sie trocknen konnten.[4] Das Tagwerk einer Ploog betrug 8000 – 9000 Soden (Freese 1789, S. 165). Nach der Trocknung im Juni/Juli, in Reihen oder zu pyramidalen Bülten aufgeschichtet, konnte der Torf dann verladen, verschifft und verkauft werden.

Die Oberfläche der mit der Bunkerde angefüllten Pütte, Leegmoor genannt, stand nun der Kultivierung zur Verfügung.

7 Die Fehnschifffahrt

Der Abtransport des Torfes konnte nur über die angelegten Kanäle erfolgen, was in den Anfangsjahren der ersten Fehne Emdener Schiffer übernahmen. Mit zunehmender Ausdehnung der Siedlungen wurden die Kanäle mit Hilfe von Klapp- und Drehbrücken bzw. -stegen für Mensch und Tier passierbar gemacht. Infolge ihrer Länge ergaben sich Niveauunterschiede in den Kanälen, die mit Kammerschleusen (Verlaate) ausgeglichen wurden. Der Wasserstand wurde mit Pumpenmühlen geregelt.

[4] Heimatverein Overledingerland 1992, S. 40 – 43

Nachdem die Kolonisten Untererbpächter geworden waren, übernahmen sie bis zum Beginn des 18. Jh. Transport und Verkauf des Torfes selbst (Bünstorf 1966, S.88f). Der Transport erfolgte zunächst in kleinen, offenen Schiffen (Mutten, auch Binnentjalken genannt), die 12 – 70 BRT Ladekapazität hatten, einen umlegbaren Mast aufwiesen und gesegelt, gestakt oder getreidelt wurden.

Da die Kolonate aufgrund ihrer geringen Größe meist binnen einer Generation abgetorft waren, war ein Anschlussnutzen nur durch Kultivieren des Landes möglich. Dazu führten die Torfschiffe als Rückfracht Schlick, Dung und Straßenkehricht mit sich (z. B. in Großefehn 1871: 749 Ladungen Dünger, Gartenerde, Schlick und Kehricht; Bünstorf 1966, S. 101). Von den Ziegeleien, die von den Fehnen Brenntorf bezogen, wurden Baumaterialien auf die Fehne gebracht.

Der steigende Bedarf an Konsumgütern verstärkte den Schiffsverkehr. Das Schifffahrtsgewerbe wurde teilweise von Kolonisten als Nebenerwerbszweig geführt. Es entstanden kleine Helgen und Werften, und mit ihnen siedelten sich die dazugehörigen Gewerke, wie Schiffszimmerleute und -schmiede, Segelmacher, Seiler an. Schließlich entwickelte sich schnell eine eigene Seeschifffahrt, die mit Schiffen bis zu Briggen-Größe (zweimastiges Seeschiff mit einer Ladekapazität von bis zu 280 BRT) auch den Atlantik und das Mittelmeer befuhren. Sogar Dreimastschoner waren im Einsatz, die allerdings ob ihrer Größe nicht auf den Fehnen gebaut werden konnten. 1880 waren 255 Seeschiffe mit einem Heimathafen in den ostfriesischen Fehnen registriert (Lübbers 1903, Tab. III, S.108). Bereits 1869 ist Großefehn Heimathafen für 57 Schiffe mit einer Kapazität von 6384 BRT und Emden für 77 Schiffe mit 9894 Tonnen (Wiechers 1994, S. 17). Diese Zahlen verdeutlichen die enorme Bedeutung der Schifffahrt für die Fehne: Aus Kolonisten waren selbstständige Schiffseigner und Reeder geworden. Nun ist die Fehnschiffahrt „völlig unabhängig von dem Wirtschaftsraum, dem die Siedlungen selbst zugehören." (Bünstorf 1966, S. 97).

Mit dem Aufkommen der Dampfschifffahrt ab der Mitte des 19. Jh. konnten leistungsfähigere und größere Schiffe gebaut werden, so dass die in den Fehnen hergestellten hölzernen, durch die Abmessungen der Kanäle in Breite und Tiefgang beschränkt, in der Seeschifffahrt nicht mehr konkurrenzfähig waren.

Durch den Ausbau des Eisenbahn – und später des Straßennetzes – wurde auch die Binnenschifffahrt in den Fehnen in den 30er Jahren des 20. Jh. bedeutungslos. Für das Erscheinungsbild der Fehnsiedlungen ist sie aber insofern von Bedeutung, als sie deren Bewohnern nach der Abtorfung ihrer für eine Selbstversorgung zu kleinen Kolonate weiterhin die wirtschaftliche Existenz sicherte und so eine Ab- oder Auswanderung großer Teile der Bevölkerung verhinderte. Die Bevölkerung stieg in vielen Siedlungen an, z. B. in den Rhauderfehnen (gegr. 1763) von 179 Einwohnern 1789 auf 5011 im Jahre 1895 (Lübbers 1903, Tab. 1, S. 107).

Literatur

225 Jahre. Das Rhauder Fehn. Ost und West. General-Anzeiger (1994), Rhauderfehn

Arbeitsgruppe Spetzerfehngeschichte(n) (Hg.) (1995) Spetzerfehn. Geschichte(n) und Bilder eines Fehns. Mettcker & Söhne, Jever

Bünstorf J (1966) Die ostfriesische Fehnsiedlung als regionaler Siedlungsform-Typus und Träger sozial-funktionaler Berufstradition. In: Göttinger Geographische Abhandlungen, Heft 37. Selbstverlag des geographischen Instituts der Universität Göttingen. Göttingen

Freese JC (1789/1980) Ueber die Vehne und Torfgräbereien. Aurich 1789. Unveränderter Nachdruck. Schuster, Leer

Lübbers LE (1903) Ostfrieslands Schiffahrt und Seefischerei. Z. f. d. ges. Staatswiss. Erg.H. 7. Verlag der Laupp'schen Buchhandlung, Tübingen

Lueger O (1908) Lexikon der gesamten Technik und ihrer Hilfswissenschaften. Bd. 6. Stuttgart, Leipzig

Mallory JP, Adams DQ (Hg.) (1997) Encyclopedia of Indo-European Culture. London, Fitzroy Dearborn Publishers

Overledinger Heimatverein (Hg.) (1992) Fehn- und Schiffahrtsmuseum Rhauderfehn. General-Anzeiger, Rhauderfehn

Stumpfe E (1903) Die Besiedlung der deutschen Moore. Georg Heinrich Meyer, Leipzig, Berlin

Terheyden K (2001) Das Saterland. Eine historische Reise zu friesischen Wurzeln. Friesische Blätter. General-Anzeiger, Rhauderfehn

Wiechers KH (1994) ...und fuhren weit übers Meer. Zur Geschichte der ostfriesischen Segelschiffahrt. Bd. III. Die Fehne. Verlag Soltau-Kurier-Norden, Norden

Wilke A, Kiel E, Schröder W, Kampen H (2006) Anophelinae (Diptera: Culicidae) in ausgewählten Marschgebieten Niedersachsens: Bestandserfassung, Habitatbindung und Interpolation. Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Allgemeine und Angewandte Entomologie 15: 357- 362

Brent Spar
Die reinigende Kraft des Wassers und der Aufklärung

Miriam Gassner

> *„Das Prinzip aller Dinge ist das Wasser. Aus Wasser ist alles, und ins Wasser kehrt alles zurück."* (Thales von Milet)

1 Wasser macht sauber

Chemikalien[1] und Öl, Klärschlämme und Abwässer, Abfälle aus der Industrieproduktion und andere Schadstoffe: Sie alle werden bis heute häufig in Gewässern entsorgt, in der Annahme, dass sich die Menge der Schadstoffe in ihrem enormen Wasservolumen relativiert.

Diese Vorgehensweise ist altbekannt. Schon in der Antike glaubte man an die alles verzehrende Kraft des Wassers, ein Glaube der ‚ungefiltert' von der christlichen Tradition übernommen wurde. Rituelle Reinigungen sind in allen Kulturen bekannte Phänomene: Die Geistesgeschichte ist voller Beispiele für die reinigende, manchmal sogar heilende Kraft des Wassers.

Doch eine feststellbare Veränderung der Artenvielfalt und Populationsdichte der Meeresbewohner beweist, dass ungehemmt eingebrachte Schadstoffe nicht ohne weitreichende Folgen vom Ökosystem Meer absorbiert werden können.[2]

---

[1] Besonders viel Aufsehen erregte die Verklappung von Dünnsäure in die Nordsee. Dünnsäure ist ein Abfallprodukt aus der Titandioxid-Herstellung.

[2] Villmow 1987, S. 45-52.

Auch die Nordsee ist von diesen Problemen betroffen. Durch die Entdeckung von Erdölvorkommen Ende der 1960er Jahre verstärkte sich hier die Problematik der Verunreinigung durch Öl. Tankerunfälle, die eine hohe mediale Aufmerksamkeit nach sich ziehen, stellen dabei jedoch nur einen geringen Teil der Verschmutzung der Nordsee dar. Die täglich durch Ölbohrungen erzeugte Verunreinigung bildet einen weitaus größeren Anteil.

Bei Ölbohrungen werden ölhaltige Bohrschlämme benutzt, Wissenschaftler der *Internationalen Pariser Konvention zu Verhütung der Meeresverschmutzung* (PARCOM) schätzten die Menge der Bohrschlämme im Jahr 1981 auf 8.000 Tonnen, 1985 auf 25.000 Tonnen. 1992 wurde der zulässige Anteil von Öl in diesen Schlämmen von Dänemark und Norwegen begrenzt, Großbritannien setzte erst 1996 Schlämme auf Wasserbasis fest, als die Übergangsfrist der PARCOM ablief.[3]

Des Weiteren gelangt Erdöl durch das sogenannte Produktionswasser in die Nordsee (Abb. 1). Bei der Förderung müssen seitliche Bohrungen vorgenommen werden, wodurch Wasser in die tiefliegenden Lagerstätten gepresst wird, damit das Erdöl – welches leichter als Wasser ist – unter Druck gesetzt und somit nach oben befördert werden kann. Doch auch das Produktionswasser gerät wieder nach oben. Je mehr die Ölquelle ausgebeutet wird, desto mehr Produktionswasser ist bei der darauffolgenden Bohrung nötig, um die gleiche Menge an Rohöl zu fördern. Die Entsorgung des Produktionswassers in die Nordsee ist nach PARCOM erlaubt, wenn der Ölanteil von 40 Gramm pro Kubikmeter Wasser nicht überschritten wird.[4]

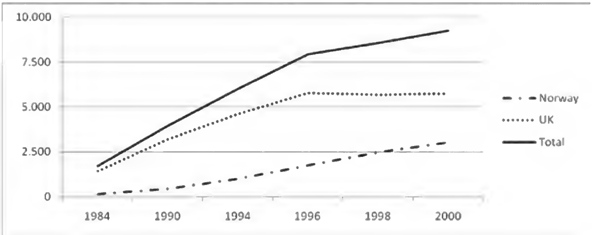


Abb. 1: Öl, das mit Produktionswasser abgegeben wird (im Nordost-Atlantik und der Nordsee; in Tonnen) 1984-2000, aus: OSPAR Comission 2007, S. 38.[5]

[3] Vorfelder 1995, S. 66-67.

[4] Vorfelder 1995, S. 67.

[5] Die Mengen, die von Dänemark, Deutschland, Irland, den Niederlanden und Spanien verursacht werden, sind im Verhältnis zu den Mengen Großbritanniens und Norwegens sehr gering und werden deshalb nicht aufgeführt.

Die kontinuierliche Verschmutzung, die bei Ölbohrungen entsteht, zieht wenig öffentliche Aufmerksamkeit auf sich. Der Diskussion um die Versenkung der Lager- und Verladeplattform Brent Spar im Jahr 1995 wurde großes Interesse – von Seiten der Bevölkerung und der Politik – zuteil. Dies lag zum Teil am medienwirksamen Auftreten der Greenpeace-Aktivisten, die durch ihre Aktionen und die Berichterstattung in der Presse einen Boykott der Shell-Tankstellen auslösten. So wurde die Problematik der Ölförderung in der Nordsee und der Entsorgung von Ölplattformen in die Öffentlichkeit getragen und die breite Bevölkerung erstmals auf diese Problematik aufmerksam gemacht.

Im Folgenden wird das Problem der Entsorgung von Anlagen, die zur Förderung von Erdöl in der Nordsee installiert wurden, am Beispiel Brent Spar verdeutlicht. Ob dieser Konflikt primär auf naturschutz- oder machtpolitischen Aspekten beruhte, bleibt in den folgenden Ausführungen nebensächlich.

2 Die Diskussion um die Entsorgung der Brent Spar

2.1 „Wisch & Weg" – der Weg einer Ölplattform

Die Lager- und Verladeplattform Brent Spar wurde 1976 im norwegischen Erfjord (Abb. 2) zusammengebaut, da hier die zum Zusammenbau erforderliche Wassertiefe vorhanden ist. Fertiggestellt, wurde sie ins britische Ölfeld *Brent*[6] gebracht, ca. 190 km nordöstlich der Shetland-Inseln, wo sie als Ölzwischenlager – zwischen der Bohrinsel Brent A und dem Transport durch Tanker ans Festland – fungieren sollte. Betreiber der Plattform Brent Spar war die 1907 gegründete *Royal Dutch/Shell-Group of Companies*[7] (im Folgenden Shell) mit Sitz in London.

Der Be- und Entladevorgang der Plattform stellte dabei ein unter Gesichtspunkten des Umweltschutzes fragwürdiges Verfahren dar. Während Rohöl aus der Brent Spar in den Transporttanker floss, strömte Seewasser in die Tanks der Plattform, da nur so deren Stabilität sichergestellt werden konnte. Beim nächsten Beladevorgang der Brent Spar mit Öl wurde das Seewasser in die Nordsee abgelassen. Hier kann davon ausgegangen werden, dass Ölrückstände im Wasser enthalten waren, über deren Menge ist jedoch nichts bekannt.[8]

1978 wurde eine Pipeline vom Ölfeld zu den Shetland-Inseln in Betrieb genommen, die Offshore-Anlage Brent Spar wurde nahezu überflüssig, jedoch noch nicht entsorgt, da sie für eventuelle Zwischenfälle im Betrieb der Pipeline

[6] Brent ist der Name der Rohölsorte, die in dieser Region gefördert wird.

[7] *The Shell Transport and Trading Company* (London, gegründet 1869) bildet zusammen mit der 1890 gegründeten *Royal Dutch Petroleum Company* (Den Haag) den Konzern *Royal Dutch/Shell-Group of Companies*; siehe Schubert 2000, S. 166; Scherler 1996, S. 283.

[8] Vorfelder 1995, S. 27, 29.

noch gebraucht werden konnte. Steigende Unterhaltskosen und eine kostspielige notwendige Sanierung sorgten dafür, dass sich der Betreiber Shell 1991 entschied die Plattform stillzulegen.[9]



Abb. 2: Karte der Nordsee mit Standort der Brent Spar und geplantem Versenkungsort[10].

Die Shell Tochterfirma *Shell U.K. Exploration and Production Ltd.* (kurz Shell Expro, Sitz in Aberdeen) war in der britischen Nordsee als Betriebsführer für die Offshore-Anlagen zuständig und beschäftigte sich seit 1991 mit den Möglichkeiten zur Entsorgung der Brent Spar, deren Lizenz 1995 auslief und spätestens zu diesem Zeitpunkt entfernt werden musste. Die nach Rechtslage notwendigen Expertengutachten, die Shell Expro in Auftrag gegeben hatte, nannten 1994 die Tiefwasserentsorgung in einem Tiefseegraben bei North Feni Ridge (ca. 240 km nordwestlich der Hebriden; Abb. 2) als *Best Practible Environment Option*. Zu Beginn des Jahres 1994 wurde das Entsorgungsvorhaben beschlossen und der notwendige bürokratische Prozess in Gang gesetzt, am 16. Februar 1995 erfolgte die Bekanntgabe der Genehmigung.[11]

2.2 Versenken und Vergessen – Die Rechtslage

Da sich die Brent Spar in der sogenannten *Exclusive Economic Zone* Großbritanniens befand, musste die britische Regierung – die wiederum an internationalen Abkommen beteiligt ist – die Entsorgung der Brent Spar genehmigen. Die Rechts-

[9] Wöbse 2004, S. 141.

[10] Google Earth, Zugriff vom 30.11.2009, eigene Bearbeitung.

[11] Mantow 1995, S. 7.

lage ist kompliziert, da internationale und nationale Rechtsvorschriften ein komplexes Geflecht an Regelungen bilden. Internationale Abkommen müssen von den teilnehmenden Staaten erst in nationales Recht umgewandelt werden, weshalb durchaus Abweichungen entstehen können. Ein weiteres Problem besteht in dem Mangel an Sanktionen, falls sich teilnehmende Staaten nicht an vereinbarte Maßnahmen halten. Die einzige Sanktion stellt häufig der öffentliche Druck dar, dem die Regierung bei Abweichungen von internationalen Übereinkommen ausgesetzt ist.

Nach einer Übereinkunft der *Geneva Convention on the Continental Shelf* der UN aus dem Jahr 1958 sind Küstenstaaten befugt, Ressourcen ihrer Hoheitsgewässer auszubeuten, jedoch müssen die zu diesem Zweck installierten Anlagen nach Ende der Nutzung komplett entfernt werden. In der Praxis wurde diese Regelung jedoch von zuständigen Unternehmen und Staaten bei der Installation der Förder- und Lagerplattformen wenig beachtet. In der *United Nations Convention on the Law of the Sea* (UNCLOS) von 1982 wurde diese Rechtslage auf Initiative Großbritanniens weniger streng geregelt. Auf Grundlage der UNCLOS schuf die *International Maritime Organisation* (IMO)1989 Richtlinien zur Entsorgung: Im Falle besonderer Umstände mussten die Installationen nur teilweise oder überhaupt nicht an Land entsorgt werden. Die Anrainerstaaten wurden zur national eigenständigen Regelung der Entsorgung berechtigt.[12]

Großbritannien hatte im *Petrolium Act* 1987 bereits die Möglichkeit zugelassen, die auf britischem Territorium installierten Anlagen nur teilweise zu entfernen. Betreiberfirmen beantragten bei der Regierung die Entsorgung; erforderlich dazu war ein Expertengutachten, welches die Einzelfälle bewertete und die Grundlage für die Entscheidung der Regierung bildete.[13]

Da die Brent Spar auf britischem Hoheitsgebiet installiert worden war, waren auch britische Gesetze bei ihrer Entsorgung anzuwenden. Die Auflage des Expertengutachtens wurde von Shell Expro eingehalten, die Regierung stimmte der Tiefwasserentsorgung zu. Hinzuzufügen ist, dass die britische Regierung ein besonderes Interesse an geringen Entsorgungskosten hatte: Der Firmensitz der Shell befindet sich in London, das Unternehmen muss Steuern in Großbritannien entrichten. Die Entsorgungskosten für Offshore-Anlagen sind steuerlich absetzbar, somit verursachen geringere Entsorgungskosten höhere Steuereinnahmen für den Staat.[14]

[12] Wöbse 2004, S. 142-143; Scherler 1996, S. 317; Berens 2001, S. 112-113.

[13] Scherler 1996, S. 318-319.

[14] Mantow 1995, S. 260-261.

2.3 Wasser gegen Aufklärung – Shell gegen Greenpeace

Sechs kleine Plattformen und 25 Unterwasseranlagen waren bis zum Ende des Jahres 1995 stillgelegt und vollständig an Land entsorgt worden. Zwar waren zu diesem Zeitpunkt bereits Anlagen im Meer versenkt worden, jedoch waren diese kleiner, nie zuvor wurde eine Installation von der Größe der Brent Spar versenkt.[15] Nachdem der britischen Regierung der Antrag des Unternehmens Shell und ein Gutachten vorgelegt wurde, ebnete sie mit ihrer Genehmigung den Weg für die erste Tiefsee-entsorgung für Anlagen dieser Größe. Die Brent Spar sollte im Nordost-Atlantik – also nicht in der Nordsee (!) – bei North Feni Ridge versenkt werden.[16]

Greenpeace erfuhr von der geplanten Tiefseeentsorgung und besetzte am 30. April 1995 mit 12 Aktivisten erstmals die Plattform. Die Organisation befürchtete die Schaffung eines Präzedenzfalles für die geplante Entsorgung von über 400 Anlagen in den darauffolgenden Jahren, wenn die Tiefseeentsorgung durchgeführt werden sollte.[17] Desweiteren bot dieses Problem die Möglichkeit, die Öffentlichkeit für die Verschmutzung der Meere zu sensibilisieren und die teils verantwortungslosen Handlungen von großen Unternehmen symbolträchtig darzustellen. Es ging somit weniger um die Verhinderung der Versenkung einer einzelnen Plattform. Vielmehr sollte die Bevölkerung über die immer größere Kreise ziehende Verschmutzung der Meere aufgeklärt werden.[18]

In einer Presseerklärung vom 30. April 1995 gab Greenpeace bekannt, dass an Bord der Brent Spar ein „Giftschlamm aus einem Cocktail von Öl, chlorhaltigen Substanzen wie PVC und PBC sowie Schwermetallen wie Arsen, Cadmium und Blei“[19] vorhanden war. In den darauffolgenden Wochen wurde der Konflikt zwischen Greenpeace und Shell um die Entsorgung der Plattform ausgetragen. Nicht nur vor Ort, auf der besetzten Plattform, sondern auch auf der Ebene der außenpolitischen Beziehungen schwoll der Konflikt. Auf nationalstaatlicher Ebene sprachen sich unter anderem Politiker aus Deutschland, Dänemark, Belgien und den Niederlanden gegen eine Tiefseeentsorgung aus[20], auf europäischer Ebene äußerte EU-Umweltkommissarin Ritt Bjerregard ihre Bedenken. Die britische Regierung war hingegen von der Tiefseeentsorgung überzeugt. Dies könnte u. a. mit den in Kapitel 2.2. erwähnten Steuereinnahmen zusammenhängen. Große Teile der deutschen Bevölkerung sorgten mit dem Boykott von Shell-Tankstellen für einen erhöhten Druck auf das Unternehmen. Der Konflikt erfasste Politik und

[15] Ahmed 2006, S. 66.

[16] Berens 2001, S. 115; Mantow 1995, S. 260-261.

[17] Ahmed 2006, S. 66.

[18] Schubert 2000, S. 211-212; Berens 2001, S. 116; Wöbse 2004, S. 151.

[19] Schubert 2000, S. 215.

[20] Die Länder Schweden, Dänemark, Niederlande, Deutschland und Belgien plädierten auf der 4. Nordseeschutzkonferenz, die vom 8. bis 9. Juni 1995 in Esbjerg stattfand, für ein Verbot zur Versenkung von Offshore-Anlagen. Norwegen, Frankreich und Großbritannien verhinderten jedoch eine entsprechende Regelung durch ihr Veto.

Gesellschaft, wobei diese zwar durch die Aktionen von Greenpeace inspiriert und animiert wurden, jedoch nicht gemeinsam mit der Umweltschutzorganisation – und manchmal auch nicht in ihrem Interesse – handelten.[21]

Trotz dieser Proteste begann Shell am 11. Juni 1995 mit dem Transport der Brent Spar zu der Stelle bei North Feni Ridge, wo die Tiefseeentsorgung stattfinden sollte. Es folgten weitere Besetzungen der Plattform durch Greenpeace und politische Diskussionen um das weitere Vorgehen. Einige Tage später erklärte sich Shell zum ersten Mal bereit, über die Form der Entsorgung nochmals nachzudenken, machte dies aber von der britischen Regierung abhängig, die weiterhin auf die Tiefseeentsorgung bestand. Shell gab schließlich nach – am 20. Juni 1995 gab das Unternehmen bekannt, die Plattform nicht zu versenken. Gründe waren der Widerstand der europäischen Regierungen und die Boykotte, die einen schweren Imageschaden verursachten; die britische Regierung reagierte hingegen mit Unverständnis auf die Entscheidung. Die Brent Spar wurde in den Erfjord an der Westküste Norwegens geschleppt, wo sie montiert worden war und zunächst dort geparkt, bevor sie in ihre Einzelteile zerlegt wurde. Ein Teil der Plattform wurde recycelt und für den Unterbau einer norwegischen Hafenanlage verwendet, die Schadstoffe wurden entsorgt.[22]

3 Wasser macht nass

Seit 1998 ist die Entsorgung von Anlagen in der Größenordnung der Plattform Brent Spar gesetzlich vorgeschrieben: Die Anrainerstaaten des Nordost-Atlantiks beschlossen, dass im Nordost-Atlantik keine Offshore-Anlagen mehr versenkt werden dürfen.[23]

Die Offshore-Tätigkeit trägt ebenso zur Schadstoffakkumulation bei wie Schiffsverkehr, Landabflüsse und Emissionen in die Atmosphäre. Das Ökosystem im Umkreis der ehemaligen Bohrtürme braucht viele Jahre um sich zu regenerieren.[24] Neben der Verschmutzung, die bei der Erdölförderung in der Nordsee entstehen, ergeben sich enorme Probleme bei der Entsorgung von Anlagen, die zu diesem Zweck installiert wurden. Die Diskussion um die Plattform Brent Spar hat – wenn auch nur für einen kurzen Zeitraum – die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf die Problematik gelenkt.

---

[21] Greenpeace distanzierte sich z.B. Mitte Juni von den gewalttätigen Anschlägen auf Shell-Tankstellen. Kritisiert wurde außerdem, dass zwar Shell Tankstellen boykottiert wurden, jedoch das eigene Konsumverhalten und dessen Auswirkungen auf die Umwelt nicht kritisch hinterfragt wurde – die Verbraucher fuhren weiterhin genauso oft mit dem Auto, nur dass sie ihr Benzin an anderen Tankstellen kauften; Schubert 2000, S. 217.

[22] Schubert 2000, S. 236-237.

[23] Greenpeace 2005, S. 4.

[24] Greenpeace 2005, S. 13.

Erdöl ist jedoch auch heute noch unverzichtbar. Zwar werden alternative Energien gefördert, Windparks vor Küsten installiert, aber diese können das Öl (noch) nicht subsituieren, zu sehr sind Gesellschaft, Industrie und damit auch die gesamte Wirtschaft davon abhängig. Auch wenn die Erdölförderung in der Nordsee inzwischen rückläufig ist, so wird es noch lange dauern, bis alle Anlagen stillgelegt und entsorgt sind und das Ökosystem beginnen kann sich zu regenerieren.

Einfach drüberwischen und vergessen, das hatten rechtliche Vereinbarungen so vorgesehen, Shell so geplant und die britische Regierung genehmigt. Mit Wasser reinigte man die Öltanks, im Wasser wollte man die Ölplattform versenken und das schlechte Gewissen gleich mit. Die Greenpeace-Kampagne gewann dagegen schnell Land und ließ alle beteiligten Akteure wie im strömenden Regen dastehen. Wasser kann eben auch nassmachen.

Literatur

Ahmed M (2006) The Principles and Practice of Crisis Management. The Case of Brent Spar. Palgrave Macmillian, Basingstoke u.a.

Berens H (2001) Prozesse der Thematisierung in publizistischen Konflikten. Ereignismanagement, Medienresonanz und Mobilisierung der Öffentlichkeit am Bespiel von Castor und Brent Spar. Westdeutscher Verlag, Wiesbaden

Greenpeace (2005) Brent Spar und die Folgen. http://www.greenpeace.de/fileadmin/gpd/user_upload/themen/oel/Brent_Spar_und_die_Folgen.pdf Zugriff vom 16.11.2009

Kuiper J (1990) Effekte der Ölverschmutzung. In: Lozán et al. (ed) Warnsignale aus der Nordsee. Wissenschaftliche Fakten. Parey, Berlin u. Hamburg

Mantow W (1995) Die Ereignisse um Brent Spar in Deutschland. Darstellung und Dokumentation mit Daten und Fakten. Die Hintergründe und Einflußfaktoren. Kommentare und Medienresonanzen. Im Auftrag der Deutschen Shell AG. Deutsche Shell Aktiengesellschaft, Hamburg

OSPAR Commission (2007) Discharges, spills and emissions from offshore oil and gas installations in 2007. http://www.ospar.org/documents%5Cdbase%5Cpublications%5Cp00452_offshore%20report%202007%20with%20assessment.pdf Zugriff vom 29.11.2009

Scherler P (1996) Kommunikation mit externen Anspruchsgruppen als Erfolgsfaktor im Krisenmanagement eines Konzerns. Erfahrungen aus dem Fall Brent Spar (Greenpeace vs. Shell). Helbing & Lichtenhahn, Basel u.a.

Scholten M, Kuiper J (1988) An environmental impact assessment of oil pollution in the North Sea. In: Newman PJ, Agg AR. Environmental Protection of the North Sea, Oxford. S. 446-455

Schubert B (2000) Shell in der Krise, Zum Verhältnis von Journalismus und PR in Deutschland dargestellt am Beispiel der „Brent Spar". Münster u.a.

Vorfelder J (1995) Brent Spar oder die Zukunft der Meere. Ein Greenpeace-Report. Beck, München

Villmow R (1987) Verklappung von Abfällen auf See. In: Niedersächsisches Umweltministerium (ed), Umweltvorsorge Nordsee. Belastungen, Gütesituation und Maßnahmen. Niedersächsisches Umweltministerium, Hannover. S. 45-52

Wöbse AK (2004) Die Brent-Spar-Kampagne. Plattform für diverse Wahrheiten. In: Uekötter F, Hohensee J (ed) Wird Kassandra heiser? Die Geschichte falscher Ökoalarme. Steiner, Stuttgart. S. 139-160

Hochwasser und ihre Folgen
am Beispiel der Magdalenenflut 1342 in Hann. Münden

Maike Gauger

1 Einleitung

Hochwasser gehören zu den Naturkatastrophen, die in Deutschland neben Stürmen die meisten Schäden verursachen. Extreme Hochwasser, wie z. B. das Oderhochwasser 1997 oder das Elbehochwasser 2002, sind aber kein rein anthropogen verursachtes Phänomen der Neuzeit wie landläufig meist angenommen wird, sondern es gab sie auch schon in früheren Jahrhunderten. Jedes dieser Hochwasser zog eine Reihe von Auswirkungen sowohl auf die Natur als auch auf die Menschen nach sich, die kurz am Beispiel des Magdalenenhochwassers 1342 dargestellt werden sollen.

Um den 22. Juli 1342, dem Tag der Hl. Maria Magdalena, traten nach tagelangem Starkregen zahlreiche deutsche und europäische Flüsse erheblich über die Ufer, richteten massive Schäden an Gebäuden an und haben „alte Leute sampt den Kindern erträncket“[1]. In vielen Städten wurde dieses Ereignis sowohl durch schriftliche Erzeugnisse wie Chroniken als auch durch Hochwassermarken an Gebäuden wie Brücken oder Kirchen festgehalten. Das Hauptaugenmerk dieses Aufsatzes liegt auf der Stadt Hann. Münden, die am Zusammenfluss von Werra und Fulda zur Weser liegt (Abb. 1). In dieser Stadt gibt bzw. gab es lediglich drei Hochwassermarken und keine schriftlichen Aufzeichnungen.

[1] zit. nach: Weikinn: Witterungsgeschichte, S. 209.



Abb. 1: Blick über Hann. Münden und den Zusammenfluss von Werra und Fulda zur Weser von der Weserbrücke. In der Mitte der Weserstein und rechts die St. Blasiuskirche.

2 Das Magdalenenhochwasser 1342

2.1 Spuren in Hann. Münden

Wenn man im Stadtkern der Altstadt von Hann. Münden die St. Blasiuskirche umrundet, so kann der aufmerksame Besucher am südöstlichen Pfeiler des Chores in etwa 2,50 m Höhe folgende gotische Inschrift entdecken (Abb. 1): *„Anno domini MCCCXLII IX kalendas Augusti facta est inundacio Wesere et Vulde tantaque altitudo aque tetigit basem huius lapidis quadrangularis*"[2]. Die Unterkante des Steines befindet sich 2,10 m über dem Boden. Obwohl nicht gesichert ist, ob sich dieser Stein nach Umbaumaßnahmen Ende des 15. Jahrhunderts noch an seinem ursprünglichen Platz befindet oder nicht[3], kann man dennoch erahnen, wie gewaltig die Überschwemmung am 24. Juli 1342 in Hann. Münden gewesen sein muss. Diese Hochwassermarke ist die am besten erhaltene der drei Hochwassermarken in der Stadt.

[2] *„Im Jahr des Herrn 1342 am 9. Tag vor den Kalenden des August [24.Juli, die Verfasserin] gab es eine Überschwemmung durch Weser und Fulda, und der hohe Wasserspiegel berührte die Basis dieses viereckigen Steins*". Lateinischer und deutscher Text: s. Wehking: Inschriften, S. 38.

[3] Quentin: Wasserfluthen, S. 660.



Abb. 2: Inschrift am südöstlichen Chorpfeiler von St. Blasius in Hann. Münden.

Eine weitere, nicht mehr existierende, Hochwassermarke befand sich am Tanzwerder Tor und lautete „*hohe Wasserfluth 1342*“[4]. Diese Hochwassermarke war nach Quentin in fünf Ellen Höhe angebracht, das entspricht bei einer angenommenen Ellenlänge von 0,56 m etwa 2,80 m. Die dritte Hochwassermarke (Abb. 2) ist keine historisch gesicherte Marke. Sie befindet sich zusammen mit zehn weiteren Hochwassermarken am Packhof an der Ecke Loh-Straße und Wanfrieder Schlagd. An dieser Hauswand ist in gut drei Metern Höhe ein Strich und das Datum 13.07.1342 angebracht. Ein undatiertes Schild neben den Hochwasser-

[4] Quentin: Wasserfluthen, S. 661.

marken gibt Auskunft darüber, dass an diesem Haus die markantesten Hochwasser der Stadt Hann. Münden zusammengetragen worden sind, die sich anhand von in der Stadt verteilten Marken nachweisen lassen. Vermutlich ist diesem Umstand geschuldet, dass das Datum des Hochwassers von 1342 falsch angegeben ist.



Abb. 3: Hochwassermarken am Packhof an der Ecke Loh-Straße und Wanfrieder Schlagd in Hann. Münden. Die höchste Marke lautet „HW 13.7.1342".

Der Mündener Schulrektor Quentin schreibt 1790, dass „sich die ganze Stadt, nur allein die Anhoehe bey St. Aegidien-Kirche [...] ausgenommen, verschiedene Tage voellig unter Wasser"[5] befand. Quentins Aussage lässt durch einen Blick auf die

[5] Quentin: Wasserfluthen, S. 661.

Grundkarte von Hann. Münden von 1966 (Abb. 4) belegen. Die Kirche St. Ägidien liegt auf 127 m Höhe über Normal-Null, die umliegende Stadt dagegen nur auf maximal 125 m und zu den Flüssen Werra und Fulda fällt sie ab. Die Kirche St. Blasius liegt nur noch auf 123,5 m, die Ecke Wanfrieder Schlagd und Loh-Straße sogar nur noch auf 120,2 m. Nach heutigen Messwerten wäre das Wasser also ausgehend von einer ungefähren Wasserhöhe von 117 m beim Wanfrieder Schlagd auf ca. 125 m gestiegen (Höhe der Inschrift an St. Blasius), einem Anstieg von immerhin acht Metern. Bei diesen Angaben muss allerdings dem Umstand Rechnung getragen werden, dass sich die Flussläufe der beiden Flüsse und damit auch ihre Pegelstände seit der Mitte des 14. Jahrhunderts verändert haben. Die heutige Einschätzung des Hochwasseranstiegs von acht Metern hat daher höchstwahrscheinlich nicht der damaligen tatsächlichen Anstiegshöhe entsprochen.

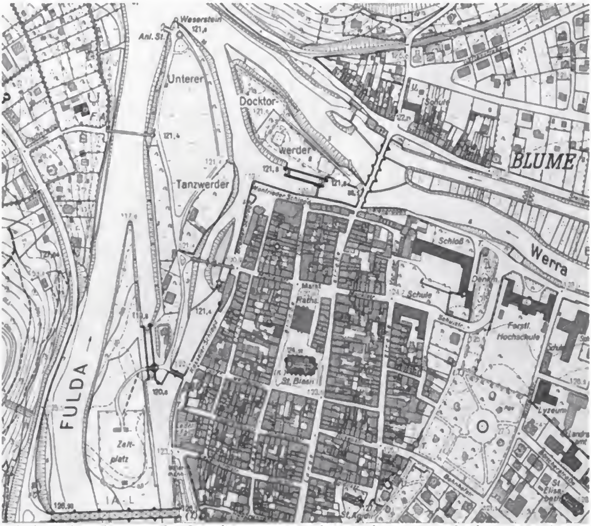


Abb. 4: Ausschnitt aus der Grundkarte von Münden Nordwest mit Maßstab 1:5.000 (1966). Quelle: Geobasisdaten der Niedersächsischen Vermessungs- und Katasterverwaltung.

2.2 1342 – Das Hochwasserjahr in Europa

Wie Weikinn mit seiner Quellensammlung belegt, wurde aber nicht nur Hann. Münden im Sommer 1342 von einem gewaltigen Hochwasser erfasst, sondern das gesamte heutige Deutschland und auch für die Lombardei, die Niederlande und Frankreich liegen Meldungen vor, dass dort die Flüsse über die Ufer getreten sind[6]. Die von Bork angefertigte Karte (Abb. 5) verdeutlicht die von Weikinn gesammelten Quellenaussagen. Sie zeigt die Verteilung der am stärksten betroffenen Flüsse, Küsten und Städte in Mitteleuropa.

Die Chronisten berichten, dass in zahlreichen Städten Stadtmauern, Brücken, Häuser und Türme durch Hochwasser zerstört worden sind. Es schien den Menschen damals, als würden die Flüsse nicht nur durch tagelangen Regen anschwellen, sondern das Wasser aus dem Boden quellen. Als Beispiel hierfür die deutsche Übersetzung aus der Vita Clementis VI: „In diesem Sommer war eine so große Überschwemmung der Gewässer durch den ganzen Erdkreis unserer Zone, die nicht durch Regengüsse entstand, sondern es schien, als ob das Wasser von überall her hervorsprudelte , sogar aus den Gipfeln der Berge […] und in der Stadt Avignon fuhr man zu Schiff und über die Mauern der Stadt Köln fuhr man mit Kähnen darüber […]“.[7] Die Regesten zur Geschichte des Niederrheingaus berichten: „Das Wasser war um Joh. Bapt. so groß in Mainz, daß es im Dom 3 m hoch stand“[8] und für Kassel ist in der Geschichte der Haupt- und Residenzstadt Kassel nachzulesen: „Die Fulda überschwemmte die alte und die neue (untere) Stadt auf eine nie erlebte Weise, daß das Wasser über dem Hochaltar der Neustadt-Kirche stand“[9].

Als Ursache für die verheerenden Hochwasser im Juli 1342 nennen Tetzlaff et al. das insgesamt sehr feuchte Jahr. Bereits im Winter fiel relativ viel Schnee, die anschließende Schneeschmelze führte bereits im Februar an vielen Flüssen zu Hochwasser, und das Frühjahr war ebenfalls sehr regenreich, so dass der gesättigte Boden die starken Regenfälle im Sommer nicht mehr aufnehmen konnte. Für den Main haben Tetzlaff et al. modellhaft die Scheitelabflussmenge berechnet, d. h. die höchste Menge Wasser, die gleichzeitig einen bestimmten Punkt passiert. Für den Main wurde dabei eine Menge von 3.500 m^3/s ermittelt, die deutlich höher ist als die höchsten Mengen aus dem 20. Jahrhundert; zum Vergleich: Das Sommerhochwasser an der Oder 1997 hatte eine maximale Scheitelabflussmenge von 2.500 m^3/s[10].

Alle Hochwasser werden aufgrund ihrer Eintrittshäufigkeit, ihrer Wassermenge und anderen Faktoren in Klassen eingeteilt. Das Hochwasser der Oder 1997 beispielsweise wird als ein HQ_{100}[11] eingeordnet, d. h. es kommt einmal in hundert

---

[6] Weikinn: Witterungsgeschichte, S. 202-216.

[7] zit. nach: Weikinn: Witterungsgeschichte, S. 202.

[8] zit. nach: Ebd., S. 204.

[9] zit. nach: Ebd., S. 204.

[10] Horlacher: Sommerhochwasser, S. 63.

[11] Ebd., S. 63.

Jahren vor. Das Sommerhochwasser von 1342 dagegen wird als ein $HQ_{10.000}$ eingeordnet; es tritt ca. alle 10.000 Jahre einmal auf[12]. Auch das ist ein Indiz dafür, wie gravierend das Hochwasser und seine Folgen waren.

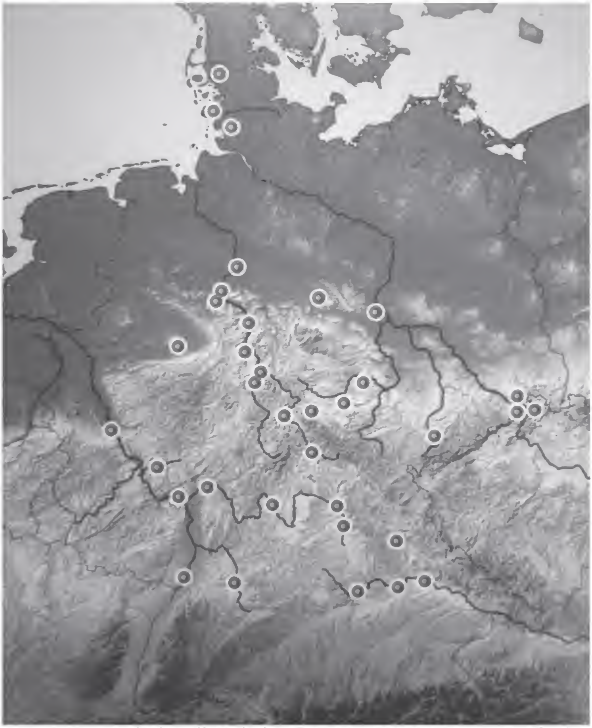


Abb. 5: Karte mit den betroffenen Städten, Flüssen und Küsten in Mitteleuropa. Quelle: Bork H-R (2006) Landschaften der Erde unter dem Einfluss des Menschen, S. 120.

[12] Tetzlaff et al.: Jahrtausendhochwasser, S. 9.

3 Hochwasserfolgen und -schutz

3.1 Folgen der Überschwemmungen

Das Hochwasser hat nicht nur Stadtmauern und Wohnhäuser zerstört und Viehweiden überschwemmt, sondern vor allem auch das an Flüssen angesiedelte Gewerbe, wie Mühlen, Wäschereien, Fischereien und Schifffahrt, wurde vernichtet. Hungersnöte waren eine nicht zu unterschätzende Langzeitfolge des Hochwassers, denn nicht nur die zerstörten Mühlen konnten kein Korn mehr zu Mehl für Brot mahlen, sondern auf den erst überfluteten und anschließend verschlammten Feldern und Viehweiden war keine Bewirtschaftung mehr möglich. Das Vieh starb entweder in den Fluten oder verhungerte anschließend auf den Weiden und das Korn verfaulte auf den Äckern ohne Reifen zu können. Aber nicht nur die Ernährung gestaltete sich als schwierig, sondern es gab auch eine Trinkwasserknappheit, da das übergetretene Flusswasser die Trinkwasserbrunnen der Städte und Dörfer verunreinigt hatte.

Als weitere Folgen von mittelschweren bis sehr schweren Hochwassern werden zum einen die wirtschaftlichen Schäden genannt, die durch die Zerstörung von Schmieden und vor allem in späteren Jahrhunderten auch Bergwerken entstehen und zum anderen als langfristige Folgen morphodynamische Veränderungen. Weil die Flüsse Sand und Geröll mit sich brachten und auf den überfluteten Äckern ablagerten, „mussten die Bauern nach katastrophalen Hochwässern und den damit verbundenen außergewöhnlichen Aufsedimentationen bzw. Erosionen wochenlang arbeiten“[13], um diese wieder nutzbar zu machen. Bork ist sogar der Auffassung, dass in bestimmten Gebieten der Mittelgebirge „die Bildung neuer nutzbarer Böden […] hingegen einige Jahrtausende dauern“[14] wird.

Für das Jahrtausendhochwasser von 1342 hat Bork durch Grabungen, archäologische und bodenkundliche Untersuchungen in verschiedenen Regionen Deutschlands nachgewiesen, dass die Regenfälle und Überschwemmungen im Juli gravierende, bis heute festzustellende, Umformungen der Landschaft zur Folge hatten: Wo vor Sommer 1342 noch Schluchten und Gräben waren, sind diese durch Erdrutsche verfüllt worden und existieren heute nicht mehr. Im Raum Südniedersachsen hat er gleich zwei dieser ehemaligen Schluchten ausgemacht: bei Rüdershausen im Untereichsfeld (etwa 10 m tief) und bei der Trudelshäuser Mühle in der Suhleaue[15]. Es daher ist nicht unwahrscheinlich, dass das Extremhochwasser noch weitere tiefgreifende Veränderungen der Erdoberflächenstruktur nach sich gezogen hat, die zum Teil „bisher auf weit zurückliegende geologische Zeiten datiert“[16] wurden und heute noch sichtbar sind.

[13] Glaser et al.: Hochwässer, S. 19.

[14] Bork: Landschaften, S. 120.

[15] Ebd., S. 115ff.

[16] Schmidt: Hochwasser, S. 246.

3.2 Hochwasserschutz des Binnenlandes im Mittelalter

Im Mittelalter galt ein Hochwasser als gerechte göttliche Strafe für begangene Sünden und Gott ließ sich nur durch Gebete besänftigen.[17] Daher lassen sich nur wenige Hochwasserschutzmaßnahmen im Mittelalter finden. Wenn Dämme oder Uferschutzmauern gebaut wurden, so nur an wenigen Stellen, da sie unter die Zuständigkeit der jeweiligen lokalen Obrigkeit fielen. Jeder war selbst für die Finanzierung und den Bau von Schutzmaßnahmen zuständig. Diese Maßnahmen bestanden aus zwei verschiedenen Möglichkeiten: Die eine beinhaltete starre Konstruktionen wie Mauern und Wände zur Stabilität von erosionsgefährdeten Uferflächen oder Dämme und Deiche zum Schutz von dahinter liegenden Flächen. Die andere bestand aus der Umleitung der Flüsse durch Durchstiche und Anbindungen von Inseln ans Festland. Erst ab dem 18. Jahrhundert wurde im deutschsprachigen Raum über wirksame und umfassende flächendeckende Schutzmaßnahmen diskutiert und realisiert[18]: beispielsweise länderübergreifende Dämme, Durchstiche und Begradigungen, Ausbaggerungen von Flüssen und Bau von Stauseen.

Häufiger als bauliche Schutzmaßnahmen waren im Mittelalter daher auch religiöse Schutzmaßnahmen wie Gebete. Glaser nennt als Beispiel dafür auch Prozessionen, die nach Juli 1342 in den folgenden Jahren immer am 22. Juli, dem Magdalenentag, stattfanden.[19] Außerdem wussten die Menschen im Mittelalter um die Gefahr von normalen Hochwassern und beobachteten Wetter und Wasserstände, um rechtzeitig vor dem Hochwasser flüchten zu können. Dies schützte aber weder Gebäude noch Felder und Weiden vor dem Wasser, sondern verminderte nur die Todesopfer bei Mensch und Tier.

4 Fazit

Das Beispiel des Magdalenenhochwassers 1342 zeigt sehr deutlich, wie gewaltig extreme Hochwasserereignisse sein können, auch wenn es sich bei diesem Hochwasser um ein bislang einzigartiges Ereignis handelt, das in späteren Jahrhunderten in dieser Form nicht wieder aufgetreten ist. Dennoch lassen sich auch in den folgenden Jahrhunderten viele Hochwasser mit dem von 1342 vergleichen, zuletzt die Hochwasser von Oder 1997 oder Elbe 2002.

Dass den Menschen jedoch die heutigen Hochwasser als viel gewaltiger erscheinen und tatsächlich auch mehr materiellen Schaden anrichten, liegt an zwei Faktoren. Erstens haben sich im Laufe der Jahrhunderte an den Flüssen mehr gefährdete Güter, wie beispielsweise Industrie, angesiedelt und die Bevölkerungsdichte an den Flüssen hat erheblich zugenommen und zweitens liegt es an der menschlichen Wahrnehmung. Durch starke Schutzmaßnahmen fühlen die Men-

[17] Weichselgartner: Hochwasser, S. 126.

[18] Schmidt: Hochwasserschutz, S. 28.

[19] Glaser: Klimageschichte, S. 66.

sehen sich subjektiv sicher vor Überschwemmungen und sind umso entsetzter, wenn das Wasser sie dann doch bedroht. Sie haben verlernt, den Fluss zu beobachten und dadurch Veränderungen zu bemerken, die sie gefährden könnten[20].

Die Eingriffe des Menschen in die natürlichen Flussläufe und Überschwemmungsgebiete haben die Gefahr und die Schäden durch Hochwasser zwar potenziert, sie aber nicht verursacht. Vielmehr sind Hochwasser eine Folge von kurzzeitigen klimatischen Wetterextremen, im Winter beispielsweise Eisstau und im Sommer wie in diesem Beispiel Starkregenfälle.

Die Wahrnehmung der Menschen für besonders hohe Hochwasser bestand aber seit jeher und auch der Wunsch, die Nachkommen vor solchen Gefahren zu warnen und zu mahnen. Nur so lassen sich die zahlreichen Hochwassermarke und Chronikberichte erklären, die es seit Jahrhunderten gibt.

5 Besuch der Stadt Hann. Münden

Ein Besuch der Stadt Hann. Münden lohnt sich nicht nur wegen ihrer Lage an den drei Flüssen, sondern auch wegen ihrer zahlreichen Fachwerkhäuser, etwa 700 im Stadtkern. Die Stadt liegt im südlichen Niedersachsen, etwa 23 km südwestlich von Göttingen und 17 km nordöstlich von Kassel, erreichbar über die A 7, den Bundesstraßen 3 und 80 oder mit dem Zug, Bahnhof „Hann. Münden".

Adresse der Touristik-Information:
Touristik Naturpark Münden e.V.
Rathaus/Lotzestraße 2
34346 Hann. Münden
Tel.: 05541/75-313
Fax: 05541/75-404
E-Mail: tourist-info@hann.muenden.de

[20] Weichselgartner: Hochwasser, S. 123.

Literatur

Bork H-R (2006) Landschaften der Erde unter dem Einfluss des Menschen. Darmstadt.

Glaser R (2001) Klimageschichte Mitteleuropas. 1000 Jahre Wetter, Klima, Katastrophen. Darmstadt.

Glaser R, Jacobeit J, Deutsch M & Stangl H (2002) Hochwässer als historisches Phänomen. In: „Katastrophe oder Chance? Hochwasser und Ökologie“ Rundgespräche der Kommission für Ökologie, Bd. 24. München, S. 15-30.

Horlacher H-B (2000) Sommerhochwasser 1997 an der Oder. In: Deutsch M, Pörtge K-H & Teltscher H: Beiträge zu Hochwasser/Hochwasserschutz in Vergangenheit und Gegenwart. Erfurt, S. 63-66.

Quentin J L (1790) Von einigen höchst nachtheiligen Wasserfluthen, welche Münden und umliegende Gegend betroffen. In: Annalen der Braunschweig-Lüneburgischen Churlande, Bd. 4. Hannover, S. 658-667. Online-Ausgabe: http://www.ub.uni-bielefeld.de/diglib/aufkl/annbraunlue/annbraunlue.htm Letzter Zugriff: 14.02.2010.

Schmidt M (2000) Hochwasser und Hochwasserschutz in Deutschland vor 1850. Eine Auswertung alter Quellen und Karten. München.

Tetzlaff G, Börngen M & Raabe A (2001) Das Jahrtausendhochwasser von 1342 und seine meteorologischen Ursachen. In: Hochwasser – Niedrigwasser – Risiken. Nürnberger Wasserwirtschaftstage am 9. und 10. Mai 2001. München, S. 5-22.

Wehking S (2006) Die Inschriften des Landkreises Göttingen. In: Die Deutschen Inschriften, Bd. 66. Wiesbaden.

Weichselgartner J (2000) Hochwasser als soziales Ereignis. Gesellschaftliche Faktoren einer Naturgefahr. In: Hydrologie und Wasserbewirtschaftung, Bd. 44. Koblenz, S. 122-131.

Weikinn C (1958) Quellentexte zur Witterungsgeschichte Europas von der Zeitwende bis zum Jahre 1850. Hydrographie – Zeitwende bis 1500, Bd. 1. Berlin.

Sofern nicht anders vermerkt, sind alle Abbildungen von der Verfasserin.

100 Meisterwerke umwelthistorischer Bilder

Ein Plädoyer für eine Galerie von Bildern mit umwelthistorischen Objekten, Vorbildern, Metaphern, Deutungsebenen und Dokumentationen

Bernd Herrmann

Über das Konzept der „Schauplätze der Umweltgeschichte" ist in den Vorworten der bisherigen „Schauplatz"-Bände und auch noch im Vorwort zu diesem Band eigentlich alles schon gesagt. Einerseits wird mit der Belehrung am jeweiligen Beispiel die allgemeine Dimension umwelthistorischer Texte für eine ökologische Grundbildung greifbar. Andererseits liegt ihre Didaxe nicht nur beim Leser, sie ergibt sich ebenso als gewollte Folge beim Prozess des Schreibens für den Autor, in diesem Falle für einen Teilnehmer[1] eines universitären Seminars. Damit ist die Doppelfunktion der Texte benannt, ihre Ausrichtung erkennbar und ihre Lektüre vor diesem Hintergrund zu bewerten.

Ein Aspekt ist jedoch bisher im „Schauplatz"-Konzept praktisch nicht umgesetzt worden, wenngleich alles, über das berichtet wurde, seinen Ort oder Gegenstand zu haben scheint. Was bisher fehlt, ist die ***Abbildung*** des thematisch Einschlägigen um seiner Selbst willen, um seiner Beispielhaftigkeit Willen oder um seiner historischen Einmaligkeit willen. Das Bild in des Wortes unmittelbarer Bedeutung soll zur umwelthistorischen Quelle werden. Aber selten wird es seine Zeugnishaftigkeit als Abbildung sein können, die einem Bild umwelthistorische

---

[1] In diesem Text bezeichnet die männliche Form immer auch die weibliche mit. – Wie alle „Schauplätze"-Beiträge, wurde auch dieser Beitrag im Seminar diskutiert. Ich danke für die dort gegebenen Anregungen.

Qualität verleiht. Wie die Leser eines Textes diesen erst durch das Lesen hervorbringen und je dessen Bedeutung freilegen, so sind Bilder ohne ihren Betrachter bedeutungslos. Der Betrachter erst verleiht dem Bild Bedeutung, erkennt in ihm den für ihn gültigen metaphorischen Gehalt, erliegt den durch Farbe und Gegenstand ausgelösten subjektiven emotionalen Zuständen und domestiziert seine Eindrücke durch die Einbringung kultureller, gegebenenfalls rational-logischer kulturhistorischer Deutungsmuster. Immerhin gilt „die Form der Abbildung [als] die Möglichkeit, dass sich die Dinge so zueinander verhalten, wie die Elemente des Bildes."[2] Das Bild ist zugleich unmittelbare und distanzierte, vielfach gebrochene Realität. Es ist kein historisches Dokument, aber es belegt ein Geschehen, es verknüpft das bislang Unverknüpfte, es suggeriert oder nimmt ontologische Gewissheit. In einer Bildbetrachtung tritt Ernst Cassirers Diagnose vom Menschen als dem *animal symbolicum* besonders deutlich zutage, wie er sie in jenem Kapitel gefasst hat, das sich direkt auf Jakob von Uexküll, dem Entdecker der biologischen „Umwelt", bezieht: *„Der Mensch kann der Wirklichkeit nicht mehr unmittelbar gegenübertreten; er kann sie nicht mehr als direktes Gegenüber betrachten. Die physische Realität scheint in dem Maße zurückzutreten, wie die Symboltätigkeit des Menschen an Raum gewinnt. Statt mit den Dingen hat es der Mensch nun gleichsam ständig mit sich selbst zu tun. So sehr hat er sich mit sprachlichen Formen, künstlerischen Bildern, mythischen Symbolen oder religiösen Riten umgeben, daß er nichts sehen oder erkennen kann, ohne daß sich dieses artifizielle Medium zwischen ihn und die Wirklichkeit schöbe."*[3] Deshalb ist ein Bild noch weit vielschichtiger als die Wirklichkeit, die sie abbildet oder abzubilden vorgibt. Und genau deswegen sind Bilder erkenntnisproduzierende Objekte, sie sind Metaquellen. Und sie folgen absolut den umwelthistorischen Leitbegriffen, die für das Göttinger Verständnis stehen: *Rezeption und Rekonstruktion.* Das Bild reflektiert als künstlerisches Produkt seiner Zeit und seines Meisters die Rezeption des Dargestellten. Die Rekonstruktion wird sich bemühen, den Gehalt des Dargestellten zu prüfen. In der Beobachtung des Künstlers findet sich die „Beobachtung zweiter Ordnung",[4] die ein Kernelement auch des Umwelthistorischen ist.

Der nachfolgende Essay ist ein Plädoyer für die Nutzung von Bildern zur Freilegung und Gewinnung umwelthistorischer Einsichten. Es könnte den Grundstein liefern für eine umwelthistorische Bildersammlung, einen umwelthistorischen Bilderkanon, an dem beispielhaft das Grundsätzliche wie auch das jeweils Neue aus den

[2] Wittgenstein, Satz 2.151 (Seite 15) – Wittgenstein hat eine Reihe von Setzungen über Bilder (d. i. mehrheitlich über unsere Vorstellungen von Bildern) formuliert, die thematisch sehr ergiebig sind. Verwiesen sei auf die Satzfolge 2.1 bis 2.225

[3] Cassirer, S. 50

[4] Die „Beobachtung zweiter Ordnung" stammt aus dem kybernetisch orientierten Konstruktivismus (Heinz von Foerster) und ist sehr schnell in soziologische Generaltheorien einbezogen worden. So hat auch Niklas Luhmann sie in seine Systemtheorie integriert, weshalb er häufig als „Entdecker" oder Begriffsschöpfer der „Beobachtungen höherer Ordnungen" missverstanden wird. – Eine kennenswerte Einführung in den philosophischen Konstruktivismus Heinz von Foersters bei L. Segal.

sich mehrenden Einsichten und dem Verständnis der umwelthistorischen Zusammenhänge gesehen und vermittelt werden können. Die Gelehrten könnten sich über das erste halbe Hundert Bilder streiten und verständigen, und jeder Leser würde den Kanon um die ihm wichtigen Bilder für sich selbst erweitern können. Eine offene Enzyklopädie also, aber nur begrenzt eine des gesicherten Wissens, vielmehr eine des Wissenswandels. Denn die Bewertung eines Bildes ist, trotz aller Stabilität eines Motivs, dem Urteil wechselnder Betrachter in wechselnden Zeitläuften unterworfen.

1 Der Vorschlag ist weder neu noch originell

Bereits der Titel des Beitrags rekurriert ungeniert auf eine erfolgreiche Sendereihe des Westdeutschen Rundfunks, die von 1980 bis 1994 in den Fernsehsendern der ARD ausgestrahlt wurde und sich ihrerseits an das Vorbild einer BBC-Sendung anlehnte. Auch deswegen kann auf die Idee unmöglich ein Originalitätsanspruch erhoben werden, weil sie ein unmittelbares und sogar thematisch einschlägiges Vorbild zu haben scheint. Sehr früh haben Henry Makowski & Bernhard Buderath mit ihrem Bilderbuch „Die Natur dem Menschen untertan. Ökologie im Spiegel der Landschaftsmalerei“ (1983) einer Sammlung von Gemälden jeweils zwei Texte beigegeben, die im Buch zweispaltig parallel gesetzt sind. Der erste Text erklärt das Bild aus der kunst- bzw. kulturhistorischen Perspektive (Buderath), der zweite Text macht auf ökologische Gesichtspunkte aufmerksam, die in der jeweiligen Bildkomposition enthalten sind (Makowski). Das musste beileibe nicht immer ein prominentes Bilddetail sein, wie etwa die eher versteckte Wanderdüne im „Verlorenen Sohn“ von Jheronimus Bosch (ca. 1505), die als metaphores Bildelement zugleich Anspielung auf die kritisierte Lebensweise des Protagonisten wie auf die zeitgenössische Devastierung der Landschaft ist. Dass sich Landschaftsbilder von Hobbema über Friedrich und Renoir bis Nolde finden, überraschte angesichts des Untertitels des Buches nicht. Aber es gab manches auf den ersten Blick überraschende Bildmotiv, wie etwa „Mr. and Mrs. Andrews“ von Thomas Gainsborough aus dem Jahre 1749/50. Was hatte diese Darstellung englischer Landadliger mit „ökologischen Fragen“ und „Landschaft“ zu tun? Die rechte Bildhälfte, die vom Ehepaar nicht verstellt ist, weil es sich dem Maler gegenüber unter dem Baum auf der linken Bildseite leicht blasiert in Positur gebracht hatte, gibt den Blick frei auf mehrere in die Bildtiefe gestaffelte landwirtschaftlich bewirtschaftete Parzellen des Herrensitzes The Auberies nahe Sudbury, Essex. Diese Parzellen sind der Schlüssel zur Einbeziehung des Bildes in das Werk von Makowski & Buderath. Denn es verweist auf die im 18. Jh. in England adaptierten neuen Methoden der Landwirtschaft. Es könnte auch zugleich auf die eminenten physiokratischen Wirtschaftstheoretiker Englands verweisen, wäre dies nicht eine anachronistische Interpretation, weil jene Autoren ihre einflussreichen Schriften erst deutlich nach dem Entstehungszeitpunkt des Bildes verfasst haben.

Die kurzen Hinweise mögen genügen, die kluge Auswahl der Bilder, ihre Potentiale, ihre Erläuterungen einschließlich dazugehöriger Kommentaren und ihrer Anschlussfähigkeit für den umwelthistorischen Diskurs mit Respekt hervorzuheben. Das Werk von Makowski & Buderath stellt Bilder in Gruppierungen zusammen: „Garten und Park", „Landwirtschaft, Felder und Flur", „Wald", „Wasser und Fluss", „ Heide und Sand", „Moor", „Meer", „Gebirge". Die Themenfelder sind erkennbar solche, die sich zwanglos in einen umwelthistorischen Pflicht-Katalog einfügten. Qualitätvoll verbinden die Erläuterungen kulturgeschichtliches und ökologisches Wissen in einer Weise, die man auch zur Zeit der Veröffentlichung des Buches gewiss „umwelthistorisch" genannt hätte, wäre der Begriff schon allgemein verfügbar gewesen. Nach wie vor ist dieses Buch ein hervorragendes Musterbeispiel für umwelthistorische Wissensbildung und -vermittlung. Im akademischen Kontext wird erstaunlich selten auf es verwiesen. Zum einen mag dies daran liegen, dass verwendete Literatur nur als Auswahl-Liste im Anhang beigegeben und nicht in Form von Hinweisen, Bezügen und referenzierten Zitaten in den Textverlauf eingebettet ist. Das begrenzt den Nutzen des Buches auf unglückliche Weise. Es steht allerdings zu befürchten, dass dies zum anderen auch mit einem beobachtbaren Anerkennungsgeiz zusammenhängen könnte, den mancher professioneller Historiker den Leistungen entgegenbringt, die von Nichthistorikern auf Feldern erbracht werden, für die jene Historiker Besitzstand annehmen. Das Werk von Makowski & Buderath kann heute zwar als umwelthistorische Fibel verstanden und gelesen werden,[5] seine Entstehung verdankte es indes einem Impuls, den die Autoren selbst gleich mit den ersten Textzeilen des Buches benennen: *„Die Anklage liegt vor. Die Verhandlungen sind öffentlich. Die Anklage lautet auf ‚Raubbau an der Natur in Tateinheit mit Nötigung und Gewaltanwendung'. Beklagter ist der Mensch, richtiger: der Mensch unserer Breiten und unserer Zeit. Der Hauptankläger ist ebenfalls der Mensch, unterstützt von einer Reihe von Nebenklägern. Die Verteidigung plädiert auf den Befehlsnotstand, der niedergelegt ist in dem Auftrag, sich die Erde Untertan zu machen."* (S. 7). Es ist die missionierende Aufforderung zu ökologischer Umkehr und naturkonservatorischer Buße, die Ende der 70er, Anfang der 80er Jahre des 20. Jhs. in Deutschland den öffentlichen Diskurs als progressives politisches Programmelement durchzog.[6] Erst kurz vor der Veröffentlichung des Buches waren „Die Grünen" als politische Partei

---

[5] Die Deutsche Nationalbibliothek hat die beiden Druckversionen, die von diesem Werk existieren, folgenden Sachgruppen zugerechnet: „61 Geographie, Heimat- und Länderkunde, Reisen; 44 Umweltschutz, Raumordnung, Landschaftsgestaltung; 46 Bildende Kunst". Einen Zusammenhang mit der Sachgruppe „63 Geschichte und Historische Hilfswissenschaften" sahen die Bibliothekare bei Aufnahme des Titels nicht (letzte Katalogabfrage 7.2.2010). Das ist nicht weiter zu kritisieren, schließlich fehlt „Umweltgeschichte" sogar in den Rezensionsrubriken von H-Soz-u-Kult bis auf den heutigen Tag (7.2.2010), sie wird auch im weit verbreiteten „Bücherverzeichnis zur deutschen Geschichte" (Baumgart, letzte Auflage 2006) vergeblich gesucht.

[6] Mindestens ein Teil des Buches ist in Schneverdingen, Niedersachsen, geschrieben worden (u.a. das Vorwort). Schneverdingen ist seit 1981 Sitz der heute so genannten „Alfred Töpfer Akademie für Naturschutz (NNA)"

gegründet worden (1980). Der pädagogische Zeigefinger zeigte, soweit ist in der Zwischenzeit von der Umweltgeschichtsforschung Klarheit geschaffen worden, zu Unrecht allein auf das vermeintlich christlich-abendländische Ausbeutungserbe, denn bis heute sucht die Forschung vergeblich nach einer menschlichen Kultur, die sich außerhalb dieser Vorwürfe befindet, denen voreilig eine Spezifität christlicher Weltsicht unterstellt wurde.[7]

2 Der Vorschlag hat weitere Vor-Bilder

Eine im thematischen Zusammenhang andere wichtige Anregung geht auf Arthur E. Imhof zurück.[8] Nicht, dass nicht schon vor Imhof Bilder als Instrumente, als Vehikel, als Beförderer historischer Wissensbildung verwendet worden wären. Jakob Burckhardt[9] und andere seien als Zeugen benannt. (Und wo wären die antiken Stätten Roms heute ohne Piranesis Veduten und deren Wirkung?) Die durch Bilder angeregte bzw. an ihnen entwickelte Ausführungen Imhofs über Alltagsleben in früheren Zeiten (1991) und CD-ROMs über meteorologische Bildmotive (Wolken, 1997) und die Bilderserie über Joos de Mompers „Vier Jahreszeiten“ (1998), die beide mit seiner Beteiligung realisiert wurden, haben Blick und Aufmerksamkeit auf Bildelemente gelenkt, aus denen umwelthistorisches Nachdenken entwickelt werden kann. Sein Anliegen war das des Sozialhistorikers und des Historischen Demographen,[10] heute würde wohl wenigstens ein Teil seiner Arbeiten als „umwelthistorisch“ eingeordnet werden.

Praktische Erprobungen der umwelthistorischen Bildanalyse konnten sich auch in gemeinsamen Lehrveranstaltungen mit dem Kunsthistoriker Gerd Unverfehrt,[11] realisieren und trugen sehr konkret zu Vorstellungen über das Machbare und das

[7] Abgestellt wird auf Genesis 1, 28: „Und Gott segnete sie [Mann und Frau] und sprach zu ihnen: Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde und ***machet sie euch untertan*** und herrschet über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh und über alles Getier, das auf Erden kriecht.“ Das Gebot fundierte theologisch den Umgang mit Natur im ***dominium terrae.*** (Einschub und Hervorhebung B.H.) – Der Vorwurf, die Ausbeutung der Natur sei ein spezifisch christliches Erbe, wurde von dem Princeton-Historiker Lynn White (1967) in einem seinerzeit einflussreichen Aufsatz erhoben. Der Vorwurf schien damals, ohne hinreichende vergleichend umwelthistorische Kenntnisse, überzeugend. Heute ist er überholt (hierzu z. B. Diamond; Kaiser). [Diamonds Monographie wird hier lediglich wegen der Beispielauswahl angeführt. Es bedeutet keine Zustimmung zu seinen Schlussfolgerungen.]

[8] Arthur E. Imhof, Historiker-Kollege aus gemeinsamen Tagen an der FU in Berlin, sei an dieser Stelle für seine Anregungen bedankt.

[9] „Die Kultur der Renaissance in Italien“, zuerst erschienen 1860

[10] Zu den Sonderbarkeiten des sich herausbildenden Wissenszusammenhangs „Umweltgeschichte“ gehört es, dass bestimmte Themen endlos und sich ständig wiederholend ausgebreitet werden (z. B. das „Katastrophen“-Thema), andere Themen von ganz erheblicher Wichtigkeit überhaupt nicht beachtet werden, etwa die Demographie. Die Historische Demographie ist meiner Auffassung nach ein wichtiger Bereich der Umweltgeschichte, weil Bevölkerungsänderungen Umweltänderungen i.w.S. reflektieren.

[11] Des 2009 zu früh verstorbenen Göttinger Kollegen Gerd Unverfehrt sei an dieser Stelle mit dankbarer Erinnerung gedacht.

Unmögliche bei. Immer wieder wurde dabei deutlich, dass Bilder-Serien nach dem Muster der „Vier Jahreszeiten“ oder der „Monatsbilder“ sehr zuverlässige Einstiege in umwelthistorische Bildbetrachtungen ermöglichen.[12]

Eine den „100 Meisterwerken“ ähnlich gelagerte Idee verfolgt seit einigen Jahren die Zeitschrift *Environmental History.* Seit April 2003 druckt sie unter der Rubrik „Gallery“ Fotografien, Cartoons, Plakate, Pflanzenabbildungen und Karten von umwelthistorischem Belang, und beschreibt auf der Homepage der Zeitschrift deren Zielsetzung: *„Es sollen Anregungen gegeben werden sollen, visuelles Material für die Umweltgeschichte nutzbar zu machen. Dabei unterscheiden sich die einzelnen Beiträge sehr. Einige erklären, wie das Bild zustande kam, andere forschen nach seiner historischen Wirkung. Einige sehen im Bild eine historische Quelle. Oft kann aus der Bildquelle etwas gelernt werden, dass sich so oder überhaupt nicht in Schriftquellen finden lässt. Wieder andere „Gallery“-Beiträge interessieren sich für visuelles Lehrmaterial, um in Erfahrung zu bringen, welche Art von Diskussionen von ihm im Seminar angeregt werden.“*[13] Damit liegt *Environmental History* mit ihrer Rubrik nahe bei den Intentionen des hier vorgetragenen Vorschlags. Die bisher veröffentlichten „Gallery“-Bilder wiederholen meistens Bilder, die bereits von Makowski & Buderath in den thematischen Zusammenhang gestellt wurden. Neu in der „Gallery“ ist die Idee, auch Reklamebilder, Cartoons und andere Bilder zu besprechen und sich damit den Ausdrucksmitteln der Gegenwart bzw. der Alltagskultur zuzuwenden.

Die Bildbetrachtungen Imhofs waren gewiss von vorausgegangenen Entwicklungen der Museumspädagogik, wie sie auch an den Berliner Gemäldegalerien (SMPK Nationalgalerie) gepflegt wurden, beeinflusst. Den Besuchern stellte die Gemäldegalerie in Dahlem bereits seit den frühen 1970er Jahren Führungsblätter mit ausführlichen Erklärungen zu einzelnen Gemälden von Weltgeltung zur Verfügung, was sich zu einem ungeheuren Erfolg entwickelte. Mit Beginn der 80er Jahre wurden international Bemühungen verstärkt praktiziert, bei Kunstwerken mit naturalistischen Darstellungen nicht mehr nur nach der Symbolik einzelner Pflanzen oder Tiere zu fragen, sondern möglichst alle abgebildeten Pflanzen und Tiere zu identifizieren. Beispielgebend und Maßstab setzend waren in neuerer Zeit vor allem die Arbeiten von Mirella Levi D'Ancona (z. B. 1977 und 1983) sowie die Ausstellungskataloge des niederländischen Botanikers und Kunsthistorikers Sam Segal (z. B. 1988 und 1990).[14] Dass die Arbeit von Lottlisa Behling (1957) so wenig Resonanz außerhalb der Kunstgeschichte erfahren hat, lag sicherlich einerseits an der sehr auf die Symbolik bezogenen Interpretationsarbeit, obwohl die Autorin in

[12] Thematische Bilderserien sind indes selten. Einschlägige Zusammenstellungen verdanken sich der Bemühung engagierter Kuratoren, wenn etwa eine Bilderausstellung über „Die Kleine Eiszeit“ (Gemäldegalerie) veranstaltet wird.

[13] http://www.environmentalhistory.net/index.htm (12.2.2010), Übersetzung des Verf.

[14] Homepage von Sam Segal unter http://www.still-lifestudies.net/introduction.html (16.2.2010).

sehr engem Kontakt mit dem bekannten Botaniker Troll stand.[15] Andererseits aber gewiss auch daran, dass Ableitungen aus den Pflanzen selbst und aus ihren Standortbedürfnissen sich damals nicht gegen einen „Essentialismus"-Vorwurf hätten behaupten können. Aber alle diese Werke führen direkt und vertiefend auch in umwelthistorische Zusammenhänge. Die Berliner Museen erarbeiteten 1983 ein Führungsblatt zu „Der Blumenstrauß" von Jan Brueghel d. Ä., in dem das Blumenbouquet zu einem enzyklopädischen Katalog mit vegetations- und kulturgeschichtlichen Einträgen über die Einführungsgeschichte der gemalten Blütenpflanzen geworden ist. Auf die Vorbildhaftigkeit dieses Führungsblattes wird weiter unten zurückzukommen sein.

In zeitgenössischer Fortsetzung dieser Idee bieten heute große Museen der Welt[16] längst rechnergestützt nutzerorientierte Abfragemöglichkeiten über ihren Bestand an. So lässt sich in der Londoner National Gallery eine Bestands-Recherche z. B. über „Landschaften" sehr schnell durchführen, beispielsweise über „Landschaften mit Tieren", „Naturalistische Landschaften" und „Topographische Landschaften" (d. i.: das Umland konkreter Orte).[17] Das Beispiel Landschaft drängt sich in diesem Zusammenhang geradezu auf. Sie ist nicht nur für die Kunstgeschichte ein unerschöpfliches Thema. Immerhin verdankt sogar die Wortfügung „Landschaft" ihre Entstehung dem künstlerischen Bereich. „Landschaft" ist, wenn man sie als Aufenthaltsort von Menschen begreift und durch deren Aktivitäten geprägt versteht, sicher das komplexeste Archiv der menschlichen Kulturgeschichte an einem gegebenen Ort. In dieses kulturgeschichtliche Archiv sind die unabhängigen und doch durch ihre Einbindung in die menschlichen Angelegenheiten zugleich abhängigen Archive der belebten und unbelebten Natur integriert. Damit ist „Landschaft" einer der zentralen Begriffe und Zugänge zur Umweltgeschichte. Mit den Namen von Humboldt, Hardt (1970, 2002) und Warnke sind Eckpunkte sehr bedeutender Theorieentwürfe der Landschaft benannt, wobei alle drei auf die Rezeption von Landschaft im Sinne von Bildern eingehen.[18] Das ästhetische Moment ist auch Leitmotiv der im deutschsprachigen Raum einflussreichsten Landschaftsdefinition der letzten Jahrzehnte, die Joachim Ritter formulierte.[19]

[15] Behling hat beide Bände ihrer Arbeiten über Pflanzen (zur mittelalterlichen Tafelmalerei und zur plastischen Ornamentik in ma Kathedralen, 1964) dem Botaniker Troll gewidmet.

[16] M.E. beispielhaft die National Gallery in London [http://www.nationalgallery.org.uk/].

[17] Leider gilt für London, wie für fast alle große Museen, dass die im Hause selbst angebotenen rechnergestützten Dienstleistungen nicht in gleicher Weise *on-line* zugänglich sind.

[18] Von Humboldt verwendet im Kosmos als Bezeichnung seines Kapitels „Allgemeine Übersicht der Erscheinungen" in dem er u.a. Berichte außereuropäischer Völker über seltene Naturphänomene wiedergibt, das Wort „Naturbilder". Das Kapitel stellt u.a. Sichtweisen vor, Rezeptionshaltungen, die zur Beobachtung des Phänomens eine spezifisch kulturell geprägte Erklärung hinzufügen, in der das Bildhaft-Plastische vorherrscht. Die Sprache von Humboldts weist darauf hin, dass ein Naturkonzept (und tatsächlich handelt das Kapitel von solchen) sich des Bildhaften mindestens dann als Ausdrucksmittel bedient, wenn und solange es schlüssiger positivistischer Erklärungen ermangelt.

[19] Selbstverständlich spielen auch andere Theoretiker eine wichtige Rolle. Ihrer sei jedoch, um nicht in ein Nebenthema zu geraten, mit dem Hinweis auf Apel hier abschließend gedacht.

Levi D'Ancona und Segal haben den floralen Bildelementen große Aufmerksamkeit gewidmet. Deren Verwendung als selbstständige Einheiten der Bildkomposition in der Malerei ist Ergebnis der Beobachtung durch den Künstler und seiner Beschreibung der Formenmannigfaltigkeit, der Fülle, der Diversität. Mit Beginn der frühen Neuzeit wird das Spiel der Künstler mit der Formenfülle selbstverständlich und gleichsam „natürlich" in das Naturbeobachtungskonzept der Voraufklärung integriert, das in der „Grossen Kette der Wesen" *seine* synthetische Theorie gefunden hatte.[20] Daher sind diese Bildanalysen so bedeutungsvoll und auch im Hinblick auf die weniger häufig dargestellten Tiere umwelthistorisch ergiebiger.

3 Der Vorschlag ist einfach und doch zugleich komplex

Selbstverständlich sind Bilder, gemalte zudem, keine historische Quelle im Sinne einer authentischen Wiedergabe. Dass künstlerische Bilder die Aufgabe der authentischen Unterrichtung über objektive Abläufe oder Sachverhalten hätten, wird ohnehin niemand ernsthaft behaupten wollen. Selbst die so genannt authentischen Pressefotos sind subjektive Blickwinkel des Fotoreporters und sind Instrumente jener Berichterstattung, die sich ihrer bedient, also Ergebnis eines Auswahlprozesses.

Weil Menschen Augenwesen sind, erreicht sie ein Bild unmittelbarer als das gesprochene oder gelesene Wort. Die Verwendung des Bildes zielt darauf, im Betrachter Assoziationen freizulegen, Gedanken und die daraus resultierende Wissensproduktion in Gang zu setzen. Bildergebrauch ist in der Alltagskultur und in der Wissenschaft selbstverständlich. Dort, wo er zur Sinnerzeugung dient, ist das Handwerkszeug der Ikonologie gefragt.

Wollte jemand ernsthaft im Angesicht eines Bildes bestreiten, welches die Freisetzung historischen Wissens katalysieren soll, dass „die Vergangenheit nicht das Erinnerte [ist], sondern der sich Erinnernde" (Franz Baermann Steiner)? Für die Kunstgeschichte wie für die Geschichtswissenschaft sind kontextuell verwendete Bilder als Quelle daher immer ein zur Vorsicht gemahnendes Terrain gewesen,[21] und ihrer umwelthistorischen Verwendung wird eine sehr penible Prüfung vorausgehen müssen.

---

[20] Lovejoy – Der Begriff „Synthetische Theorie" spielt auf den Begriff „Synthetische Theorie (der Evolution)" an, wie er in den zeitgenössischen Biowissenschaften geläufiger Weise für die „Zusammenfassung der Erkenntnisse aller biologischen Teilwissenschaften über die organismische Evolution" verwendet wird. In der voraufklärerischen Ausdeutung der Natur als einer Offenbarungsweise Gottes sowie in den Abbildungen von „Natur" in der Malerei als „gemalte Predigten", erkenne ich eine äquivalente „synthetische Theorie", deren Fundierung u.a. in den physikotheologischen Schriften bereitgestellt wird (z. B. Michel).

[21] Für die Kunstgeschichte genügt der Hinweis auf den Klassiker Panofsky (1975, 1980). – Der Historischen Bildkunde wird seit einiger Zeit in den Geschichtsdisziplinen theoretisch wie praktisch zunehmende Aufmerksamkeit zuteil. Auch hierfür sei ein früher Wegbereiter (Keyser) und als Stellvertreter für die gegenwärtige Breite Burke benannt.

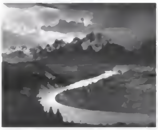
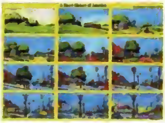
Unzweifelhaft erscheinen Bilder wegen des Impulses, den sie beim Betrachter hervorrufen, viel subjektiver als ein Text. Während sich die Position des Autors während des Lesens im Leser aufbauen kann, hat das Bild wegen seiner Totalität und sofortigen Präsenz keine solche Chance der allmählich fortschreitenden emphatischen Rezeption. Das Bild bindet sofort emotional und gibt dem rationalen Korrektiv lediglich die nachgeordnete, die zweite Chance.

Die Verwendung von Bildern ist wirkungsvoll, weit reichend und vor allem didaktisch produktiv. Für Makowski & Buderath waren diejenigen Bildelemente, an die sie ihre Erläuterungen knüpften, immer Abbildungen des Realen, waren immer Belege für das Vorkommen von Folgezuständen innerhalb ökologischer Prozesse, eine vielleicht etwas zu engagierte Position dieser Autoren und eine gewisse Schwäche ihrer Argumentation. Bilder enthalten mehr als positivistische ontologische Zuweisungen, manchmal aber nicht einmal das. Der Historiker lernt, die Bewertung eines Textes nicht auf die bloßen Buchstabenfolgen abzustellen, sondern Texte auch als Produkte ihrer Leser zu begreifen, er lernt, dass Texte also nicht nur einen Sender, sondern viele Empfänger haben. Genau dasselbe gilt für Bilder. Niemand kennt die wirkliche, die wahre, die immergültige Bedeutung. Denn ein Kunstwerk enthält immer auch Dinge, von denen selbst der Künstler nichts weiß. Deshalb ist die Herausforderung für den Verfasser einer umwelthistorischen Bildanalyse einerseits ungleich größer als beim Verfassen eines üblichen „Schauplätze"-Textes. Das unglaublich Reizvollste an umwelthistorischen Bildbeschreibungen ist aber, das es weniger Irrtümer gibt, weil der Betrachter über *seinen* Eindruck berichtet. Wer sagt denn, dass dieser von anderen geteilt werden müsse? Damit sie aber nicht ins Beliebige abgleitet, gilt es, eine umwelthistorische Ikonologie zu entwickeln. Hierzu sei aufgefordert.

4 Der Vorschlag wird durch eine Bilderserie ergänzt und mit zwei Beispielen veranschaulicht

Eine kurze Liste geeigneter Bilder lässt das Prinzip einer möglichen Serie erkennen:

Motiv	Künstler Entstehungsjahr	Titel Ort	Umwelthistorisches Bildelement
	Brüder von Limburg (Paul, Johann, Hermann) 1410-1416	Monatsbilder aus Les Très Riches Heures du Duc de Berry Musée Condé, Chantilly	Landwirtschaft, Landnutzung und Alltagsleben im Jahreslauf um 1400
	Jheronimus Bosch 1500	Der Garten der Lüste Prado, Madrid	u.a. erste Abbildung einer Samenkapsel aus der neuen Welt
	Rembrandt Harmenszoon van Rijn 1662	Die Vorsteher der Tuchmachergilde Rijksmseum, Amsterdam	Schwarze Tuchfarbe aus Blauholz. Naturzerstörung in Mittel- und dem nördl. Südamerika
	Jan Vermeer 1660-1661	Ansicht von Delft Mauritshuis, Delft	Städtische Zentren und die erste moderne Ökonomie
	J. M. W. Turner 1844	Rain, Steam and Speed The National Gallery. London	Die Eisenbahn und die farbig aufgelöste Landschaft künden eine neue Naturerfahrung und -auffassung an

Motiv	Künstler Entstehungsjahr	Titel Ort	Umwelthistorisches Bildelement
	J.J. Audubon 1827 - 1838	Birds of America	Naturgetreue Abbildungen heute ausgestorbener nordamerikanischer Vögel
	C.D.Friedrich 1822	Der einsame Baum Nationalgalerie, Berlin	Psychologisierung der Natur und die Entstehung des romantischen Naturkonzeptes
	Adolph Menzel 1872 – 1875	Das Eisenwalzwerk Nationalgalerie, Berlin	Entstehung einer neuen gesellschaftlichen Schicht, die Industrialisierung und die Veränderung der Welt durch Produktion
	Ansel Adams 1942	The Tetons and the Snake River. Grand Teton National Park, Wyoming. Ansel Adams Gallery	Eine neue Sicht auf Landschaft und ihre Inwertsetzung
	Robert Crumb 1979	A short history of America Robert Crumb	Die Bildfolge thematisiert Landschafts- und Nutzungswandel. Das Thema erreicht die Subkultur

	Morris (Maurice de Bé- vère) 1984	Lucky Luke, Bd.35 Sarah Bernhardt Egmont Ehapa Verlag, Berlin	Die Vermarktung eines gestrandeten Wals
	Bernd Herrmann 1995 Oder: hier ist der Leser sein eigener Künstler	Industriebrache bei Bleicherode, Kr. Nordhausen	„Die antiken Stätten von Morgen“[22]

Wie man sich eine umwelthistorische Analyse von Bildern vorstellen kann, wird an den nachfolgenden zwei Beispielen gezeigt.

[22] Anspielung auf: Hamm M, Sieferle R-P (2003) Die antiken Stätten von morgen. Nicolaische Verlagsbuchhandlung, Berlin.

4.1 Das erste Beispiel[23]
Jan Brueghel d.Ä., (1568 – 1625), Blumenstrauß



Abb. 1: 1619/1620 , Öl auf Eichenholz, 64 x 59 cm. Nationalgalerie, Berlin.

[23] Ich verwende hier einen Anteil meines früheren „Schauplätze"-Textes in abgewandelter Form mit.

Brueghel hat das Motiv wiederholt gemalt. In mehreren großen Museen Europas ist es ähnlich zu finden. Es ist hier ausgewählt, weil sich die in realistischer Manier ausgeführten Bilder der alten Meister eher als die Klassiker der Modernen Kunst für umwelthistorische Überlegungen anbieten. Impressionistische, expressionistische, abstrakte oder surrealistische Kunstwerke lassen von vornherein keinen Zweifel an der Differenz zwischen Darstellung und Abbildung aufkommen. Die naturalistische Darstellungsweise der alten Meister erlaubt, die Rezeptionsgeschichte von Naturdingen zu verfolgen. Zudem sind die Bilder der alten Meister in die kollektive Sichtweise einer „europäische Sehschule" eingegangen, welche die Herausbildung von Mensch-Natur-Verhältnissen in sehr weiten Teilen Europas beeinflussten.

Das bekannteste und langzeitwirksamste Beispiel für die Herausbildung kollektiver Sichtweisen ist sicherlich die Entwicklung eines in weiten Teilen Europas verbindlich gewordenen Landschaftsverständnisses. Dürer gilt als der Begründer des eigenständigen Landschaftsbildes. Pflanzen und Felsformationen, Landschaftsräume und Stadtansichten sind durch ihn Themen der künstlerischen Umsetzung geworden. Albrecht Dürer (1471-1528) hat aus Landschaften, die vorher nur sumarisch den Ort von Handlung andeuten, völlig neue Einblicke in die Natur geformt.[24] Er steht auch am Beginn der detailfreudigen Beobachtung, die später im flämischen Stillleben einen Höhepunkt erleben und damit zu einer der Wurzeln der moderen Naturwissenschaft werden wird.[25] Das Landschaftsbild findet dann nachfolgende Meister in Claude Lorrain (1600-1682), Nicolas Poussin (1594-1665) und Salvator Rosa (1615-1673). Insbesondere die arkadischen Landschaftsbilder Lorrains und Poussains treffen den Publikumsgeschmack und liefern die Blaupause für den englischen Landschaftsgarten (z. B. Stourhead, Wiltshire). An diesen Modellen lernt Europa, Landschaft zu sehen.

„Die Landschaft trägt [...] nicht nur eine ‚von Menschen gestaltete Physiognomie', wir sehen sie auch ‚mit durch die Kunst erzogenen Augen'. Malerei und Literatur haben die Landschaft für uns so eingerichtet, dass wir sie nach deren Bildern wahrnehmen. Das ging bereits dem jungen Friedrich Hebbel so: ‚Ich glaube oft, schon etwas gesehen zu haben, was ich erweislich zum erstenmal sehe, namentlich Landschaften.' – Man kann dieselbe Beobachtung erstmals in der Breite im 18. Jahrhundert, dem großen Jahrhundert der Reisen, in England und auf dem Kontinent machen. Wohin die Reise auch ging, stets sprang den Landschaftsenthusiasten das Bild eines Meisters aus der Natur entgegen – eine ‚schöne', ‚reizende', ‚malerische', ‚erhabene', ‚pittoreske' oder ‚romantische' Landschaft, wie sie ein Lorrain, Poussin oder Salvator Rosa gemalt hatten. Die Namen dieses Dreigestirns waren Chiffren für drei Landschaftstypen und die durch sie erzeugten Stimmungen. Claude Lorrain stand für ‚zarte Schönheit' und das ‚Heiter-Ideale', Nicolas Poussin für ‚erhabene Größe' und das ‚Klassisch-Heroische', Salvator Rosa für ‚gebannten Schrecken' und das ‚Wild-Romantische'."[26]

[24] Siehe Schröder & Sternath

[25] Hierzu ausführlich Alpers

[26] Fischer, S. 88



Abb. 2: Umzeichnung. Museumspädagogischer Dienst der Gemäldegalerie, Führungsblatt 752.
Umzeichnung: Marina Heilmeyer.
Botanische Bestimmungen: M. Heilmeyer und B. Zepernick, 1983.

Abgebildet sind (Klammerangaben beziehen sich auf Einführungsdaten nach Mitteleuropa):

1. Damaszener Rose (1573), 2. Ringelblume (gefüllte Form seit Ende des 16.Jh), 3. Jungfer im Grünen (1596), 4. Wasser-Schwertlilie (einheimisch), 5. Tulpe (Mitte des 16.Jh), 6. Tazett Narzisse (1557), 7. Madonnenlilie (eine der ältesten Zierpflanzen), 8. Iris (1568), 9. Feuerlilie (1596), 10. Pfauenanemone (Ende des 16. Jh), 11. Schwertlilie (einheimisch), 12. Schachbrettblume (1572), 13. Pfingstrose (vor 1500), 14. Schneeball (einheimisch), 15. Sumpfdotterblume gefüllt (einheimisch), 16. Vergißmeinnicht (einheimisch), 17. Hundsveilchen (einheimisch), 18. Maiglöckchen (einheimisch), 19. Falscher Jasmin (einheimisch), 20. Kronenanemone (1596), 21. Kornblume (einheimisch), 22. Levkoje (seit dem 16. Jh.), 23. Weiße Narzisse (etwa 1600); 24. Bartnelke (1554), 25. Elsbeere (einheimisch), 26. Trompeten-Narzisse (um 1600), 27. Traubenkirsche (einheimisch), 28. Sibirische Schwertlilie (einheimisch), 29. Türkenbundlilie (einheimisch), 30. Pracht-Federnelke (1583), 31. Pyramiden-Glockenblume (1569), 32. Narzisse (1565), 33. Brennende Liebe (1561), 34. Hundsrose (einheimisch), 35. Märzenbecher (1420), 36. Flieder (Mitte des 16.Jh), 37. Bärenlauch (1561), 38. Narzisse (1579), 39. Zweiblättriger Blaustern (1568), 40. Echter Jasmin (1548), 41. Strohblume (einheimisch), 42. Aurikel (einheimisch), 43. Rosmarin (alte Heilpflanze), 44. Johannisbeere (einheimisch).
Blumen des Kranzes: 1. Nelke (Mitte des 16. Jh.), 2. Boretsch (sehr alte Kulturpflanze), 3. Primel (1583), 4. Kapuzinerkresse (1573), 5. Alpenveilchen (1600)

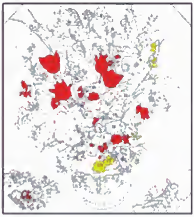
4.2 Umwelthistorische Einordnung

Obwohl alle Blumen in dieser Vase so realistisch dargestellt sind, dass sie botanisch bestimmbar sind, ist das Unrealistische des Bildes offenbar. Es besteht in der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen. Alle Blumen blühen, obwohl jede ihre Vorzugszeit im Jahr hat (Abb. 3). Das Beispiel macht auf simple Weise deutlich, welche Probleme in „Bilddokumenten" stecken, wenn sie ihrer Gegenständlichkeit wegen als Zeugnisse herhalten sollen. Sicher ist richtig, dass Brueghel dieses Bild erst um 1600 hätte malen können, sofern man eigene Anschauung in flämischer Heimat als Voraussetzung annehmen will. Allerdings übernehmen die Maler der Zeit auch Motive anderer Künstler, so daß eigene Anschauung nicht bestanden haben muß. Ebenso kann das künstlerische Motiv in der Verbreitung zeitlich seinem natürlichen Vorbild im Garten vorausgeeilt sein.

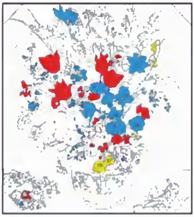
Blühmonate: März
gelb



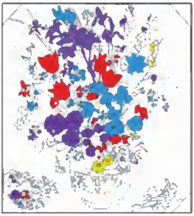
März - April
gelb, rot



März - Mai
gelb, rot, blau



März - Juni
gelb, rot, blau, lila



März - Juli
gelb, rot, blau, lila, grün

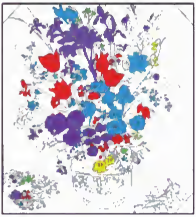


Abb. 3: Die Blühmonate. Angegeben ist der jeweilige Blütemonat der einzelnen Pflanzenart. *Realisation:* S. Hourticolon.

Das Berliner Bild vereint 49 identifizierbare Pflanzenarten, von denen nur etwa 20 zum mitteleuropäischen Bestand vor 1500 gehören. Die Mehrzahl der abgebildeten farbenprächtigen Kulturpflanzen wurde im 16. Jh. eingeführt. Umwelthistorisch stellt sich vor allem die Frage nach den Pflanzenarten und ihrer Nutzung. Das Dekorativ-Schmückende steht bei einem Blumenstrauß sicher im Vordergrund, und die Freude am Blumenbunten ist als Nutzungsvariante von naturalen Ressourcen bis auf den heutigen Tag der Motor eines umsatzstarken Wirtschaftszweiges.[27] Die Herkunft der Blumen vermittelt einen Eindruck von der Erweiterung des europäischen Einflußbereiches insbesondere nach 1500 und der opportunistischen Nutzungsstrategie, mit der Europa auf das erweiterte florale Angebot reagiert. Brueghels Bild enthält vier Tulpen und ist knapp zwanzig Jahre vor der ersten Spekulationsblase der neuzeitlichen westlichen Wirtschaft entstanden. Auslöser dieser Spekulationsgeschäfte war die ursprünglich harmlose Freude am Naturbunten und der menschlichen Findigkeit, der Natur durch Züchtung immer neue Varianten zu entlocken.



Abb. 4: Pieter Holsteyn der Jüngere (1612-1673) malte diese Gouache einer „Semper Augustus" für einen Händlerkatalog. 1624 waren von dieser Sorte zwölf Zwiebeln bekannt, der Preis einer Zwiebel betrug 1200 Gulden. 1637 stieg der Preis einer Zwiebel auf 10.000 Gulden.[28]

[27] Auf die metaphorische Ebene des Blumenstraußes auch als Vanitas-Symbol, also in der Tradition der „gemalten Predigt", ist bereits hingewiesen worden. Nichtsdestoweniger gehört wirtschaftlicher Erfolg, und sei es der mit dem Blumenhandel, zur niederländischen Variante des Calvinismus.

[28] Aus Pavord, S. 162

Besonders begehrt waren Sorten mit „Buntstreifigkeit.“ Sie beruhten damals auf Viruserkrankungen der Pflanze. Die Erreger dieser Krankheit (Tulip Breaking Virus u. a.) werden durch Blattläuse übertragen. Die „Buntstreifigkeit“ erwähnte man in den Niederlanden bereits 1576. Es fiel in dieser Zeit auch bereits auf, dass die Zahl buntstreifiger Tulpen mit hohem Blattlausbefall des Tulpenfeldes einherging. Die virale Ursache der Blütenfarbbrechung bei Tulpen wurde jedoch erst 1928 nachgewiesen. Für die Züchter des 17. Jhs. war das Auftreten der Buntstreifigkeit nicht zu steuern, immerhin zeigten auch die Blüten der Tochterzwiebeln ein gleiches Muster, weil die Vermehrungszwiebeln von der Mutterpflanze her infiziert waren. Es konnte bei den damals bekannten Vererbungsregeln also von einer Sortenstabilität ausgegangen werden (die sich in Wahrheit der Weitergabe einer Krankheit verdankte). Da erkrankte Pflanzen eine reduzierte Vermehrungsneigung zeigen, war die Zwiebelproduktion dieser begehrten Sorten von vornherein begrenzt.

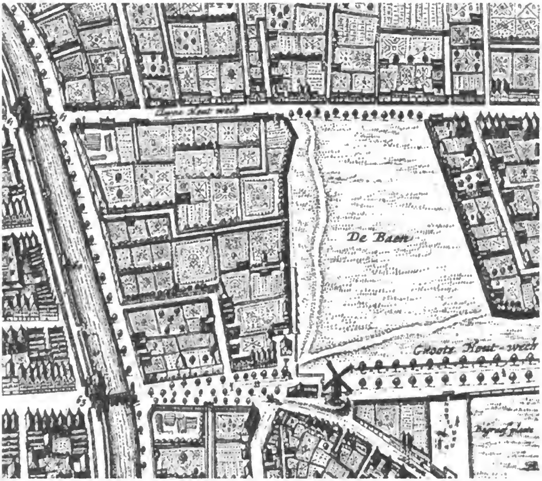


Abb. 5: Stadtplan von Haarlem 1628 mit den Tulpenfeldern (aus van Damme). Die meisten der hier abgebildten Wirtschaftsflächen liegen unter 500 m², nach heutigen Begriffen in der Größenordnung von Kleingärten.

Die Begeisterung für Blumen allgemein und Tulpen im Besonderen führte dazu, dass beinahe jedes Fleckchen Erde für die Blumenzucht genutzt wurde. Selbst Parzellengrößen von wenigen hundert Quadratmetern waren für die Tulpenzucht lukrativ, wenn man auf den Spekulationszug aufspringen wollte, wie man an der Parzellennutzung nach dem Kataster etwa der Stadt Haarlem erkennen kann (Abb. 5). Die heutige Nutzung der Niederlande als Blumengarten Europas nimmt von hier ihren Ausgang bzw. wird historisch verständlich. Die Niederlande verfügten früh über eines der größten Städteensembles in Europa, das nicht nur eine Nachfrage nach Blumenschmuck hervorbrachte, sondern auch einen großen Bedarf an Gemüsen, für deren Erzeugung sich eine besondere Gartenkultur entwickeln musste.[29] Zudem bietet Gemüse die Möglichkeit der saisonalen Nachnutzung einer Parzelle, wenn die Zwiebel üblicher Weise etwa einen Monat nach der Tulpenblüte (März-April) aus der Erde geholt wird.[30]

Seit Beginn der 1630er Jahren wurden in den Niederlanden Warentermingeschäfte mit Tulpenzwiebeln im großen Stil geschlosssen. Die Tulpenenthusiasten waren bereit, für ausgefallene und begehrte Sorten horrende Preise zu zahlen.[31] Innerhalb von nur drei Jahren stiegen die Preise für Tulpenzwiebeln, die in größeren Partien zumeist nur noch virtuell gehandelt wurden, ins Astronomische. Auf dem Höhepunkt der „Tulipomanie" betrug der höchste je für eine Zwiebel der begehrten und seltenen Sorte „Semper Augustus" geforderte Preis 13.000 Gulden.[32] Im Frühjahr 1637 brach der Tulpenmarkt zusammen. In der Folgezeit wurden die Kaufverträge zum Teil rückwirkend für ungültig erklärt, wodurch viele Spekulanten auf ihrem Schaden sitzen blieben. Damit platzte die erste wirtschaftliche Spekulationsblase der Neuzeit. Vermutlich wäre sie ohnehin bald in sich zusammengefallen, denn später im Jahr 1637, dem Jahr des Wirtschaftscrashs, wurde die Übertragbarkeit der Blütenfarbbrechung durch Pfropfung entdeckt.[33] Damit waren gestreiftfarbige Blüten in Grenzen gezielt zu erzeugen.

---

[29] Neben Blumenstillleben erfreuten sich in den Niederlanden auch Marktszenen großer Beliebtheit, auf denen die Vielfalt der Meeresfrüchte und vor allem der Gartengemüse ausgebreitet wurde. Sie sind ebenso gemalte Predigten wie sie Kataloge der Biodiversität sind, im Falle der Gartengemüse jener Diversität, die sich menschlicher Kunst verdankt (vgl. Fußnote 46).

[30] Das Thema Gemüse ist absolut unterforscht, es gibt für die frühe Neuzeit kaum gesichertes Wissen, das über Punktuelles und Anekdotisches hinausgeht. Nutzpflanzenkultivare auf niederländischen Tafelbildern des 16. bis 19. Jhs. hat u.a. Zeven identifiziert. Für das hier interessierende Zeitfenster und die Region hat Leo Wuyts den derzeitigen Forschungsstand skizziert. Vgl. auch Schaier.

[31] Eine großartige Quelle über Tulpensorten und die für eine Zwiebel im Jahr 1637 geforderten Preise stellt das Musterbuch von P. Coos dar, das die Universität in Wageningen ins Internet gestellt hat: http://library.wur.nl/desktop/tulp/cos/origineel/images/index.html

[32] Pavord, S.143. – Zeitgleiche Durchschnittslöhne für Handwerker lagen zwischen 250 und 300 Gulden p.a.

[33] Jaskolla – Die Viren können von vielen Blattlausarten übertragen werden, in denen sie keine Vermehrungsphasen durchlaufen. Übertragung ist auch durch die infizierte Menschenhand möglich. – Heute ist Buntstreifigkeit Ergebnis von Züchtungsbemühungen, virusbefallene Bestände werden dagegen heute vernichtet.

Der Handel mit Blumenzwiebeln war, bevor sich im Verlauf des 17. Jhs. die Züchter auch um die Vermarktung ihrer Erzeugnisse zu kümmern begannen, zunächst im Kuriositätenhandel angesiedelt, der sich um eine beherrschende Stellung im Tulpengeschäft bemühte. So belieferte der Amsterdamer Kuriositätenhändler Emmanuel Sweert (1552-1612) nicht nur die Höfe in Prag und Wien und niederländische Blumenliebhaber, er handelte auch mit ausgestopften Vögeln, Muscheln und Schnecken, vor allem aus den Kolonien. Ähnlich den Tulpen avancierten aber auch diese Naturkuriosa zu Spekulationsobjekten. Ein Stillleben wie das von Jaques Linard (Abb. 6), einem fanzösichen Maler, zeigt die Sammelschachtel als Hinweis auf eine größere Kollektion und Exemplare aus dem Pazific, dem Indischen Ozean, dem Indo-Pazifischen Raum, von den Philippinen und der Westküste Mittel-und Südamerikas.[34]



Abb. 6: Jaques Linard (1600-1645) Exotische Conchilien (1621 oder 1624, 38 x 52 cm) (mit freundl. Genehmigung der Edward Speelman Ltd., London)

Noch nicht vertreten sind auf dem Bild Conchilien[35] der Australis, da sie zu dieser Zeit noch nicht entdeckt ist.[36] Wieder erkennt die Kunsttheorie eine gemalte Predigt, nicht nur nach dem Vanitas-Prizip (denn die Schalen sind Reste *toter* Tiere und ihre Farbigkeit symbolisiert die Eitelkeit der irdischen Welt) sondern auch als Gotteslob über die Vielfalt, Pracht und Vollkommenheit seiner Schöpfung. Doch eine Subebene der Bildbedeutung ist eben auch jene, in der hier ein wohlhabender Gehäusebesitzer seine Schätze, seine Spekulationsobjekte

[34] Segal 1988, S. 85

[35] Begriff, mit dem die Biologen alle Gruppen schalentragender Weichtiere, bzw. vereinfachend deren Schalen selbst bezeichnen.

[36] Die zeitgenössisch eindrucksvollste Darstellung von Conchilien mit weiterführenden Erläuterungen liegt mit dem postum veröffentlichten zweibändigen Werk Dézalier d'Argenvilles (1680-1765) vor. Eine unlängst herausgegeben faksimilierte Fassung der Tafeln relativen (Carpita et al.) mit kurzen Hinweisen erleichtert immerhin den Zugang.

auslegt, denn diese Naturkuriosa wurden teuer gehandelt. Heute würde ein calvinistischer Protestant andere Statussymbole abbilden, heiraten oder vor die Villa stellen, aber heute wie damals erfolgte dies im Stolz über seinen wirtschaftlichen Erfolg, der zumindest damals in der niederländischen Variante des Protestantismus als Ausdruck des göttlichen Wohlgefallens galt.[37]

Die meisten der im Blumenarrangement Brueghels enthaltenen Neophyten stammen noch aus der Alten Welt, überwiegend dem mediterranen Raum bis nach Kleinasien. Das wird sich mit den Darstellungen des 17. Jhs. stark zugunsten der amerikanischen und pazifischen Komponenten verschieben. Doch bereits um 1500 verarbeitet Jheronymus Bosch im „Garten der Lüste" erste exotische Früchte aus den eben entdeckten Amerikas.[38]

Das Blumenstillleben verdeutlicht auch, was in vielfacher Hinsicht durch Dahlien und andere prachtvolle Blumen noch verstärkt werden sollte. Europa war vor 1500 viel weniger farbig, weil zahlreiche uns heute geläufige Zierpflanzen in Wahrheit Neophyten sind. Den Europäern vor 1500 konnte das nicht bewußt sein, und uns ist die Vorstellung unmöglich, wie es sich mit diesem relativen Farbdefizit wohl lebte. Freude am Naturbunten hatte man sicher auch vor 1500. Detailgetreu hatten z. B. die Brüder Limburg im Stundenbuch des Duc du Berry die roten und blauen Tupfer der Ackerunkräuter im Getreide festgehalten, und Walther von der Vogelweide freute sich lange davor an den Wiesenblumen, die das mit der besungenen Dame gemeinsame Lager bildeten und schmückten.

Einige der bei Brueghel abgebildeten Gartenblumen werden sich in der Nachfolgezeit als „Gartenflüchter" allmählich auch in Arealen etablieren, in denen sie, obwohl die Pflanze selbst ein mitteleuropäisches Vorkommen zeigte, zuvor wahrscheinlich nicht vertreten waren, wie z. B. heutige Wildvorkommen von Päonien (Pfingstrosen) in Franken oder Bartnelken in Schleswig-Holstein. Andere Blumen des Brueghelschen Gemäldes, wie z. B. Narzissen, Schachbrettblumen, Türkenbundlilien, Märzenbecher (Knotenblume), Primeln, repräsentieren heute oftmals als Ensemble-Elemente die Reste verwilderter Zierpflanzenbestände aufgelassener Herrschaftsgärten und Friedhöfe. Sie sind, als sogenannte „Stinzenpflanzen", oftmals die letzte Nachweismöglichkeit alter Gartenanlagen und bei den Landschaftspflegern entsprechend gesuchte Hinweisgeber.

Die Zahl der indigenen europäischen Pflanzenarten in Deutschland wird auf ca. 2800 geschätzt. Seit der Neolithisierung kamen 165 etablierte Arten bis 1500 hinzu, während sich 315 Neophyten nach 1500 erfolgreich etablieren konnten. Die Zahl der nicht etablierten Neophyten (also ohne menschliche Pflege nicht dauerhaft

[37] Es ist übrigens darauf hingewiesen worden, dass die Tulipomanie der Niederlande nicht recht denkbar gewesen wäre ohne die allgemeinen politischen Entwicklungen und die endgültige Sicherung des Protestantismus durch schwedische Kriegserfolge und diplomatische Verhandlungen zwischen 1631 und 1635.

[38] Z. B. die Frucht der Martyniaceae *Ibicella lutea*, der Teufelskralle.

existenzfähig) stieg nach 1500 um rund 9000 weitere Arten in Deutschland.[39] Die Artenverpflanzungen liefen aber nicht nur einseitig nach Europa, sondern auch von hier in die Neue Welt, nach Afrika und Asien. Über dieses größte denkbare Freisetzungsexperiment globalen Ausmaßes in der Geschichte wird unter Biodiversitätsforschern erstaunlich wenig diskutiert, die Umwelthistoriker thematisieren es unter dem Stichwort des „ökologischen Imperialismus".

Die Kunsttheorie weist immer wieder auf den theologischen Gehalt solcher Bilder hin.[40] Die blumengleiche Vergänglichkeit des menschlichen Lebens ist der *theologische* Gehalt auch des Brueghelschen Blumenstraußes. Die niederländische Kunsttheorie der Brueghelzeit verlangte von einem soliden Bild aber vierfache Bedeutung: eine theologische, eine „vaterländische", eine militärische und eine ästhetische.[41] Zweifellos repräsentiert Brueghels Blumenstrauß eine gemalte Predigt in der Art einer wenig raffiniert daherkommenden Vanitas-Metaphorik, das Bild konzentriert sich hingegen viel stärker auf das Lob des Schöpfers am Beispiel seiner Wunderwerke. Es ist derselbe physikotheologische Impuls, der exemplarisch im 1653 entstandenen Gedicht des protestantischen Kirchenmannes Paul Gerhardt (1607-1676) enthalten ist, das als Kirchenlied mit Volksliedcharakter, zumindest in seinen Anfangsstrophen, allgemein bekannt ist:

Geh aus mein Herz und suche Freud

Geh aus mein Herz und suche Freud
In dieser lieben Sommerszeit
An deines Gottes Gaben;
Schau an der schönen Gärtenzier
Und siehe, wie sie mir und dir
Sich ausgeschmücket haben.

Die Bäume stehen voller Laub,
Das Erdreich decket seinen Staub
Mit einem grünem Kleide;
Narzissen und die Tulipan,
Die ziehen sich viel schöner an
Als Salomonis Seide.

Die Lärche schwingt sich in die Luft,
Das Täublein fleugt aus seiner Kluft
Und macht sich in die Wälder;

[39] WBGU (Wissenschaftlicher Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen) Jahresgutachten 1999. Springer, Berlin usw., S. 10.

[40] Behling zitiert auf dem Titelblatt ihrer Monographie den Spruch von einem spätgotischen Grabstein: „O mensch zart, bedenck der blumen art."

[41] Hier beziehe ich mich auf meinen 2009 verstorbenen Göttinger Kollegen Gerd Unverfehrt, der mir gesprächsweise auch den zeitgenössischen Verfasser dieser These nannte. Einen Beleg muss ich hier schuldig bleiben.

Die hochbegabte Nachtigall
Ergötzt und füllt mit ihrem Schall
Berg, Hügel, Tal und Felder.

Die Glucke führt ihr Völklein aus,
Der Storch baut und bewohnt sein Haus,
Das Schwälblein speist die Jungen;
Der schnelle Hirsch, das leichte Reh
Ist froh und kommt aus seiner Höh
ins tiefe Gras gesprungen.

Die Bächlein rauschen in dem Sand
Und malen sich an ihren Rand
Mit schattenreichen Myrten;
Die Wiesen liegen hart dabei
Und klingen ganz vom Lustgeschrei
Der Schaf und ihrer Hirten.

Die unverdrossne Bienenschar
Fliegt hin und her, sucht hier und da
Ihr edle Honigspeise
Des süßen Weinstocks starker Saft
Bringt täglich neue Stärk' und Kraft
In seinem schwachen Reise.

Der Weizen wächset mit Gewalt
Darüber jauchzet jung und alt
Und rühmt die große Güte
Des, der so überflüssig labt
Und mit so manchem Gut begabt
Das menschliche Gemüte.

Ich selber kann und mag nicht ruhn
Des großen Gottes großes Tun
Erweckt mir alle Sinnen
Ich singe mit, wenn alles singt
Und lasse was dem Höchsten klingt
Aus meinem Herzen rinnen.

Ach denk ich bist Du hier so schön
Und lässt Du's uns so lieblich gehn
Auf dieser armen Erde
Was will doch wohl nach dieser Welt
Dort in dem reichen Himmelszelt
Und güldnen Schlosse werden?

Welch hohe Lust, welch heller Schein
Wird wohl in Christi Garten sein!
Wie wird es da wohl klingen?
Da so viel tausend Seraphim
Mit unverdrossnem Mund und Stimm
Ihr Halleluja singen.

Oh wär ich da, o stünd ich schon
Ach süßer Gott vor Deinem Thron
Und trüge meine Palmen!
So wollt ich nach der Engel Weis'
Erhöhen Deines Namens Preis,
Mit tausend schönen Psalmen.

Doch gleichwohl will ich weil ich noch
Hier trage dieses Leibes Joch
Auch gar nicht stille schweigen.
Mein Herze soll sich fort und fort
An diesem und an allem Ort
Zu Deinem Lobe neigen.

Hilf mir und segne meinen Geist
Mit Segen, der vom Himmel fleußt,
Dass ich Dir stetig blühe;
Gib, dass der Sommer Deiner Gnad
In meiner Seele früh und spat
Viel Glaubensfrücht erziehe.

Mach in mir Deinem Geiste Raum,
Dass ich Dir werd ein guter Baum,
Und lass mich Wurzeln treiben;
Verleihe, dass zu Deinem Ruhm,
Ich Deines Gartens schöne Blum
Und Pflanze möge bleiben.

Erwähle mich zum Paradeis,
Und lass mich bis zur letzten Reis
An Leib und Seele grünen;
So will ich Dir und Deiner Ehr
Allein und sonsten Keinem mehr
Hier und dort ewig dienen.

In der Gesamtlänge des Liedes wird sein religionspädagogischer Gehalt deutlich. Es nimmt die Vorbildhaftigkeit der Natur zum Anlass, das Wunder des sich saisonal neu entfaltenden und des mit seiner beschwingten Leichtigkeit sehnsuchtsvoll erwarteten sommerlichen Lebens als Metapher auf das christliche Jenseitsversprechen zu werten. Dass dem Dichter die phänologischen Elemente des Frühlings

(April-Mai) mit denen des wirklichen Sommers (ab Mitte Juni) durcheinander geraten, ließe sich unschwer durch dichterische Freiheit oder eine grundsätzliche Jahresteilung in „Sommer" und „Winter" erklären.

Die drei anderen Deutungsebenen niederländischer Tafelmalerei treten im Brueghelschen Beispiel gegenüber der religiösen Ebene in den Hintergrund. Neben der Vanitas ist aber auch die Schöpfungsfülle eine religiöse Kategorie. Insbesondere die Gemälde der Niederländer des 16. und 17. Jhs. spielen mit dem Schöpfungsreichtum, in dem sie nicht nur einheimische Arten sondern auch die zunehmend bekannt werdenden Exoten abbilden.

Tatsächlich wird man diese Darstellungen nicht gelöst sehen können von der aufkommenden Idee der besten aller Welten und der großen Kette der Wesen.[42] Es ist auch ein früher Höhepunkt einer (physikotheologisch) detailbesessenen natura-listischen Abbildungkunst, die zugleich ein Weg in die moderne Wissenschaft ist.[43] Die Bestimmung von Pflanzen und Tieren auf Stilllebenbildern,[44] auf Jagd-, Markt- und Gartenszenen, ist aber auch eine Möglichkeit, das Auftreten und die Diffusionsgeschwindigkeit von Arten und die Variabilität alter Landrassen (Kultivare) zu rekonstruieren.

Die Idee der Fülle ist zugleich mit ihrer enzyklopädischen Erfassung, ihrer Auflistung, ihrer seriellen Darstellung verbunden. Überrascht wird der Interessierte u.a. registrieren, dass solche enzyklopädischen Bemühungen nicht nur das Repertoire der göttlichen Schöpfung erfasst und abgebildet haben. Roger Bacon hatte die Natur durch eine Dreiteilung segmental geordnet, nämlich „in die Historie der Zeugungen, der Miss-Zeugungen und der Künste". [45] Was zunächst als reiner Systematisierungsansatz erscheinen könnte, verpackt zugleich selbstbewusst die Einsicht, dass auch die menschlichen Künste Dinge eigener Qualität hervor bringen. Zwar auf der Grundlage der „freien Natur", aber aus den Vorgaben und Ansprüchen des Menschen, der der Natur „Bande" auferlegt, ihr also vorschreibt, wie und wohin sie sich zu entwickeln hätte.

[42] Lovejoy

[43] Alpers

[44] „Das Flämische Stilleben" mit weiterführender Literatur

[45] „Die Einteilung der menschlichen Historie wollen wir nach dem Zustand und der Beschaffenheit der Natur selbst unternehmen, als die in dreifachen Zustand gesetzt erfunden wird und gleichsam eine dreifache Regierung eingeht. Denn entweder ist die Natur frei und erklärt sich durch ihren gewöhnlichen Lauf, wie an den himmlischen Körpern, den Tieren, den Pflanzen und dem ganzen Vorrat der Natur; oder sie wird durch bösartige Ungewöhnlichkeiten eines unbändigen Stoffes und durch die Gewalt der Hindernisse außer ihren Zustand gestoßen, wie in Missgeburten; oder sie wird endlich von der menschlichen Kunst und Arbeit gebunden, gestaltet und gleichsam erneuert, wie an den Kunstsachen zu sehen. Also teilt sich die natürliche Historie in die Historie der Zeugungen, der Miss-Zeugungen und der Künste, welche letztere man auch Mechanik und die Erfahrende Naturlehre zu nennen gewohnt ist. Die erste behandelt die Freiheit der Natur, die zweite die Fehler, die dritte die Bande." Bacon, S. 173



Abb. 7: Pflaumen-Kultivare, Bartolomeo Bimbi, *Susine,* 1699
Öl auf Leinwand, 176 x 184 cm. Poggio a Caiano



Abb. 8: 34 Zitronen-Kultivare. Bartolomeo Bimbi, *Natura morte con cedri e limoni.*
Öl auf Leinwand, 175 x 232 cm. Poggio a Caiano

Weithin sichtbar und erkennbar ist ein solches Naturverständnis, wenn die Vielfalt züchterischer Bemühungen enzyklopädisch zusammengefasst wird. So hatte etwa Bartolomeo Bimbi (1648-1725) um 1700 italienische Landsitze mit Stillleben von Früchten ausgeschmückt, welche die damalige Palette der erreichbaren Kultivare[46] für Baumobst abbildeten: Kirschen, Pflaumen, Trauben, Äpfel, Zitronen usw.[47] Solche Bilder sind selbstverständlich Kompositionen, aber sie sind neben ihrer Qualität als Kunstwerke eben auch frühe Archive der Biodiversität, und zwar derjenigen, die menschliche Kreativität hervor-gebracht hat.

Bisher ist das Stillleben eher einseitig im Hinblick auf Schöpfungsreichtum und auf Vanitas-Metaphorik, eben auf theologische Sinngehalte, betrachtet worden. Die Betrachtung sollte künftig um den Aspekt eines naturalen Füllhorns aus menschlicher Befähigung und Fähigkeit ergänzt werden.

[46] Kultivar: Terminus der Biologie für Kulturpflanzen-Sorte

[47] Soprintendenza per Beni Ambientali e Architettonici di Firenze, Pistoia e Prato. Bimbis bekanntesten Darstellungen befinden sich in der Medici-Villa in Poggio a Caiano, nahe Florenz.



4.3 Das zweite Beispiel Walton Ford (*1960) Falling Bough (Abb. 9)

Beschriftung am unteren Bildrand in der Bildmitte: „Ectopistes migratorius Passenger Pigeon." Text links, obere Zeile: „They repair to some undiscovered satellite accompanying the earth at a near distance. Cotton Mather"; untere Zeile: „What it portends I know not. Tomas Dudley 1631". Text rechts von der Bildmitte: „Millions of Turtledoves on the green boughes, which sate pecking of the full ripe pleasant grapes that were supported by the lovely tree whose fruitfull loade did cause the arms to bend. T. Morton 1637"[48]

2002. Wasserfarbe, Gouache, Bleistift und Tinte auf Papier. 153,7 x 303,5 cm.
[Ford, S.169-170; © Walton Ford und Paul Kasmin Gallery, New York]

Walton Ford ist ein zeitgenössischer US-amerikanischer Maler, der sich selbst auf den großen US-amerikanischen Ornithologen und Zeichner der „Vögel Amerikas", John James La Forest Audubon (1785-1851), bezieht und in dessen Tradition er zu sehen ist. Während Audubon erstmals vitale Situationen aus dem Vogelleben in präzise, wissenschaftlich ernst zu nehmende Darstellungen einbrachte, bereichert Ford seine lebensechten und minutiösen Darstellungen um Accessoires, um animalische Akteure und um Szenarien nahe am Katastrophenrande, scheinbar und anscheinend jenseits jeder Glaubwürdigkeit.

Das Bild zeigt einen über und über mit Wandertauben besetzten Ast im Augenblick seines Herabstürzens. Es findet sich in der Sammlung von Bildern Walton Fords, die erstmals 2007 unter dem Titel „Pancha Tantra" zusammengestellt und veröffentlicht wurde. Der Buchtitel „Pancha Tantra" nimmt den Namen einer Erzählungssammlung aus dem Sanskrit auf, deren heute bekannte Form auf das 3. bis 6. Jh. unserer Zeitrechnung zurückgeht und die moralische Geschichten in Form von Tierfabeln und -gleichnissen enthält. Die Sammlung „Pancha Tantra" selbst ist vergleichbar mit europäischen Tierfabeldichtungen von Aesop bis La Fontaine und darüber hinaus.

In Tierfabeln werden anthropomorphisierten Tiergestalten (z. B. „Meister Bockert" = der Biber) menschliche Grundeigenschaften (Biber = arbeitswütig) zugeschrieben. Längst nicht alle fabelwürdigen Tiere sind in der europäischen Erzähltradition mit Eigennamen versehen worden. Der Taube fehlt ein Eigenname, aber ihr werden Eigenschaften nachgesagt, wie: dumm, friedensbringend, heilsbringend, treu. Die Emblematik knüpft an Ovids „Ars amatoria", Vergils „Ekologe 1", an antike Bilder, auf denen Tauben den Wagen der Venus ziehen und an biblische Texte und Symbolik an (Henkel & Schöne, S. 854ff). Das Taubenbild von Walton Ford wäre mit

[48] Ich danke Nina Wiener, Taschen Verlag, New York, dass sie mir Abbildungsvorlagen zugänglich machte, denen ich die Texte entnehmen konnte. Die Texte sind am Original lesbar, wenn auch – wegen des Formates – in Fußbodennähe nicht leicht zugänglich (Walton Ford „Bestiarium", Hamburger Bahnhof Berlin, 23.4.2010).

solchen Rückgriffen allerdings in einen falschen Kontext gestellt, denn die Nordamerikanische Wandertaube war schwerlich Vorbildvogel europäischer Fabeltexte. Selbstverständlich aber nehmen die nach Nordamerika auswandernden Europäer den Vogel wahr und werden ihn auch in ihre europäische Überlieferung integriert haben, denn die ersten Bezeichnungen der Europäer für die Wandertauben lauten auf „Turteltauben". Der Vogel wird im 17. Jh. zu einem Sinnbild des paradiesischen Überflusses und später im Zusammenhang mit den Trails nach Westen als eingepökelter Proviant eine der wichtigsten Nahrungsressourcen während der langen Reisen.[49] Ganz in diesen Sinn scheint sich ja auch das Zitat von Thomas Morton am rechten unteren Bildrand zu fügen, das seiner Schrift mit dem bezeichnenden Titel „The New English Canaan" entnommen ist. *Kanaan* war biblisch das gelobte Land der Verheißung, jenes Land, in dem „Milch und Honig fließen".[50] Es mutet an wie ein Rückgriff auf ein angebliches Überflussbild, das als „paradiesischer Mythos" topische Qualität erlangt hat.[51] Das „Neue Englische Kanaan" ist als Lockschrift zu verstehen, mit der Auswanderungswilligen ein Land des Überflusses und der religiösen Freiheit vorgestellt wird. Erst in letzter Zeit ist aber das biblische Bild vom „Überfluss von Milch und Honig" als ein Jahrhunderte anhaltendes Missverständnis entlarvt worden, indem eine Grenzertragslandschaft, die sich am Rande jeder Produktivität befand, fälschlich für eine Überflussregion gehalten wurde. In Wahrheit ist die Rede von einer devastierten Kulturlandschaft.[52] Aber diese umwelthistorische Facette ist Walton Ford sehr wahrscheinlich unbekannt.

I

Walton Fords Thema ist scheinbar die unglaubliche Zahl der Wandertauben, die seit dem frühen 17. Jh. die europäischen Besucher und Siedler in Nordamerika beeindruckte. Die Marginalien sind Textzitate aus Briefen und Berichten zeitgenössischer Beobachter. Sie sind dem klassischen Werk von Arlie Schorger über die Wandertaube (Einleitungskapitel, S. 5-7) entnommen, wobei die Zitate von Mather und Morten gleichsam Anweisungen zur bildlichen Umsetzung sein könnten. Mathers Feststellung[53] bezieht sich auf die damals nicht ganz verstandene Tatsache,

---

[49] Schorger, ab S. 129

[50] Exodus, Kap. 3

[51] Da die puritanischen Pilgerväter den Begriff „Kanaan" für Neuengland als Tropus verwenden, ist zur Entstehungszeit des Zitats unsicher, ob der Begriff für religiöse Freiheit oder für materiellen Wohlstand, womöglich auch für beides, steht. Der Begriff gibt sich hier für jede der Lesarten her.

[52] Hüttermann hat darauf verwiesen, dass „Honig" für die Bienenweide und „Milch" für die Haltung der kleinen Wiederkäuer (Schaf, Ziege) steht. Beides bezieht sich seiner gut begründeten Einsicht zufolge auf eine Macchien-Landschaft. Entstanden durch lange darniederliegende Pflege hatten die Bewohner das einstige Kulturland, die Heimat Josefs, zu einem üblen Verhau verkommen lassen. „Milch und Honig" waren zunächst das einzige, was dem Land abgerungen werden konnte. Erst generationenübergreifende Rekultivierungsmaßnahmen erlaubten nach der Übersiedlung aus Ägypten ein auskömmliches Leben.

[53] Cotton Mather (1663 - 1728), puritanischer Geistlicher und Gelehrter in Boston, schrieb dies 1712 oder 1716 (Schorger 1938).

dass Vögel saisonale An- und Abwesenheiten zeigen können. Dass es ein Zugvogelverhalten gibt, wurde erst sehr spät, nämlich erst im frühen 19. Jh., wissenschaftlich bewiesen.[54] Davor war unbekannt, wohin die Vögel im Herbst verschwinden. Einer antiken Überlieferung zufolge überwinterten Schwalben auf dem Grunde von Seen, eine frühneuzeitliche deutsche Vermutung behauptete, die kleinen Singvögel würden des Winters als Mäuse in den Scheunen leben. Statt den noch wenig erkundeten Teil Nordamerikas außerhalb Neuenglands als Winterquartier oder Streifgebiet anzunehmen, ist es für Mather in der Tradition der magischen Wissenschaft näherliegend, den Tauben einen unirdischen Ort zuzuweisen. Unklar bleibt zunächst die Bedeutung des Zitates von Dudley auf dem Bild von Ford, das hier deshalb zu einem Rätsel eigener Art wird, weil es seines Kontextes beraubt wurde. Hierauf wird weiter unten zurückzukommen sein.

Walton Ford scheint unmittelbar an sein Vorbild Audubon anzuknüpfen, der ebenfalls ein Blatt mit der Nordamerikanischen Wandertaube gezeichnet hatte, in dem im Pancha Tantra (S. 306) eine Textpassage aus Audubons „Ornithological Biography" (1831) zu den „Birds of America" wiedergegeben wird:

„Im Herbst 1813 verließ ich mein Haus in Henderson an den Ufern des Ohio und machte mich auf nach Louisville. Als ich ein paar Meilen hinter Hardensburgh das Ödland durchquerte, konnte ich verfolgen, wie die Tauben in Massen, die ich so noch nie zuvor gesehen hatte, von Nordosten nach Südwesten flogen. (...) Der Himmel war buchstäblich voller Tauben. Das Mittagslicht verdunkelte sich wie bei einer Finsternis und Kot tropfte wie schmelzende Schneeflocken herab. Das unaufhörliche Surren der Flügel wirkte auf meine Sinne regelrecht einschläfernd. (...) Der Kot, der den Rastplatz in seiner gesamten Ausdehnung bedeckte, war schon auf einige Zoll angewachsen. Ich sah, wie zahlreiche Bäume von zwei Fuß Durchmesser knapp über dem Erdboden wegbrachen, sah, wie die Zweige vieler der mächtigsten und größten Bäume nachgegeben hatten, als sei ein Tornado durch den Wald gefegt. Alles wies darauf hin, dass die Zahl der Vögel in diesem Teil des Waldes jegliche Vorstellungskraft weit überstieg. (...) Als der Zeitpunkt ihres Eintreffens nahte, hatten ihre Feinde den Empfang schon unruhig vorbereitet. Einige schleppten Eisentöpfe heran, die mit Schwefel gefüllt waren, andere hatten sich mit Fackeln aus Kieferngeäst bewaffnet, viele mit Stangen und der Rest mit Gewehren. Die Sonne lag nicht mehr in unserem Blickfeld, doch noch war keine Taube zu sehen. Alles war bereit und aller Augen waren auf den klaren Himmel gerichtet. Der zwischen den hohen Bäumen aufblitzte. Plötzlich riefen alle aufgeregt ‚Da kommen sie!' Der Lärm, den sie verursachten, obgleich sie noch entfernt waren, erinnerte mich an einen heftigen Sturm auf See, er durch die festgereffte Takelage eines Schiffes fährt. Als die Vögel eintrafen und über mich flogen, verspürte ich einen Windzug, der mich überraschte. Tausende wurden sogleich von den Männern mit Stangen niedergeknüppelt. Immer mehr Vögel schwärmten an. Feuer wurden entzündet, und ein grandioser Anblick, wundervoll und erschreckend zugleich, bot

[54] Kinzelbach 2005

sich dar. Zu Tausenden kamen die Tauben an, landeten überall, eine auf der anderen, bis die Äste weit und breit schwer beladen waren. Hier und da brachen sie krachend unter dem Gewicht ein, rissen im Fall die dichten Trauben von Vögeln, die auf jedem Zweig lasteten, zu Boden und begruben Hunderte der Tiere unter sich. Die ganze Szenerie war von Tumult und Durcheinander geprägt. Es war sinnlos, mit jenen Personen, die sich in meiner Nähe aufhielten, zu sprechen oder ihnen etwas zuzurufen. Selbst das Knallen der Gewehrschüsse war nur vereinzelt zu hören. Nur weil ich die Schützen immer wieder laden sah, wusste ich, dass sie auch feuerten.“



Abb. 10: Die Nordamerikanische Wandertaube, wie sie Audubon skizzierte (links). Die Vorlage wurde von Robert Havell gestochen und erstmals 1829 koloriert veröffentlicht. Rechts: Nachdruck von der Originalplatte aus 1907, deren Farben den heutigen musealen Exponaten eher entsprechen (s.u.). Unübersehbar ist die symbolbeladene Paarbeziehung, in der das männliche (untere) und das weibliche Exemplar im Motiv miteinander verbunden werden (s.u. im Text). Die Taube ist in den europäischen Symbolkanon eingeordnet. Ihr erster Trivialname ist bezeichnenderweise „Turteltaube“.

Fords Bild mutet wie die bildhafte Umsetzung eines Teils dieser Schilderung an. Es stellt den Betrachter auf eine Anhöhe, die eine weitläufige Talaue begrenzt. Es könnte eben jene Talaue des Ohio kurz vor Louisville, KY, gewesen sein, westlich des von Audubon erwähnten Hardensburgh,[35] wie sie typisch vor allem für die

[35] Vermutlich das heutige Hardinsburg, KY

großen nordamerikanischen Plains- und Prärieflüsse war, noch heute z. B. idealtypisch in Parzellen des American Bottom erhalten,[56] bevor die europäische Besiedlung die Landschaft veränderte.

Walton Fords Bild schließt also suggestiv, so scheint es, an dieses Vorbild, an Vorstellungen vom Überfluss, an.

II

Tatsächlich ist dieser Anschluss ein scheinbarer. Sein Bild ist vielmehr in eine andere Deutungstradition zu stellen, in der die Taube als Opfervogel zu sehen ist, als Seelenvogel, als Todes- und Unglücksvogel.[57]

Auf dem Bild fällt vor dem Auge des Beobachters ein starker, viele Meter langer Ast unter dem Gewicht der Tiere zu Boden. Der Baum steht links außerhalb des Bildes und ist augenscheinlich schon länger abgestorben. Jedenfalls gibt es keinen Hinweis auf Laubgrün oder die für Grünholz typischen Auffaserungen der Bruchfläche, obwohl die Talaue die Farben und Formen der Vegetationsperiode zeigt. Ohnehin hätten die Tauben in der laubfreien Jahreszeit keine Nestlinge. Die zahllosen Vögel haben offenbar den Ast über seine Tragfähigkeit hinaus belastet. Die Tiere sitzen auf ihm, und zwar entgegen ihrer Natur und sogar entgegen der Schwerkraft auf seiner Unterseite. Sie zeigen soziales Verhalten, vitale Verdauungsreaktionen, sie paaren sich, sie legen Eier, brüten, füttern ihre Nestlinge, kurz, sie tun all das, was die als sozialen Brüter bekannten Wandertauben in ihren Nistquartieren und zu ihren Lebzeiten getan haben müssen. Dass sie nicht essen, ist verständlich, weil Schlaf- und Nistplätze nicht mit den Nahrungsplätzen zusammenfallen. Es ist bekannt, dass bei sozialen Brütern die hohe Individuenkonzentration in den Nistkolonien zu solchen Kotmengen führt, dass die Nistbäume in kurzer Zeit unter den Verdauungssekreten absterben. Insofern könnte der Ast innerhalb eines sich immer wiederholenden Szenariums zu Boden fallen.

Ungewöhnlich überhöht erscheint indes die Besatzdichte, mit der Walton Ford aber ganz direkt auf die ehedem legendäre Individuenabundanz der Wandertaube hinweist. Selbst in Sozialverbänden schwärmende Vögel achten üblicher Weise auf die Einhaltung einer Individualdistanz. Die Wandertaube scheint auf die Wahrung solcher Abstände keinen Wert gelegt zu haben, wenn denn die Augenzeugenberichte nicht maßlos übertrieben. Auf dem Ast wimmelt, flattert, lebt, kreischt und riecht es, und zwar weit über das Fassungsvermögen des Systems und über die Vorstellungskraft des Betrachters hinaus. Der Ast, eigentlich verlässliche Heimstatt der Vögel, auf dem sie einem Teil ihrer biologischen Bestimmung gemäß lebten,

[56] Der „American Bottom" bezeichnet die Flußaue des Mississippi südlich seines Zusammenflusses mit dem Missouri zwischen dem Städtchen Alton und St. Louis. Die Region bildete in ihrem südlichen Abschnitt im 14. Jh. mit der Siedlung Cahokia, in der etwa 30.000 Menschen lebten, das größte Zentrum der nordamerikanischen Bevölkerung.

[57] Biedermann, S. 436 ff

bricht unter der Masse, eine Metapher für die unerhörte Fülle, die grenzenlose Zahl der Tauben. Am vom Betrachter abgewandten Astende fliegen die Vögel auf, ihre Menge verdünnt sich gegen den Himmel, in dem sie sich aufzulösen scheinen, auf ihrem Weg zum erdnahen Satelliten oder vor ihrer Auflösung ins Nichts? Wer nur hinsieht, erkennt, dass die Eier zerbrechen und die Nestlinge sterben werden, dass alles vergebens war für die Vögel dieses Astes, der Sinnbild für den irdischen Ort der Tauben wird. Die letzte stirbt 1914 im Zoo von Cincinnati, OH. Seitdem ist die Nordamerikanische Wandertaube ausgestorben. Das Bild symbolisiert den Untergang einer Art, und alle Welt kennt die traurige Geschichte, weil sie vor kaum 100 Jahren spielte und seitdem Sinnbild für die Bedenkenlosigkeit menschlicher Handlungsweise geworden ist, die sich blind gegenüber ihren Folgen und Nebenfolgen zeigt.



Abb. 11: Die Nordamerikanische Wandertaube
Ectopistes migratoria Swainson 1827, (♀ im Vordergrund).
Zoologisches Museum der Universität Göttingen. Foto: S. Hourticolon.

Walton Ford setzt die Nordamerikanische Wandertaube vor dem Hintergrund ihres historisch überlieferten Schicksals als Symbol ein für eine Natur, die der Mensch bedenkenlos seinem Fortschrittsstreben geopfert zu haben scheint. Er setzt die Taube ein als Vogel, der seinen eigenen Artentod repräsentiert. Er setzt sie ein als Menetekel, das dem Menschen sein eigenes Unglück vor Augen führt, welches unumkehrbar eintreten wird, wenn der Ast, auf dem alle sitzen, nachgibt. Wer auf diesem fallenden Ast sitzt, wird sterben, wird dem Artentod preisgegeben. Und es scheint so, als wäre den meisten Tauben, die wir auf dem Bild sehen, nicht einmal bewusst, dass der Ast bereits fällt. So sehr sind sie noch mit ihren unmittel-

baren Dingen beschäftigt, dass ihnen entgeht, was der Betrachter bereits weiß, dass der Aufschlag des Astes unmittelbar bevorsteht.

Das Bild ist, sofern man sich auf diese Betrachtungsweise einließe, eine Metapher für das bevorstehende Ende der aus menschlichem Eigennutz und unstillbarem Ausbeutungshunger ruinierten Welt.

Damit ist das Terrain der missionierenden Belehrungen über den ökologischen Zustand der Welt erreicht, die heute zunehmend quasi-religiöse Bedürfnisse bedienen. Sie kommen einem Erleuchtungs- und Erweckungsbedürfnis nach, das an die Stelle der verloren gegangenen religiösen Verheißung treten soll. Geradezu idealtypisch lässt sich diese Entwicklung an der Entstehung und Verbreitung des Biodiversitäts-Begriffs und seiner politischen Implikationen veranschaulichen.[58] Hatte sich nach Darwin noch die Einsicht Bahn gebrochen, dass der Prozess der Evolution selbstregulierend sei und in niemandes Verantwortung stünde,[59] wurde mit der Konferenz von Rio de Janeiro[60] allgemein akzeptiert, dass doch jemand ganz konkret für den Zustand der Welt verantwortlich wäre. *Menschen* würden nämlich Verantwortung, und zwar *die* Verantwortung, für den Zustand der Naturräume der Welt tragen. Damit war endgültige bestätigt, dass der „biophile" Lebensstil,[61] d.h. die Sorge um und das Eintreten für die Biodiversität, auch quasi-religiöse Bedürfnisse bedient bzw. bedienen kann. Die Almosenspende wird in eine Spende an den WWF gewandelt. An die Stelle der Sorge um das Seelenheil tritt die Sorge um die Jahresdurchschnittstemperatur. Die Postulatenethik der Zehn Gebote wird durch eine Globalisierungsethik nach Art des „Ökologischen Imperativs" ersetzt.[62] Nächstenliebe wird durch eine Fernstenliebe erweitert. Der aufgeklärten nachdarwinschen Einsicht, wonach „in der Natur" nichts so bleiben wird, wie es im Moment ist, entgegnen Menschen mit einem Beharren auf realitätsüberfordernden Konservativismus, welcher in einer musealisierten Natur gleichsam einen anzustrebenden Idealzustand zu erkennen scheint. Von hier ist der Weg dann nur noch kurz zu Rückvergoldungen und Verlustklagen über den vermeintlich verlorenen paradiesischen Grundzustand.

Deshalb ist der Hinweis darauf, dass der Bildtitel „Falling Bough" dem Titel des religionsgeschichtlichen Klassikers „The Golden Bough"[63] sehr nahe kommt,

[58] Herrmann 2006, 2009

[59] Herrmann 2006, S. 187

[60] Konferenz der UN über Umwelt und Entwicklung, 1992

[61] Wilson 1984

[62] Jonas 1984 „Handle so, dass die Wirkungen deiner Handlung verträglich sind mit der Permanenz echten menschlichen Lebens auf Erden." Dieser als „ökologischer Imperativ" apostrophierte, seinerzeit sehr populäre Satz, ist erkennbar eine zeitgebundene Variante des Kategorischen Imperativs und zielt, anders als die bekante Vorgabe von Immanuel Kant, stärker auf die Folgen der Handlung im technisierten Zeitalter.

[63] James George Frazer (1854-1941), Anthropologe in Cambridge, veröffentlichte „The Golden Bough. A study in magic and religion" in einer zweibändigen Erstausgabe 1890. Die dritte Ausgabe erschien zwischen von 1907 und 1915 und umfasste 15 Bände.

keine absurd konstruierte Facette, sondern ziemlich handfest.[64] Ob nun kulturtheoretisch, psychoanalytisch oder evolutionsbiologisch gewendet, niemand wird heute mehr der Generalthese Frazers widersprechen, wonach die Entstehung von Religion und ihr Hauptzweck darauf gerichtet sind, sich Selbststabilisierung durch Rückgriff auf transzendente Mächte zu verschaffen, und dadurch das profane wie das spirituelle Überleben zu sichern oder als gesichert anzunehmen. Damit ergibt sich ein weiterer Anschluss an heilsgeschichtliche Facetten, die in der Auforderung zur ökologischen Wende zum „Richtigen“ hin besteht, auf die das Bild Walton Fords hinweist. Diese metatheoretische Ebene ergibt sich insbesondere aus jener Erzählung, die Frazers Werk den Titel geliehen hat: der Goldene Zweig aus der Äneis,[65] mit dessen Hilfe Äneas in den Hades gelangt. Dort offenbart ihm sein Vater, dass Äneas der Stammvater der Römer und damit Begründer eines Weltreiches werden wird.

Fords Zweig taugt indes nicht dazu, einen Charon zu besänftigen. Aber gleich dem Goldenen Zweig in der Äneis, eröffnet der Zweig Fords einen Zugang.[66] Dieser besteht darin, ein Raisonnement über die Zukunft zu eröffnen, nämlich die ökologische Zukunft, die nur dann zu einem Weltreich führen kann, wenn es gelingt, der Falle des „desire for gain“ (David Hume) zu entkommen, jenem Drange nach Über-Fülle, der in Gestalt des nicht enden wollenden materiellen Besitzes zwangsläufig zu einem fatalen Ende für alle und alles führen wird. Das Bild der Überfülle in Gestalt der Tauben ist am Ende ein gewendetes Plädoyer für die Mäßigung menschlicher Habgier.

III

Die Erzählungen des Bildes können und müssen jedoch, kommt man von den Fakten her, noch in eine andere Richtung geführt werden. Es ist ein unbestreitbares Faktum, dass die Naturgeschichte der Wandertaube mit dem Tod des letzten Exemplars in Gefangenschaft am 1. September 1914 im Zoo von Cincinnati, in einem Alter von 29 Jahren, endete. Und ihre Geschichte beginnt eigentlich erst mit den Berichten über unvorstellbare Mengen an Tauben ab der Mitte des 17. Jhs. Diese Berichte reichen bis ins 19. Jh., gegen dessen Ende die Tauben sehr selten

---

[64] Walton Ford studierte an der Rhode Island School of Design und hatte intensive Kontakte zu den Studierenden der Literaturwissenschaften der benachbarten Brown University, unter denen ganz bestimmt Auseinandersetzungen mit Frazers Werk stattfand, wie Quertests im Hinblick auf das Werk und die Lehrtätigkeit von Walton Fords Freund seit den Tagen in Providence, Jeffrey Eugenides, zeigen.

[65] Vergil Aeneis, Buch 6

[66] Es würden sich weitere Anschlüsse an den „Goldenen Zweig“ Frazers ergeben, z. B. wenn man den Artentod der Taube gleichsetzte mit dem Tod des alten Priesters oder Königs, der bei Frazer die Voraussetzung für Erneuerung liefert. *Eine* mögliche Erneuerung könnte darin bestehen, dass die gegenwärtige Wissenschaft sich ernsthaft bemüht, mit Forschungskonzepten zu „alter DNA“ (ideengeschichtlich nach wie vor gültig, wenn auch technisch vom Forschungsfortschritt teilweise überholt: Herrmann & Hummel) ausgestorbene Tierarten genetisch teilweise oder gesamtgenomisch zu rekonstruieren.

werden. Der beste Kenner der historischen Berichte, der zurückhaltende Arlie Schorger, schätzte, dass die Gesamtpopulation der Tauben 3 Milliarden Individuen betragen haben könnte, und dass zeitweilig 25-40% der gesamten Avifauna der Vereinigten Staaten aus Wandertauben bestanden. Schorger hat auch die Berichte über Schwärme zusammengestellt, aus deren Dauer, Fluggeschwindigkeit und Dichte auf die Individuenzahl geschätzt wurde. Seine Nachberechnungen lassen Zweifel an den astronomischen Zahlen früherer Autoren aufkommen, führen aber immer noch zu unglaublich hohen Zahlen, in einem Fall etwa zu einer Schwarmgröße von 1.000.000.000 Individuen.[67] Es verwundert daher nicht, dass angesichts solcher Mengen die Taubenjagd in jedem Fall erfolgreich war. Man hielt z. B. die Schrotflinte ohne besonderes Zielen in Richtung des Schwarms und der „Jagderfolg" war auch dem Ungeschicktesten gesichert. Die Tauben wurden auf alle erdenkliche Weise erlegt, es gab sie so reichlich, das sie mit Knüppeln von den Bäumen geschlagen werden konnten. Sie entwickelten sich zu einem besonders im 19. Jahrhundert im Osten der USA verbreiteten und beliebten Nahrungsmittel.[68]

Über alle möglichen Ursachen ist wegen des Aussterbens der Wandertaube spekuliert worden. Die herkömmlichste Erzählung spricht von einer Kombination aus Überjagung der Wandertaube, dem Verlust der Futterplätze und der Einschränkung ihres Lebensraumes infolge der europäischen Kolonisierung Nordamerikas. Immerhin handelt es sich um einen sozialen Brüter, der jährlich nur ein einziges Ei legte. Damit waren die sonst bei Vögeln gängigen Kompensationsmuster für Brutausfälle nicht so einfach zu realisieren, eine rasche Abnahme der Individuenzahlen vorausgesetzt. Eine solche Zahlenreduktion könnte den Zerfall der Gesamtpopulation in Subpopulationen zur Folge gehabt haben, wobei dysfunktional verstärkend die Ausbreitungskorridore unterbrochen gewesen sein könnten. Damit wäre die Taube in eine sich selbst beschleunigende Populationskrise geraten. Vermutlich trat verstärkend noch eine bis heute unbekannte Vogelseuche auf.[69]

Über die Ursachen des Endes der Taube herrscht kein Dissens. Es ist allgemein akzeptierter Wissensstand, dass die Ursachen im Wesentlichen anthropogen bedingt waren. Die Klage über das menschliche Handeln fällt dabei umso massiver aus, weil sie sich an der historisch belegten unvorstellbar hohen Individuenzahl der Tauben festmacht. Das Entsetzen drückt die Fassungslosigkeit über die Tatsache aus, wie ehedem Milliarden von Tieren so völlig verschwinden können.

---

[67] Schorger 1955, S. 203

[68] Schorger 1955, ab S. 129

[69] Alle vorgebrachten Gründe für das Aussterben in Schorger (1955) Kap. 9., einschließlich der absurden, die von einem Massenertrinken im Golf von Mexiko oder einem „Auswandern" nach Südamerika ausgehen. Diese Hypothesen schließen erkennbar an Vorstellungen an, wie sie dem Zitat von Mather aus dem frühen 18. Jh. Zugrunde liegen, das Walton Ford auf den unteren Bildrand geschrieben hat.

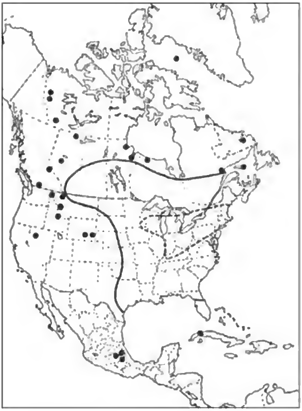


Abb. 12: Ehemaliges Verbreitungsgebiet der Nordamerikanischen Wandertaube. Die durchgezogene Linie schließt das normale Verbreitungsareal ein, die gestrichelte Linie die hauptsächlichen Brutgebiete. Die Punkte verweisen auf gelegentliches oder Irrgast – Vorkommen.[70] Für Europa (Frankreich, England, Schottland) sind seit 1749 gelegentliche Freisetzungen belegt, sicher verbürgt ist ein Irrgast 1849 an der irischen Westküste. Kinzelbach (1988) vermutet für die Zeit um 1580 eine temporäre Wandertaubenkolonie in der Heidelberger Gegend. Die Vermutung wird von Kinzelbach & Hölzinger (2000) nicht wiederholt.

Die Landwirtschaft der europäischen Siedler hatte ja nicht ernsthaft unter den Tauben als Saat- oder Ernteschädlingen zu leiden,[71] so dass sich im Bewusstsein der Menschen die Bejagung als einziger direkter Einfluss auf die Zahl festsetzte. Das Abholzen der Futterbäume (und damit der Verlust der Hauptnahrungsmittel Eicheln und Nüsse) und die Veränderungen der Landschaft durch Landwirtschaft und Drainage (Fortfallen der Rast und Nistplätze in sumpfigen Talauen) waren als indirekte Verdrängungsmaßnahmen in ihrer unmittelbaren Wirksamkeit kaum wahrzunehmen. Die ohnmächtige Wut über den, wie immer man will, Verlust von „Schöpfungsreichtum" oder „Artenfülle" oder „Biodiversität" muss sich jedoch an

[70] Aus Schorger 1955, S. 257

[71] Insofern stellt sich die Taubenproblematik noch einmal anders dar als bei Vogelarten, die in vergleichbarer Zahl wie die Wandertauben existieren, aber als Ernteschädlinge auftreten, wie *Quelea quelea*, der Blutschnabelwebervogel, der im regenwaldfreien Afrika südlich der Sahara der am meisten gefürchtete Getreideschädling ist.

einer Stelle überraschend zügeln lassen. Die Vorstellung nämlich, hier wäre ein von Anbeginn bestehender paradiesischer Zustand abrupt beendet worden, bedarf einer differenzierten Betrachtung. Erst seit kurzem ist offensichtlich, dass sich die „Superabundanz" der Wandertaube, die alle Berichterstatter des späten 17., des 18. und des 19. Jhs. so ungemein beeindruckte, ebenfalls einem völlig anthropogenen Ereignis verdankt.

Schon früher hatte Neumann (1985) darauf hingewiesen, dass in den archäologischen Archiven der präkolumbischen Ära ein merkwürdiger Mangel an Taubenknochen herrsche, der nur den Schluss zulasse, dass die Tauben vor der Ankunft der Europäer nicht in denselben Mengen existierten, wie im 18. und 19. Jh. Herrmann & Woods (2010) fanden in einer Revision jüngerer archäologischer Fundplätze, besonders um die zentrale Siedlung Cahokia, ebenfalls nur einzelne Skelettknochen der Taube belegt. Mit ihren Schlussfolgerungen unterstützen sie die Thesen Neumanns und ziehen Parallelen zu den historischen Superabundanzen des Haussperlings in Mitteleuropa im 18. und z. T. im 19. Jh. Werden die historischen Abläufe und die Biologie der Taube kombiniert, ergibt sich folgende Skizze des Prozessgeschehens: In der vorkolumbischen Zeit besetzen die Indianer durch Siedlungsaktivitäten z. T. jene Talauenareale, die Vorzugsgebiete für Taubenrast und Brut sind. Der Druck auf die Taubenpopulation wird erhöht durch Nahrungskonkurrenz bei Nüssen und Eicheln und teilweise Entnahme von Nestlingen zum Verzehr. Nach Ankunft der europäischen Siedler stirbt ein erheblicher Teil der indianischen Bevölkerung an Infektionskrankheiten, die den Siedlern in der Ausbreitung vorauseilen. Der Druck auf die Nist- und Rastplätze der Tauben lässt infolge der Abnahme der indianischen Bevölkerung nach, auch, weil die Europäer ihre Siedlungstätigkeit nicht auf Parzellen beginnen, die als Brutreviere in Frage kommen. Die Nahrungskonkurrenz entspannt sich, weil die Europäer nicht in gleicher Weise mit den Tauben um Nüsse und Eicheln konkurrieren. Und in dieser Situation explodieren die Individuenzahlen der Tauben in einem bis dahin nie gekannten Ausmaß. Thomas Dudley hatte in seinem Brief „To the Right Honourable, My very good Lady, The Lady Bridget, Countess of Lincoln. Boston, March 12 1631"[72] berichtet: *„upon the eighth of March from after it was faire day light, until about eight of the clock in the forenoon, there flew over all towns in our plantations, so many flocks of doves each flock containing many thousands, and some so many, that they obscured the light, that it passeth credit, if but the truth should be written; and the thing was the more strange, because I scarce remember to have seen ten doves since I came into the country: they were all turtles, as appeared by divers of them we killed flying, somewhat bigger than those of Europe, and they flew from the north-east to the south-west; but what it portends I know not.*" [Hervorhebung B.H.]

[72] Schorger 1955, S. 6

Die Hervorhebung gibt jenes Zitat wieder, das Walton Ford auf den unteren Bildrand geschrieben hat. Dudleys Brief ist ein seltenes Dokument über das Leben in den Anfangsjahren der amerikanischen Kolonisierung. Er wurde neuneinhalb Jahre nach dem Ersten Erntedankfest in der neuen Welt geschrieben, das im Herbst 1621 stattfand, nachdem die Pilgerväter ihre erste erfolgreiche Ernte in der Neuen Welt eingebracht hatten, die sie ohne die Hilfe der Wampanoag nicht hätten erleben können, weil diese ihnen über manchen Nahrungsengpass hinweggeholfen hatten. Nahm Dudley vor 1631 kaum Tauben wahr, erschienen sie nun in großen Schwärmen, worüber er sein offenbares Erstaunen ausdrückt. Doch ist seine Beobachtung, die ziemlich zeitgleich von Thomas Mather (1637) gestützt wird,[73] völlig konsistent mit dem rekonstruierten Prozessgeschehen: die Taubenschwärme des 17., 18. und 19. Jhs. sind ein anthropogenes Produkt und vorher nicht in gleicher Weise existent. Sie sind anthropogen in ihrer unvorstellbaren Größe. Sie waren aber auch bereits anthropogen auf eine bestimmte, weitaus geringere Häufigkeit durch die Aktivitäten der präkolumbischen Indianer festgelegt. Es gibt keinen Weg, die „natürliche" Häufigkeit der Wandertaube vor dem Eintreffen des Menschen in Nordamerika abzuschätzen.

Sicher haben sie ihre historisch bekannten Brutgebiete erst nach der Eiszeit vom südlichen Nordamerika her besetzt und mussten sich von Beginn an mit einer Nahrungskonkurrenz mit den ebenfalls neu angekommenen Menschen auseinandersetzen. Das wäre populationsbiologisch ein besonders spannender Sachverhalt, weil Menschen dann seit Beginn der Nacheiszeit zu den populationsbegrenzenden Faktoren für die Tauben gezählt hätten, wie Klima, Nahrung, Krankheiten und Raubfeinde. Die Frage nach der theoretisch „natürlichen Populationsgröße" der Tauben wäre damit allerdings in doppelter Hinsicht unsinnig. In solchen Konstrukten steht „natürlich" regelhaft für „menschenfrei". Sie ist einmal unsinnig, weil diese Frage so tut, als würden in einem menschenfreien System Populationsschwankungen nicht vorkommen. Sie ist ein weiteres Mal unsinnig, weil die Frage auf den ahemeroben Zustand zielt, der Begriff der Hemerobie aber nicht im Hinblick auf die Randbedingungen des sogenannten „Naturzustandes" formuliert wurde. Menschen, deren Ökonomie das Sammeln, Fangen, Jagen und Aneignen ist, ernten ihre Schweifgebiete zunächst mit keiner anderen Intensität ab, mit der sonstige Top-Predatoren oder Nahrungsnetzknoten ihren Lebensraum nutzen. Der Begriff der Hemerobie ist sinnvoll nur an den Menschen der *produzierenden* Wirtschaftsweise zu binden.[74]

[73] Mather steuert ebenfalls ein Zitat am Bildrand bei Walton Ford bei. Ausführlicher als in Schorger 1955 wird Mather in Schorger 1938 zitiert.

[74] Der „Hemerobie"-Begriff ist sinnvoll nur, wenn er den Grad der „Abweichung vom potentiell natürlichen Zustand" durch menschliche Kulturwirkung beschreiben soll. Da der Mensch einerseits nicht kulturfrei gedacht werden kann, andererseits in seiner Stammesgeschichte aber auch Naturnutzungen aufwies, die von denjenigen nicht-menschlicher Prädatoren oder Sammler nicht abwich, ist auf diese Zustände der „Hemerobie"-Begriff nicht anwendbar. Hier offenbart sich ein weiterer Mangel biologischer Definitionsarbeit: Worin bestünde dann die Abweichung vom „potentiell natürlichen Zustand" (offenbar im Gegensatz zum beobachteten Realzustand, dem signifikante menschliche

Es ist kein Trost, angesichts des Bildes von Walton Ford den Prozess in seinem realhistorischen Ablauf zu rekonstruieren, obwohl es schon eine gewisse Überraschung ist, die Taubenschwärme als anthropogen, als „künstlich“ zu erkennen. Es wäre auch ein Missverständnis, hinter dieser Rekonstruktion eine Entlastungsstrategie für das anthropogen verschuldete Aussterben der Wandertaube zu argwöhnen. Aber das Argument muss berichtigt werden. Der Vorwurf kann sich nicht auf den Verlust der Zahl richten. Ohnehin schwanken Populationsgrößen aus „natürlicher“ Ursache ständig. Der wirkliche Verlust besteht nicht in der Anzahl der Individuen, er besteht im Verlust des Genoms. Doch das ist nicht nur ein unanschauliches und theoretisches Gebilde, es ist auch eine unanschauliche Vorstellung, die zudem jedem Genom – kontraintuitiv – dieselbe Wertigkeit zumisst, zumessen muss.[75] Mit der Gleichbewertung des Genoms, sei es einer Hefe, einer Kartoffel oder eines Braunbären wird ein erkenntnismäßiges Grundproblem berührt, das nicht gelöst ist. Denn die Gleich-Bewertung des Genoms knüpft an objektive Werttheorien der Natur an, wonach den Naturdingen ein unwandelbarer Wert innewohne. Selbstverständlich ist dieser Wert ein moralischer (religiöser).[76] Biologen, die in den Kategorien des evolutiven Fortschritts denken, befinden sich bei ihrer Bewertung in einer Aporie, in der die Eigenständigkeit eines jeden organismischen Lebens abzuwägen ist gegenüber einem mechanistischen Komplexitätskriterium. Biologen nehmen an, dass ein Braunbär ein „komplexeres“, ein „höher entwickeltes“ Lebewesen ist als eine Hefezelle. Aus dieser unterschiedlichen organismischen Komplexität ergeben sich Rangskalen von biologistischer Wertigkeit. Diese liegt nahe bei der Praxis des Alltagslebens, das im Allgemeinen den Wert eines Menschen höher als den eines Tieres oder gar einer Pflanze bemisst. Dabei geht es ausschließlich um subjektive Kategorien, denn die einzig objektive (das Genom) würde diese Bewertung untersagen und auf einen einheitlichen Wertbegriff zurückgreifen müssen. Doch dieser ist letztlich göttlich gesetzt.[77]

Und vor diesem Hintergrund erscheint die „Schuld“ des hochgerüsteten 19. Jhs., das der Taube den Garaus bereitete, in gewisser Weise „kleiner“, als diejenige der ersten, feuersteinbewaffneten Bevölkerung in Nordamerika, die als Jäger

Einflussnahme unterstellt wird), wenn beide Organismen (also Mensch und Taube) gleichzeitig in den postglazial menschen- wie taubenfreien Raum vorgedrungen sind und der Mensch keine produzierende Wirtschaft betrieben hätte? Mensch und Taube wären unter solchen Bedingungen „gleichwertige“ Konkurrenten. Ab wann ist dann der Zustand in Kategorien der Hemerobie beschreibbar?

[75] Eine logische Konsequenz, die aus der Vermeidung des Naturalistischen Fehlschlusses folgt. – Sofern der Gedanke hier noch nicht spontan akzeptiert wird, ergibt sich seine Begründung aus dem weiteren Text. Die Rede ist hier vereinfachend nur vom *artlichen* Genom. *„Richtiger“* wäre jedoch, *jedes* durch Rekombination und Mutation neu entstandene Genom als biologische Kategorie eigenständigen und gleichwertigen „Rechtes“ anzuerkennen, also jedes Individuum.

[76] Vgl. etwa Werttheorie der Natur bei Albertus Magnus und Thomas von Aquin.

[77] Damit wird das logische Problem besonders prekär: Wer solche Überlegungen anstellt oder zurückweist, behauptet die Ungleichwertigkeit von Genomen. Da „Wert“ keine wissenschaftliche Kategorie ist, würde am Ende jede Weise der Bewertung eines Genoms einen Naturalistischen Fehlschluss bedeuten. Dann aber erübrigte sich auch das Bedauern über den Verlust eines Genoms. Man ist also bei solchen Überlegungen von Anfang an in subjektiven Kategorien gefangen, die zu keiner objektiven Aussage führen können.

und Sammler möglicherweise lediglich mit bloßem Jagdeifer oder aber mit einem *Pleistocene Overkill*[78] einen gravierenden Beitrag dazu leisteten, dass ein erheblicher Teil des autochthonen Großwildbestandes in Nordamerika den Eintritt in die postglaziale Zeit nicht lange genießen konnte. Dies ereignete sich lange vor der Zeit und außerhalb des Entstehungsraums der biblischen Erzählungen und beseitigt zugleich auch den augenscheinlich unausrottbaren Mythos vom einstmals „mit der Natur im Einklang lebenden Menschen", der seinerseits dem angeblichen „Naturzustand" (a la Rousseau) noch näher war.[79] Der Mensch deckt aber, wie jedes Lebewesen, einfach nur seine Bedürfnisse. Wenn der für die Tauben gedeckte Tisch plötzlich größer ausfällt als früher, warum sollen sie ihre Zahl nicht opportunistisch vergrößern? Genauso, wie Menschen es tun, wenn ihnen der Tisch reicher gedeckt erscheint oder das Raumangebot es hergibt.

Schon im vorletzten Absatz hat die Argumentation das wissenschaftlich Begründbare zu verlassen begonnen. Da die Dinge in der Natur lediglich so sind, wie sie sind, nicht aber, weil sie so sein sollen, gibt es keine Entscheidungsmöglichkeit über eine richtige oder eine falsche Zahl von Tauben wie von Menschen, die aus der Biologie käme. Ökosysteme wandeln sich, und wenn infolge dessen eine Art gelegentlich ausstirbt, ist das aus der Struktur des Prozesses selbst begründet. „Nachhaltigkeit" ist eine Wertefrage, keine Kategorie der Natur.

Es gibt allerdings *Auffassungen* darüber, wie viele Menschen es geben sollte oder dürfte und darüber, dass es ein Verlust ist, wenn die Tauben nicht mehr existieren. Und darüber, ob und wie Nachhaltigkeit zu praktizieren ist. Alles dieses sind absolut weltanschauliche Auffassungen, selbst wenn sie sich noch so pragmatisch oder einen von Sachzwängen diktierten Anschein geben. Selbstverständlich lohnt es sich, darum zu ringen und zu streiten. Aber dies mit dem Rückgriff auf „richtige" oder „falsche Natur" zu tun, wäre ein schlimmer Fehler. Es sind und bleiben Fragen der Weltanschauung. Walton Fords Bild fordert auf, hierzu Stellung zu nehmen: *„Ich für mein Teil wollte die Sprache der naturwissenschaftlichen Illustratoren des 19. Jhs. so benutzen, wie sie es sich selber nie erträumt hätten – um unser kollektives Bewusstsein in Bezug auf die Natur und die anderen Lebewesen, mit denen wir uns diesen Planeten teilen, auszuloten."*[80]

[78] Martin & Wright

[79] In dem es offenbar eine Natur zu geben scheint, die von der uns bekannten Natur grundverschieden sein muss: eine Natur ohne „Wettbewerb", ohne „Konkurrenz", ohne Nahrungskette, in der alle und mit allen und unbehelligt nebeneinander leben und an Altersschwäche sterben. Das ist, leicht erkennbar, nichts weiter als die Geschichte vom paradiesischen Mythos.

[80] „In my case, I wanted to take the language of the nineteenth-century natural-history illustrators and use it in a way they would never have imagined – to plumb our own collective ways of thinking about the natural world and these beings we share the planet with." Walton Ford, zitiert aus Tomkins.

Literatur

Alpers S (1998) Kunst als Beschreibung. DuMont, Köln

Apel F (2000) Deutscher Geist und deutsche Landschaft. Eine Topographie. Goldmann, München

Bacon F (1783) Über die Würde und den Fortgang der Wissenschaften. Weingand & Köpf, Pest

Behling L (1957) Die Pflanze in der mittelalterlichen Tafelmalerei. Hermann Böhlaus Nachfolger, Weimar [zweite, fast unveränderte Auflage 1967, Böhlau, Köln/Graz]

Biedermann H (2002) Knaurs Lexikon der Symbole. Droemer/Knaur, München (1998), Lizenzausgabe Weltbild, Augsburg

Burke P (2003) Augenzeugenschaft. Bilder als historische Quellen. Wagenbach, Berlin

Carpita V, Willmann R, Willmann S (2009) Dezallier d'Argenville, Shells-Muscheln-Coquillages. Taschen, Hong Kong usw.

Cassirer E [1944] (1996) Versuch über den Menschen. Einführung in eine Philosophie der Kultur. Felix Meiner, Hamburg

van Damme A ([1899-1903]1976) Aanteekeningen betreffende de geschiedenis der bloemenbollen. Harlem. Nachdruck Boerhaave Press, Leiden

Das Flämische Stillleben: 1550 – 1680. Katalog der Ausstellung 2002. Kulturstiftung Ruhr, Villa Hügel Essen. Luca Verl., Lingen

Dezallier d'Argenville AJ (1780) La conchyliologie ou histoire naturelle des coquilles de mer d'eau douce, terrestres et fossiles, avec un traité de la zoomorphose, ou représentation des animaun qui les habitent; ouvrage dans lequel on trouve une nouvelle méthode de les diviser. 2 Bände. de Bure, Paris

Diamond J (2005) Collapse. How societies choose to fail or succeed. Viking Penguin, New York

Fischer H (1997) „Nur wer den Garten bebaut, weiß, was Wildnis ist." Zum Wandel der Naturwahrnehmung. In: Wilhelm-Busch-Gesellschaft und Grünflächenamt der Landeshauptstadt Hannover (Hrsg.) „Zurück zur Natur" – Ideen und Geschichte des Georgengartens in Hannover-Herrenhausen. Ausstellungskatalog. Wallstein, Göttingen, S. 83-94

Foerster Hv ([1982]1984) Observing systems. Intersystems Publ., Seaside, Cal.

Ford W (2009) Pancha Tantra. Mit einer Einleitung von Bill Buford. Taschen, Köln [Originalausgabe Taschen, New York. 2007]

Gemäldegalerie, Staatliche Museen zu Berlin (Hrsg.) (2001) Die „Kleine Eiszeit". Holländische Landschaftsmalerei im 17.Jh.. Ausstellungskatalog. Gemäldegalerie Berlin

Hard G (1970) Die „Landschaft" der Sprache und die „Landschaft" der Geographen: semantische und forschungslogische Studien zu einigen zentralen Denkfiguren in der deutschen geographischen Literatur. Dümmler, Bonn

Hard G (2002) Landschaft und Raum. Rasch, Osnabrück

Henkel A, Schöne A (Hrsg.) ([1967]1996) Emblemata. Handbuch zur Sinnbildkunst des XVI. und XVII. Jh. Metzler, Stuttgart/Weimar

Herrmann B (2006) „Auf keinen Fall mehr als dreimal wöchentlich Krebse, Lachs oder Hasenbraten essen müssen!" - Einige vernachlässigte Probleme der „historischen Biodiversität". In: Baum H-P, Leng R, Schneider J(Hg.) Wirtschaft - Gesellschaft - Mentalitäten im Mittelalter. Festschrift zum 75. Geburtstag von Rolf Sprandel. Stuttgart (Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte 107), S. 175 – 203

Herrmann B (2009) Umweltgeschichte Wozu? Zur gesellschaftlichen Relevanz einer jungen Disziplin. In: Masius P, Sparenberg O, Sprenger J(Hrsg.) Umweltgeschichte und Umweltzukunft . Zur gesellschaftlichen Relevanz einer jungen Disziplin. Universitätsverlag Göttingen, Göttingen. S. 13-50

Herrmann B, Hummel S (eds.) (1993) Ancient DNA. Recovery and Analysis of Genetic Material from Paleontological, Archaeological, Museum, Medical, and Forensic Specimens. Springer, New York, Berlin, Heidelberg. (2nd Edition August 1994)

Herrmann B, Woods W (2010) Neither biblical plague nor pristine myth. A lesson from European sparrows. Geographical Review 100: 176-187

Hüttermann A (1999) The ecological Message of the Thora. Knowledge, concepts, and laws which made survival in a land of „milk and honey" possible. South Florida Studies in the History of Judaism 199. Scholars Press, Atlanta

Humboldt Av ([1845] 2004) Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung. Eichborn, Frankfurt a.M.

Imhof AE (1991) Im Bildersaal der Geschichte oder ein Historiker schaut Bilder an. Beck, München

Imhof AE (1997) Votiv. Koautor in: Wolken – Malerei – Geschichte. CD-ROM. Hrsg.: Deutsche Meteorologische Gesellschaft [ISBN 3-928903-10-1]

Imhof AE (1998) Koautor in: Die Vier Jahreszeiten nach einer Bildfolge von Joos de Momper. CD-ROM. Hrsg.: Deutsche Meteorologische Gesellschaft [ISBN 3-928903-16-0]

Jaskolla D (2006) Der Pflanzenschutz vom Altertum bis zur Gegenwart. Biologische Bundesanstalt, Informationszentrum Phytomedizin und Bibliothek, Berlin-Dahlem. 16 S.

Kaiser R (1992) Die Erde ist uns heilig. Die Reden des Chief Seattle und anderer indianischer Häuptlinge. Herder Spektrum 4079, Freiburg

Keyser E (1935) Das Bild als Geschichtsquelle. Historische Bildkunde 2: 5-32

Kinzelbach R (1988) Ein historischer Hinweis auf die Wandertaube, ***Ectopistes migratorius***, in Kontinental-Europa. Journal of Ornithology 129: 100-102

Kinzelbach R (2005) Das Buch vom Pfeilstorch. Basilisken-Presse, Marburg

Kinzelbach R, Hölzinger J (Hrsg.)(2000) Marcus zum Lamm, Die Vogelbücher aus dem Thesaurus pictuarum. Ulmer, Stuttgart

Levi D'Ancona M (1977) The Garden of the Renaissance. Botanical symbolism in Italian painting. Arte E Archeologia, Studie e Documenti 10. Olschki, Florenz

Levi D'Ancona M (1983) Botticelli's Primavera. A botanical interpretation including astrology, alchemy and the Medici. Arte E Archeologia, Studie e Documenti 20. Olschki, Florenz

Lovejoy AO ([1936] 1993) Die grosse Kette der Wesen. Geschichte eines Gedankens. stw 1104. Suhrkamp, Frankfurt a.M.

Makowski H, Buderath B (1983) Die Natur dem Menschen Untertan. Ökologie im Spiegel der Landschaftsmalerei. Kindler, München

Martin PS, Wright HE (eds)(1967) Pleistocene extinctions: the search for a cause.

Michel P (2008) Physikotheologie. Ursprünge, Leistung und Niedergang einer Denkform. Neujahrsblatt auf das Jahr 2008. Herausgegeben von der Gelehrten Gesellschaft in Zürich (Nachfolgerin der Gesellschaft der Gelehrten auf der Chorherrenstube am Großmünster) vormals zum Besten des Waisenhauses. 171. Stück. Als Fortsetzung der Neujahrsblätter der Chorherrenstube Nr. 229. Editions à la Carte, Zürich

Neumann TW (1985) Human-Wildlife Competition and the Passenger Pigeon: Population Growth from System Destabilization. Human Ecology 13: 389-410.

Panofsky E ([1957]1975) Sinn und Deutung in der bildenden Kunst. DuMont Schauberg, Köln

Panofsky E ([1939]1980) Studien zur Ikonologie. Humanistische Themen in der Kunst der Renaissance. DuMont, Köln

Ritter J (1963) Landschaft In: Ritter J (1989) Subjektivität. Sechs Aufsätze. Bibliothek Suhrkamp 379. Suhrkamp, Frankfurt a.M. S. 141-190

Schaier J (2006) Lemma Gemüse – Anbau und Verbreitung. In: Jaeger F (Hrsg.) Enzyklopädie der Neuzeit. Metzler, Stuttgart, Weimar. Bd.4 : 420-423

Schorger AW ([1955] 2004?) The Passenger Pigeon. Its natural history and extinction. Blackburn Press, Caldwell, N.J. [Reprint]

Schorger AW (1938) Unpublished manuscripts by Cotton Mather on the passenger pigeon. The Auk 55: 471-477

Schröder KA, Sternath ML (Hrsg.) (2003) Albrecht Dürer. Albertina, Wien

Segal L (1988) Das 18. Kamel oder Die Welt als Erfindung. Zum Konstruktivismus Heinz von Foersters. Piper, München/Zürich

Segal S (1988) A Prosperous Past. The sumptuous still life in the Netherlands 1600-1700. SDU Publishers, Den Hag

Segal S (1990) Flowers and Nature. Netherlandish flower painting of four centuries. SDU Publishers, Den Hag

Soprintendenza per Beni Ambientali e Architettonici die Firenze, Pistoia e Prato (Hrsg.) (1998) La natura morta in villa. Le collezioni a Poggio a Caiano e Topaia. Sillabe, Livorno

Tomkins C (2009) Man and Beast. The New Yorker, Vol. 84 (46) January 29: 50ff

Warnke M (1992) Politische Landschaft: zur Kunstgeschichte der Natur. Hanser, München

White LT (1967) The historical roots of our ecological crisis. Science 155: 1203-1207

Wittgenstein L ([1922] 2003) Tractatus logico-philosophicus. Logisch-philosophische Abhandlung. edition suhrkamp. Suhrkamp, Frankfurt/M.

Wuyts L (2000) Über den Anbau und den Bedarf an Gemüse und Obst in der Rubenszeit. In: Härting UA (Hrsg.) Gärten und Höfe der Rubenszeit im Spiegel der Malerfamilie Brueghel und der Künstler um Peter Paul Rubens [Ausstellungskatalog Gustav-Lübcke-Museum Hamm 15.10.2000-14.1.2001]. Hirmer, München. S. 155-161

Zeven A ([1991] 1995) Vegetables and vegetable garden in North-West Europe. Their history as shown by 15th to 18th century painting. PACT 42-15: 141- 149

Zeven A, Brandenburg WA (1986) Use of paintings from the 16th to 19th centuries to study the history of domesticated plants. Economic Botany 40: 397-408

Die Kanalisierung des Altmühltals

Andreas Klein

1 Einleitung

Kanalisierungsmaßnahmen wie Flussbegradigungen, Uferbefestigungen und der eigentliche Kanalbau sind keine Erscheinung der Neuzeit. Bereits im Altertum gehörten solche Bauprojekte zum Handwerk der Baumeister. Wie auch andere Großbauten haben Kanäle die Natur und das Leben der Menschen stark beeinflusst und zu ihrem Wandel beigetragen. Noch heute verändern die Nachfolger jener frühen Bauprojekte im großen Maßstab die Welt, in der wir leben. Aktuelle Beispiele sind die Ausbauarbeiten am Panamakanal oder der Ausbau der Donau zwischen Straubing und Vilshofen. Im Folgenden sollen anhand der Kanalisierung des Altmühltals und dem damit verbundenen Bau des Main-Donau-Kanals die Kanalisierungsmaßnahmen und der begleitende Wandel der ökologischen und sozialen Bedeutung solcher Bauprojekte herausgestellt werden. Von besonderem Interesse sind dabei die Umwelt beeinflussenden Auswirkungen solcher Projekte und mögliche zu treffende Gegenmaßnahmen im Wandel der Zeit.

2 Das Altmühltal

„Mitten in Bayern liegt der Naturpark Altmühltal, eine der beliebtesten Urlaubsregionen Süddeutschlands. Einmalige Naturschauspiele und wertvolle Landschaftsräume sind hier bewahrt, bedeutende Zeugnisse der Kulturgeschichte erhalten und

zahlreiche Attraktionen für Besucher geschaffen."[1] Das Altmühltal erstreckt sich im östlichen Teil des Freistaates Bayern von Nordwesten nach Südosten. Es wird dabei von nicht all zu hohen bewaldeten Bergrücken eingerahmt. Der mit 75 % größte Anteil des Tals liegt im Regierungsbezirk Mittelfranken, wo es an der Altmühlquelle an der Frankenhöhe südwestlich von Nürnberg beginnt. Der südlichste Punkt des Altmühltals liegt bei Kelheim an der Donau, nahe der Stadt Regensburg, wo die Altmühl in die Donau mündet. Schöne Radwege in herrlicher Landschaft machen das Altmühltal zum Paradies für Radler. „Die bekannteste Tour ist natürlich der Altmühltal-Radweg. Auf der 166 Kilometer langen Strecke von Gunzenhausen bis Kelheim entdeckt man das Altmühltal an einem Stück – Genuss am Fluss."[2] Das Altmühltal, wie der Name bereits verrät, ist in Verlauf und landschaftlicher Prägung hauptsächlich durch den Fluss Altmühl gestaltet. Der Fluss und somit auch das Tal, lässt sich in drei unterschiedliche Teile gliedern. Im oberen Drittel kann man in ein breites, meist flaches und zu geringeren Teilen hügeliges Tal blicken, in dem die Altmühl ein langsam fließender Wiesenfluss ist.



Abb. 1: Das Altmühltal mit dem Main-Donau-Kanal bei Riedenburg, 2005

Ebenfalls im Bereich des oberen Altmühltals befindet sich, in der Nähe von Gunzenhausen, der Altmühlsee. Dieser künstlich angelegte Stausee erstreckt sich über eine Fläche von 4,5 km². Bei einer durchschnittlichen Tiefe von 2,5 bis 3 m beträgt sein Stauraum 13,8 Mio. m³.[3] Der See wird nur bei Hochwasser über den Altmühlzuleiter mit Wasser versorgt. Der Zweck seines Baus lag in der Sicherstellung der Wasserversorgung für den Main-Donau-Kanal, die in der eher wasserarmen

[1] www.naturpark-altmuehltal.de, letzter Zugriff: 11.03.2010.

[2] www.naturpark-altmuehltal.de, letzter Zugriff: 11.03.2010.

[3] Wasserwirtschaftsamt Ansbach.

Regnitz-Main-Region stets problematisch war. Im Laufe der Jahre erfuhr seine Nutzung jedoch einen Wandel bzw. Erweiterung hin zum Naherholungs- und Naturschutzgebiet. Mittlerweile bilden die westlichen 40 % ein Naturschutzgebiet, darunter die 125 ha große Flachwasser- und Inselzone, auch Vogelinsel genannt, welche aber in Wirklichkeit aus mehreren Einzelinseln besteht. Die reizvolle, weiträumige Landsaft des oberen Altmühltals bietet ideale Voraussetzungen zum Segeln, Surfen und Baden an den zahlreichen Liegewiesen, Bade- und Sandstrände. Es besteht auch die Möglichkeit zu ausgiebigen Wanderungen, mit dem Rad wie auch zu Fuß, entlang des 12,4 km langen Wanderwegs um den See herum. Der Altmühlsee bildet mit anderen Seen wie dem Kleinen und Großen Brombachsee das Fränkische Seenland.

Im mittleren Bereich bei Treuchtlingen ändert sich der Charakter des Altmühltals, da dort die fränkische Juraplatte durchquert wird. Das dort vorhandene Bodengestein, bestehend aus wasserlöslichem Kalkstein, war die Voraussetzung dafür, dass sich der Fluss über Jahrtausende tief in den Boden bohren konnte. Es entstand ein enges Tal, in dem durch Auswaschungen verschiedenste Gesteinsformationen entstanden, z. B. die kesselförmigen Formationen in der Nähe der Ortschaft Eßlingen, welche gut 20 m über dem Flussniveau zu bestaunen sind. In den späten 20er Jahren des 20. Jahrhunderts wurde der Flusslauf ab Treuchtlingen begradigt und mit zahlreichen Wehren ausgestattet. In den vergangenen Jahren wurden viele der Regulierungsmaßnahmen wieder aufgehoben.

Der untere Teil der Altmühl, nahe der Ortschaft Dollnstein, wird übergangslos sehr viel breiter. Der Fluss fließt dann durch ein ehemaliges Donautal, welches man auch „Urdonautal" nennt. Dort zweigt es bei der Ortschaft Remmertshofen vom heutigen Donautal ab. Der Unterlauf wurde als Bestandteil des Main-Donau-Kanals kanalisiert, um die Schiffbarkeit auch für größere „Rheinschiffe" zu gewährleisten. Bei Kelheim mündet der Fluss schließlich in die Donau.

Über den Gesamtverlauf betrachtet, ist die Altmühl der an Gefälle ärmste Fluss in Bayern und durch seine daraus resultierende langsame Fließgeschwindigkeit einer der langsamsten Flüsse Deutschlands.

3 Von der Nordsee zum Schwarzen Meer – Ein ewiger Wunsch

3.1 Karlsgraben

Der Traum von einer direkten Verbindung von Rhein, Main und Donau, also von der Nordsee bis zum Schwarzen Meer, ist alt. Bereits zu der Zeit Karl des Großen wurde über die Verbindung von Flüssen über Kanäle nachgedacht. Im Jahr 793 ordnete Karl den Bau eines Kanals zwischen der Altmühl und dem Schwäbischen

Rezat, in der Nähe des heutigen Treutlingen an.[4] Ziel dieser Unternehmung war es, die Handelswege für die Händler zu verbessern und ihren Handelsradius auszudehnen. Hierfür wurde ein ca. 3000 m langer Graben ausgehoben, der die europäische Hauptwasserscheide überwinden sollte. Historische zeitgenössische Quellen berichten von einem funktionsfähigen Kanal, der sich jedoch nicht dauerhaft durchsetzen konnte und somit wieder verfiel. Bei damalige Schleusenanlagen zur Überwindung von Höhenunterschieden wurden noch Rutschen oder Rollen verwendet. Der Kanalbau wird als Karlsgraben oder Fossa Carolina bezeichnet. Noch heute sind Reste dieses mittelalterlichen Bauwerks in Form eines ca. 500 m langen Wassergrabens mit angrenzenden Erdwällen vorhanden.[5]



Abb. 2: Fossa Carolina bei Treuchtlingen, 2004

[4] Karlsgraben – Bayerns schönste Geotope Nr. 34; Bay. Ministerium für Umwelt, Gesundheit und Verbraucherschutz; Faltblatt; 2005.

[5] Stadt Treuchtlingen; Tourismusinformation.

3.2 Ludwigskanal

Über die folgenden Jahrhunderte verlor die Idee ihre Präsenz. Im 17. Jahrhundert, nach dem Ende des 30-jährigen Krieges, wurde die Idee das erste Mal wieder hervorgeholt, konnte sich jedoch nicht durchsetzen. Im Zeitraum von 1700-1800 entstanden wieder Projekte und Planungen zum Bau eines Kanals, die sich dann aber in den Revolutionsbewegungen und den sich nachziehenden Napoleonischen Kriegen wieder verliefen.[6] Im Zuge der beruhigten politischen und gesellschaftlichen Lage und zunehmenden Industrialisierung in Deutschland griff Ludwig I. König von Bayern die viel diskutierte Idee des Kanalbaus wieder auf und strebte eine Verwirklichung des Projektes an.[7] 1836 begann der Bau des Ludwig-Donau-Main-Kanals, was Mitte des 19. Jahrhunderts keine Selbstverständlichkeit darstellte. Denn im Zeitalter der Industrialisierung, besonders mit der Erfindung der Dampfmaschine und dem in ganz Deutschland aufkommenden Eisenbahnbau, stellte die Binnenschifffahrt kaum eine konkurrenzfähige Alternative zum Lastentransport auf der Schiene dar. Trotz dieser wenig förderlichen Umstände wurde nach zehnjähriger Bauzeit der 177 km lange Kanal von Bamberg nach Kelheim fertig gestellt. Welche gigantischen technische und materielle Dimensionen der Bau darstellte, verdeutlichen die folgenden Zahlen. An den Bauarbeiten waren zwischen 3000 und 9000 Arbeiter beteiligt. 1000 Schleusen, 66 Kanalhäuschen und 55 Schleusenwärter waren nötig, um den reibungslosen Betrieb des Kanals zu gewährleisten. Die Kosten für den Bau beliefen sich auf 17,5 Millionen Gulden, was mehr als eine Verdoppelung der geplanten Kosten von 8 Millionen Gulden darstellte. Grund dafür waren verschiedene bauliche Verzögerungen durch Dammbrüche oder mangelnde Stabilität einer Kanalbrücke.[8] In den ersten Jahren lief der Kanalbetrieb erfolgreich an. So konnten im Jahr 1850 196 000 Tonnen Güter transportiert werden. Der Erfolg hielt jedoch nicht lange an und der Kanal verlor den Wettbewerb gegen den Schienenverkehr. Ironischerweise verdankte der Kanal seine Defizite ebenso Ludwig I., wie die Tatsache seiner Entstehung. Denn Ludwig hatte in Bayern neben den Kanalbau auch den Ausbau des Schienennetzes gefördert. Trotzdem wurde der Kanalbetrieb bis 1944 aufrecht erhalten, bis dann der endgültige Schlussstrich, nicht zuletzt wegen der mangelnden Leistungsfähigkeit, am 4. Januar 1950 gezogen wurde.[9] Das bayrische Innenministerium ordnete die Auflassung des Kanals an. Auch heute noch sind die Überbleibsel in Form von alten Schleusen und Schleusenhäuschen zu bestaunen.

---

[6] Der Ludwigskanal – Kurze Geschichte seines Baues und seiner noch bestehenden Mängel, sowie die Mittel, sie zu entfernen und zu verbessern und den Kanal zu seiner Vollkommenheit zu erheben (Heinrich Freiherrn von Pechmann, 1854), Nürnberg.

[7] Der Ludwigskanal (Heinrich Freiherrn von Pechmann, 1854), Nürnberg.

[8] Der Ludwigskanal (Heinrich Freiherrn von Pechmann, 1854), Nürnberg.

[9] Der alte Kanal – damals und heute (Herbert Liedel u. Helmut Dollhopf, 1981), Stürtz Verlag, Würzburg.

3.3 Der Main-Donau-Kanal

Nachdem der Ludwigskanal immer weniger den Anforderungen und Bedürfnissen der modernen Industriegesellschaft des 20. Jahrhunderts und ihren immer stärker werdenden Bedarf an Transportkapazitäten gerecht wurde, begannen bereits zum Ende des 19. Jahrhunderts, nach rund 50 Jahren Betriebszeit, die Überlegungen und teils konkreteren Planungen zum Aus- bzw. Neubau eines leistungsfähigeren Main-Donau-Kanals. Anfang der 20er Jahre des vergangenen Jahrhunderts wurde dann die Rhein-Main-Donau-AG Kanalbaugesellschaft gegründet und mit der Betreuung der Bauarbeiten beauftragt.[10] Bevor mit den eigentlichen Arbeiten am Kanal begonnen werden konnte, mussten die Flüsse Main und Donau für den erweiterten Schiffsverkehr ausgebaut werden. Durch die wirtschaftlichen und politischen Krisenjahre der Weimarer Republik sowie den 1939 durch Hitler vom Zaun gebrochenen 2. Weltkrieg und die dadurch vorherrschende Zerstörung Deutschlands verzögerten sich diese Kanalisierungsarbeiten bis in das Jahr 1962. Egal, welche Regierung oder Ideologie in Deutschland herrschte, die Planungen des Baus des Main-Donau-Kanals blieben bis in die Nachkriegszeit bestehen bzw. wurden neu aufgelegt. Dies geschah 1966 im so genannten Duisburger-Vertrag zwischen dem Freistaat Bayern und der Bundesrepublik Deutschland. Darin wurde die Finanzierung und Ausführung festgelegt. Laut diesem Vertrag sollte das Bundesland Bayern 1/3 der Kosten und die BRD 2/3 der Kosten übernehmen.[11]

Die ausgewählte Trassenführung richtete sich nach verschiedenen Kriterien. So spielte natürlich die Möglichkeit zur Anbindung größerer Städte wie Bamberg, Forchheim, Erlangen, Fürth und Nürnberg eine wichtige wirtschaftliche Rolle. Andere Auswahlkriterien richteten sich nach der Machbarkeit der Baummaßnahmen, wie die Wasserversorgung oder Geländebegebenheiten. Um die Kosten so gering wie möglich zu halten und die Wasserversorgung sicher zu stellen, wurden Flüsse, wie die Regnitz, Sulz und Altmühl, kanalisiert. So deckt sich der Flusslauf in weiten Teilen mit dem Verlauf dieser Flüsse. Außerdem wurden Teile des alten Ludwig-Main-Donau-Kanals wiederverwendet.

Der erste Bauabschnitt der in Angriff genommen wurde, führte von Bamberg bis nach Nürnberg. Er umfasste also eine Strecke von 171 km. Dieser größere Bauabschnitt konnte innerhalb einer Bauzeit von gerade mal 12 Jahren bewältigt werden und wurde im Jahr 1972 seiner Bestimmung übergeben.[12]

Der zweite Bauabschnitt von Nürnberg nach Kelheim war damals heftig umstritten. Es gab sowohl finanz- wie auch umweltpolitische Argumente gegen den Weiterbau der Strecke. Als wirtschaftliche Gründe wurden Kosten-Nutzen-Rechnungen für den Betrieb des Kanals von der Consulting-Firma Planco durchgeführt, die ein Verkehrsaufkommen von 2,7 Millionen Tonnen pro Jahr errechneten, welches die Kosten

[10] www.rmd.de Rhein-Main-Donau AG; München, letzter Zugriff: 01.03.2010.

[11] „Krönung der Privatisierung" Unter Stoiber soll der Energieversorger Bayernwerk verkauft werden; die Tageszeitung, 15. Juli 1993.

[12] Wasser- und Schifffahrtsamt Nürnberg (www.wsv.de), letzter Zugriff: 01.03.2010.

nur etwa zur Hälfte decken würde.[13] Befürworter des Kanals gaben jedoch ebenfalls eine Studie bei dem renovierten Ifo-Institut München in Auftrag. Dieses veranschlagte ein Verkehrsaufkommen von rund 5,5 Millionen Tonnen jährlich.[14] Abgesehen von diesen Studien gab es auch erhebliche Bedenken bzgl. der, durch den Bau entstehenden, Umweltschäden im Bereich des Altmühltals. Die letzten 34 km des Kanals sollten durch das Tal führen und dabei den Fluss Altmühl mit einbeziehen. Zuletzt setzen sich die Befürworter dieser Auseinandersetzung durch, was auch der Zusicherung von Maßnahmen zum Erhalt der Natur bzw. der Schaffung von Ausgleichsflächen, zu verdanken ist.[15] So wurden natürliche Uferzonen und ein geschwungener Flusslauf geschaffen. Weite Teile des künstlich angelegten Altmühlsees wurden zum Naturschutzgebiet und damit zur Heimat vieler Tier- und Pflanzenarten. Es entstanden noch weitere Feuchtbiotope entlang des ehemaligen Flussbettes. Für den gesamten Bau von 1960 bis 1992 entstanden Kosten von ca. 2,3 Milliarden Euro. 20 % dieser Ausgaben flossen in Ausgleichsprojekte für die Erhaltung der Natur.[16] Noch heute sind weitere Ausbauarbeiten an der Donau zwischen Kelheim und Passau heftig umstritten.[17] Das Verkehrsaufkommen beträgt heute ungefähr 6,9 Millionen Tonnen pro Jahr.

Neben dem Schiffsverkehr hat der Main-Donau-Kanal eine weitere wichtige Funktion zu erfüllen. Jährlich werden über ihn mehr als 120 Millionen Kubikmeter Wasser von Südbayern nach Franken gepumpt, das teilweise unter Wasserknappheit leidet. Im Zusammenspiel mit dem neu geschaffenen Fränkischen Seenland hat sich der Main-Donau-Kanal somit auch als bedeutendes und erfolgreiches wasserwirtschaftliches Vorhaben in Bayern bewährt.[18] Außerdem hat der Main-Donau-Kanal für den Naturpark Altmühltal eine touristische Aufwertung nach sich gezogen und ist eines der beliebtesten Ausflugsziele geworden.

4 Naturschutz als Leitmotiv

Das moderne Natur- und Umweltschutzbewusstsein, wie wir es heute kennen, hat sich gegen Ende der 60er Jahre herausgebildet. Dabei reichen seine Wurzeln bis in das 19. Jahrhundert, wo der Naturschutz in einigen Strömungen der Geisteswissenschaften, wie dem Utilitarismus oder Naturalismus, eine wichtige Rolle spielte. Zunächst zielten die frühen Bemühungen zum Erhalt der Natur vor allem auf einzelne, dem Menschen vorteilhafte Tier- und Pflanzenarten oder ganze Landschaftsbilder ab.

[13] Deutscher Wasserstrassen- und Schiffahrtsverein Rhein-Main-Donau e.V.; Rotterdamer Straße 2 D-90451 Nürnberg; Überblick über die Geschichte des Main-Donau Kanals (Dr. Wilhelm Doni).

[14] Deutscher Wasserstrassen- und Schiffahrtsverein (Dr. Wilhelm Doni).

[15] Der Spiegel – Tal der Schande; 24.08.1992; Heft 35/92.

[16] Deutscher Wasserstrassen- und (Dr. Wilhelm Doni).

[17] Süddeutsche Zeitung; Artikel 10.12.2008.

[18] Wasserwirtschaftsamt Ansbach; Gesamtbilanz 08.01.2009.



Abb. 3: Wassersparschleuse Bachhausen, 2005

Diese Aktionen gingen zunächst vor allem von den oberen Bevölkerungsschichten aus. In den Anfangsjahren des 20. Jh. gab es auch erste staatliche Maßnahmen und Gründungen kleiner Naturschutzverbände. Die Boomzeit erlebte der Naturschutz jedoch in den 60er Jahren, als zunehmender Wohlstand und Bildung, breiten Bevölkerungsschichten zur Verfügung standen. Das vermehrte Auftreten von Umweltschäden durch die Industrialisierung und zunehmende Motorisierung der Menschen, sensibilisierte weite Teile der Bevölkerung für diese Problematik. Das ganze gipfelte in der Gründung zahlreicher Naturschutzorganisationen auf lokaler, nationaler und internationaler Ebene. In den 70er Jahren wurden auch von staatlicher Seite weitere Maßnahmen getroffen, so die Gründung erster Umweltministerien und Umweltämter in den Ländern und das erste Bundesnaturschutzgesetz. Im Zuge dessen, wurden für den Bau des Main-Donau-Kanals verschiedene Maßnahmen in Angriff genommen. Zur Überwindung der Höhenunterschiede hatte man sich dazu entschieden Kammerschleusen statt Hebewerke zu nutzen, die als Wassersparschleusen konzipiert wurden und somit den Wasserverbrauch erheblich drosseln konnten.

Außerdem wurden vor Baubeginn sorgfältige Landschaftsplanungen sowie eine genauste Bestandsaufnahme der Flora und Fauna vorgenommen, die zur Festlegung verbindlicher Regeln geführt hat. Trotz dieser Maßnahmen wurde es aufgrund des grundsätzlichen Wertewandels zu Beginn der 70er Jahre immer schwieriger solche baulichen Großprojekte der Bevölkerung und besonders den Anwoh-

ner zu vermitteln. Als einer der größten Gegner des Main-Donau-Kanals trat der Bund Naturschutz in Bayern e.V. dem Bau bzw. Ausbau des Kanals entgegen.[19] Auch wenn es dem Verein nicht gelang Politik und Bevölkerung ausreichend auf seine Seite zu ziehen, so hat das Engagement jedoch dazu beigetragen die ökologischen Auswirkungen des Kanalbaus zu begrenzen.

5 Wertewandel und Wirtschaftlichkeit des Kanals

Die Bedeutung von Kanälen ist eng an die technische Entwicklung der Menschheit gekoppelt. Kanäle werden gebaut um große und schwere Güter über weite Strecken zu transportieren. Bereits vor vielen tausend Jahren transportierten die alten Ägypter, Baumaterialien über den Nil, zu den Entstehungsorten ihrer Pyramiden. Damals gab es keine Alternativen zu dem Transportmittel Schiff. Pferde oder Kamele konnten diese Lasten nicht über große Entfernungen ziehen, der Mensch selbst ebenso wenig. Die kanalbasierte Art des Lastentransports änderte sich über Jahrhunderte nicht, daher ist es leicht zu verstehen, warum ein Kanal, wie die Fossa Carolina, in der Zeit Karl des Großen, für die Handelsschifffahrt von großer Bedeutung war. Mit der Erfindung der Dampfmaschine und somit auch der Eisenbahn wurde ein neues Transportmittel geschaffen, was auch schwere und größere Lasten über weitere Strecken transportieren konnte. Allerdings war ein gut ausgebautes Streckennetz noch nicht vorhanden und die Transportzeit war durch die noch geringen Geschwindigkeiten der Dampflokomotiven von nicht unerheblicher Dauer. In diese Zeit fiel auch die Entstehung des Ludwig-Main-Donau-Kanals. Auch wenn damals schon Zweifel zur Wirtschaftlichkeit eines so großen Bauprojektes aufkamen, so besaß der Kanal aufgrund der Schwäche der Eisenbahn seine Berechtigung. Nach dem Ende des 2. Weltkriegs und dem in Deutschland aufkommenden Wirtschaftswunder nahm sowohl der private, wie auch der gewerbliche Kraftverkehr zu. Das in der NS-Zeit gut ausgebaute Fernverkehrsnetz (Straße und Schiene) in Deutschland trug ebenso dazu bei, dass immer mehr Güter auf diese Weise transportiert werden konnten und der Binnenschifffahrtsverkehr an Bedeutung einbüßte. Allerdings wurde auf Grund der wirtschaftlichen Stärke Deutschlands und regionalpolitischer Interessen der Bau des Main-Donau-Kanals begonnen. So sagte Bayerns Umweltminister Alfred Dick, der Kanal sei für den Freistaat ein „magisches Dreieck zwischen Landesentwicklung, Wirtschaftswachstum und Umweltschutz“[20]. Nach der Fertigstellung des ersten Bauabschnitts von Bamberg nach Nürnberg 1972 änderten sich die politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Gegebenheiten in der alten Bundesrepublik. Die sozialliberale Bundesregierung aus SPD und FDP verhängte 1981 einen Baustopp für den letzten Abschnitt durch das Altmühltal. Argumentativ wurde auf die von

[19] Bund Naturschutz in Bayern e.V.

[20] Der Spiegel, 03.08.1981, „Hoi a Schiff“.

zahlreichen Wirtschaftsinstituten angeprangerte mangelnde Wirtschaftlichkeit des Kanals hingewiesen. Der Ex-Verkehrsminister Volker Hauff (SPD) bezeichnete den Bau des Kanals als „das dümmste Projekt seit dem Turmbau zu Babel“[21].

Dieser kurze Moment der ökonomischen und ökologischen Vernunft hielt jedoch nur bis zum Jahresende 1982. Als die sozialliberale Regierungskoalition zerbrach und eine neue Regierung aus Union und FDP unter Helmut Kohl gebildet wurde, fand sie ein jähes Ende. Obwohl die Liberalen in ihrer Wahlaussage den Weiterbau des Kanals als „ökologisch und ökonomisch unvertretbar“[22] bezeichneten, konnten sie sich nicht gegen die Macht und Entschlossenheit des bayerischen Ministerpräsidenten und CSU Vorsitzenden Franz Josef Strauß durchsetzen. Dieser hatte sich vom neuen Bundeskanzler Kohl das Versprechen abnehmen lassen, den Bau des Kanals beenden zu können. „Die Bundesregierung bleibt jetzt aufgefordert, das mir und in der Öffentlichkeit gemachte Versprechen des Bundeskanzlers durch Bereitstellung der erforderlichen Haushaltsmittel zu erfüllen.“[23]

6 Neozoen – Ein Problem für Main und Donau

Ökosysteme sind zwar keine geschlossenen Systeme, die einen Kontakt nach außen nicht erlauben würden, jedoch bilden sie in sich ein stabiles System. Eine Veränderung des natürlichen Gleichgewichts, durch Wegnahme des Lebensraumes, oder durch Einbringen von neuen Faktoren, kann zum Zusammenbruch des Systems führen. Das Einschleppen fremder Arten in andere Ökosysteme ist dadurch immer problematisch. Beim Bau des Main-Donau-Kanals und seinen Vorläufern wurden ganz neue Verbindungen geschaffen, die Flüsse miteinander verbinden, die natürlich eine differenzierte Zusammensetzung besitzen bzw. besaßen. Er machte es verschiedensten Tierarten möglich, von Ost- nach Westeuropa bzw. anders herum zu wandern. Solche eingewanderten Arten werden als Neozoen bezeichnet. Aufgrund von höheren Toleranzen gegenüber Umwelteinflüssen oder fehlender Fressfeinde treten solche Arten in Konkurrenz zu heimischen Lebewesen. Hier kommt es dann häufig zu Verdrängungsreaktionen und verändert somit die bestehenden Ökosysteme, was in aller Regel zur Verarmung und nicht zur Bereicherung führt. So wanderten bis heute ca. 20 Arten Wirbelloser und einige Fische von der Donau über den Kanal in westeuropäische Gewässer, wie den Rhein, Main und Bodensee, ein. Ein Beispiel hierfür ist die im Jahre 2002 erstmals in der Donau gefundene Chinesische Wollhandkrabbe.[24] Die Folgen der Einwanderung der Wollhandkrabben kann man bereits in deutschen Gewässern wie der Elbe oder der Ostsee erkennen. Dort stellen sie in vielerlei Hinsicht ein

[21] Der Spiegel, 07.02.1983, „Versprechen gehalten“.

[22] Der Spiegel, 07.02.1983, „Versprechen gehalten“.

[23] Der Spiegel, 07.02.1983, „Versprechen gehalten“.

[24] Institut für Binnenfischerei e.V. Potsdam-Sacrow „Untersuchungen zur Bestandsregulierung und Verwertung der Chinesischen Wollhandkrabbe (*Eriocheir sinensis*)“.

Problem für die heimische Flora und Fauna, wie auch für den Menschen selbst dar. Aufgrund mangelnder natürlicher Feinde können sie sich fast ungehindert ausbreiten. Außerdem treten sie durch ihr breites Nahrungsspektrum (omnivor) in Nahrungskonkurrenz zu vielen Tierarten. Da die Wollhandkrabbe eine gewisse Affinität zum graben von Hohlgängen besitzt, stellt sie auch eine Gefahr für Uferbauten, Dämme und Drainagen dar. Für den Menschen stellt sie ein Ärgernis dar, weil sie den Anglern die Köderfische anknabbert und ihre Fangleinen durchtrennt. Auch die Reusenfischerei ist nicht gut auf diese tierischen Einwanderer zu sprechen, da sie in Reusen gefangene Fische fressen oder die Netze zerschneiden. Die Bekämpfung ist äußert schwierig, da natürliche Fressfeinde nur Möwen sind, die aber mit den enormen Mengen dieser Tiere nicht mithalten können. Wollhandkrabben, die sich in der Häutung den können auch von Aalen, Barschen oder Alanden gefressen werden. An Staustufen in der Elbe werden die Wollhandkrabben regelmäßig durch automatische Fanganlagen eingefangen und verwertet.[25]

7 Auswirkungen des Kanalbaus und Gegenmaßnahmen

Die Kanalisierung der Flüsse Main, Regnitz, Altmühl und Donau hatte auf die dort ansässige Flora und Fauna erhebliche Einflüsse. So sind verschiedene Tierarten direkt oder indirekt bedroht oder stehen in Konflikt mit den Kanalisierungsmaßnahmen bzw. ihren Begleiterscheinungen. Bekannte Beispiele hierfür sind Fischotter und Biber, aber auch zahlreiche Fischarten wie Lachs, Barbe, Rotauge und Stör oder Vogelarten welche in den Flussauen beheimatet sind, wie der Eisvogel oder das Blaukehlchen. All diese Tiere sind durch die unterschiedlichsten baulichen Maßnahmen gefährdet. So stellen die Begradigungsmaßnahmen und Uferbefestigungen ein besonderes Problem für Otter, Biber Barbe und Rotauge dar, da diese Tiere auf die bewachsenen Uferböschungen angewiesen sind, um wie der Biber Bauten in die Böschungen zu graben oder wie die Barben die geschützten Flussränder als Überwinterungsplatz zu nutzen. Der Fischotter hat wiederum in den Böschungen optimale Jagdbedingungen für den Fischfang. Andere Faktoren sind die durch Begradigungen verursachte erhöhte Fließgeschwindigkeit der Gewässer oder die Errichtung von zahlreichen Querbauwerken (Wehre, Schleusen, Wasserkraftanlagen), die Aale oder Lachse bei ihren Wanderungen behindern oder beim Versuch der Überwindung des Hindernisses den Tot der Tiere herbeiführen. Eisvogel und Blaukehlchen sind dagegen mehr von der Uferbebauung und den damit verbundenen Verlust der Flussauen bedroht. Der Verlust oder die Verringerung einiger dieser Arten hat natürlich auch Auswirkungen auf den Menschen, was besonders die Binnenfischerei betrifft, bzw. betroffen hat. Die Zunahme der Fließgeschwindigkeit und das Fehlen der Auen verursachen auch erhebliche Gefahren durch Hochwasser.

[25] Institut für Binnenfischerei e.V. Potsdam-Sacrow „Untersuchungen zur Bestandsregulierung und Verwertung der Chinesischen Wollhandkrabbe (*Eriocheir sinensis*)".



Abb. 4: Fischtreppe an der Altmühl

Die Flussauen bilden normalerweise einen natürlichen Hochwasserschutz, indem sie ein potentielles Überschwemmungsgebiet darstellen. In der nicht anthropogen beeinflussten Natur sind Flüsse dynamische Systeme. Sie durchlaufen permanente Veränderungen, bilden Mäandern, die die Fließgeschwindigkeit verringern. Die Begradigungsmaßnahmen zerstören diese Dynamik und damit die bedeutsame Vielgestaltigkeit der Flüsse. Ein im Altmühltal angewendetes Konzept zur Renaturierung beinhaltet folgende Maßnahmen. Zur besseren Quervernetzung von Flüssen werden die Uferbereiche abgeflacht. Das Aufweiten des Mittelwasserbettes führt zur Entstehung von langsam fließenden oder stehenden Wasser, was das Gewässer an diesen Stellen vielgestaltiger werden lässt. Hinzu kommt der Umbau von Bauwerken wie Wehren, Dämmen oder Leitungen und die Schaffung von Umgehungsrinnen, Fischtreppen oder Sohlrampen, welche die Wanderung der Fische wieder ermöglichen soll.

Problematisch stellt sich dieser Sachverhalt bei den großen Wasserstraßen Deutschlands, so auch beim Main-Donau-Kanal, dar. Hier sind die meisten Renaturierungsmaßnahmen nicht anwendbar, da sonst ein reibungsloser Schiffsverkehr nicht mehr gewährleistet werden könnte. Hinzu kommen noch die Planungen zum Ausbau des letzten deutschen Teilstücks der Donau zur Verbes-

serung der Schiffbarkeit. Die dazugehörige Debatte ist noch mitten im Gange. Die Betreibergesellschaft, Naturschutzverbände und Politik streiten noch um die geeignetste Umsetzung der angestrebten baulichen Maßnahmen.

8 Zusammenfassung

Nach meinen Ausführungen kann festgestellt werden, dass zu Beginn der Planungen der Kanalisierungsmaßnahmen im Altmühltal, ökologische Probleme noch nicht beachtet wurden. Mit zunehmender Veränderung der wirtschaftlichen, politischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen wurde es auch im zunehmenden Maße erforderlich, sich den Veränderungen der Umwelt und damit den Gedanken des Naturschutzes zu stellen. Zunächst basierte der Naturschutz auf Einzelmaßnahmen, wie dem Verbot zur Bejagung bestimmter Tierarten oder der Gründung von Naturparks. Der heutige Umwelt- und Naturschutz stellt dagegen weitestgehend ein Komplex aus verzahnten Maßnahmen dar. So greifen Maßnahmen, wie die Verringerung des Schadstoffausstoßes von Fabriken oder Kraftfahrzeugen, die Renaturierung von Gewässern, die Erzeugung regenerativer Energien und ökologische Landwirtschaft ineinander und ermöglichen so naturnähere Entwicklung. Kanalisierungsbauten wird es auch in Zukunft geben und sie werden nach wie vor von großer Bedeutung für die Gesellschaft sein. Wichtig ist jedoch, dass dabei nicht ausschließlich wirtschaftliche Interessen im Vordergrund stehen, sondern zunehmend auf ökologische Kanalbaukonzepte zurückgegriffen wird, die den natürlichen Flusslauf möglichst wenig beeinflussen und somit auch die biologische Diversität in allen Facetten erhalten. „Die Landschaft ist ein wertvolles Erbe – und ihre Schönheit allein ist Auftrag genug, sie zu schützen."[26]

[26] www.naturpark-altmuehltal.de, letzter Zugriff 11.03.2010.

Literatur

Bestand der Aale sinkt schon dramatisch. Augsburger Allgemeine. 19.01.2010

Faber E (1903) Denkschrift zu dem technischen Entwurf einer neuen Donau-Main-Wasserstrasse von Kelheim nach Aschaffenburg-Nürnberg. Verein für Hebung der Fluss- und Kanalschifffahrt in Bayern

Fladung E (2000) Untersuchungen zur Bestandsregulierung und Verwertung der Chinesischen Wollhandkrabbe (*Eriocheir sinensis*). Institut für Binnenfischerei e.V. Potsdam-Sacrow, Groß Glienicke

http://www.bund-naturschutz.de, letzter Zugriff 01.03.2010

http://www.lfu.bayern.de, letzter Zugriff 01.03.2010

http://www.rmd.de, letzter Zugriff 01.03.2010

http://www.schiffahrtsverein.de, letzter Zugriff 01.03.2010

http://www.stmugv.bayern.de, letzter Zugriff 01.03.2010

http://www.wsv.de, letzter Zugriff 01.03.2010

Korte E (2002) Die fischökologische Situation des Untermains. Forschungsinstitut Senckenberg , Frankfurt am Main

Schrenk J (2007) Altmühltal und Fränkisches Seenland. Müller, Erlangen

Spindler K (1998) Der Kanalbau Karls des Großen. Seine Reflexion in den mittelalterlichen Quellen und der aktuelle archäologische Forschungsstand. In: Spindler K (Hg.) Mensch und Natur im mittelalterlichen Europa. Archäologische, historische u. naturwissenschaftliche Befunde. Wieser, Klagenfurt

Zelnhefer S (1992) Ein Traum wird Wirklichkeit. Die Fertigstellung des Main-Donau-Kanals in Nürnberg. Nürnberg Heute 52, Nürnberg

Abbildungsnachweise

Abb.1: Das Altmühltal mit dem Main-Donau-Kanal bei Riedenburg, 2005, www.wikipedia.de / Foto: Pahu, letzter Zugriff 11.03.2010

Abb.2: Fossa Carolina bei Treuchtlingen, 2004, www.wikipedia.de / Foto: Brego, letzter Zugriff 11.03.2010

Abb.3: Wassersparschleuse Bachhausen, 2005, © www.wikipedia.de / Bild: Kris Roelants, letzter Zugriff 11.03.2010

Abb.4: Fischtreppe an der Altmühl. www.lfu.bayern.de / Regierung von Mittelfranken

„Das ganze Eyland muß ein Paradies werden"[1]:
Die Gestaltung der Insel Potsdam

Ulrike Kruse

Einleitung

Die Stadt Potsdam ist bekannt für ihre Schlösser und Parks, doch weniger für ihre Lage auf einer von der Havel, deren Seen und Kanälen gebildeten, hügeligen Insel: Aus Berlin kommend fließt die Havel von der Glienicker Brücke durch den Tiefen See in den Templiner See und kurz darauf aus Ostnordost in den Schwielowsee. Den verlässt sie gleich wieder Richtung Nordnordwest, umfließt breit die Insel Werder und erweitert sich etwas später zum Zernsee. Hier trennt sich der Betrachter vom Lauf der Havel, folgt nach Norden der Verbindung zum Schlänitzsee und gelangt in den Sacrow-Paretzer Kanal. Der wurde 1874-76 erbaut, indem der vorhandene Schiffsgraben erweitert wurde (Viehrig 2002, S. 48). Er verbindet den Schlänitzsee mit dem Weißen See und dem Jungfernsee, der die Grenze zu Berlin markiert und den Wasserkreis um die Insel Potsdam an der Glienicker Brücke schließt (vgl. Abb. 1). Die Insel bildet ein Dreieck mit der Spitze nach Osten und dehnt sich von Nord nach Süd ca. 12 km und von Ost nach West etwa 10 ½ km.

---

[1] Zitat aus einem Brief von Fürsten Johann Moritz von Nassau-Siegen vom 20. August 1664 an den Großen Churfürsten, zitiert nach Kopisch 1854, S. 34, Fußnote: „Gnädigster Herr! […] Das ganze Eyland (Potsdam) muß ein Paradies werden."

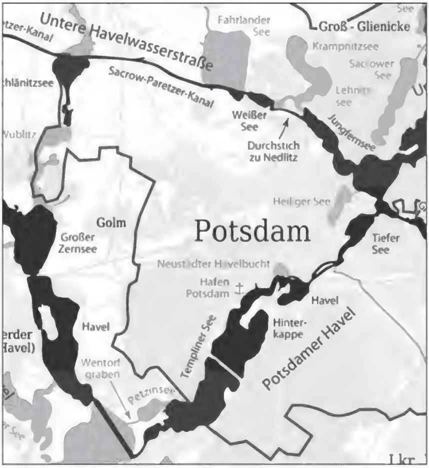


Abb. 1: Karte der Wasserstraßen um die Insel Potsdam,
Autor: Maximilian Dörrbecker 2008 (CC 2.5)

Neben sandigen Hügel gibt es sumpfiges Gelände, Wälder, landwirtschaftlich genutzte Flächen und Siedlungen. Die Stadt, Wälder, Wiesen, Felder und das ganze Land ringsum sind verbunden durch Sichtachsen[2] und Wegachsen. Ruinenberg, Klausberg, Ehrenpfortenberg und Pfingstberg (Stauchendmoränen der Bornim-Töplitzer Platte) strukturieren die Stadt im Norden als Aussichts- und Orientierungspunkte. Einige weitere Hügel bestimmen die Insellandschaft, z. B. der Reiherberg bei Golm oder der Große Herzberg zwischen Eiche und Bornim. Am südöstlichen Ufer der Havel liegen der Babelsberg und der Telegraphenberg, auf Berliner Territorium im Westen heben sich Böttcherberg und Hirschberg über die Horizontlinie. Diese durch Eiszeiten in ihrer geographischen Gestalt geprägte vielfältige Landschaft wurde in drei Jahrhunderten planvoll zur Parklandschaft umgestaltet – wie und wann steht im Fokus dieses Artikels.

[2] Eine ‚Sichtachse' ist eine sichtbare Linie in der Landschaft, die zwischen zwei Punkten in dieser Landschaft einen räumlichen Bezug herstellt. Seiler 1993 verwendet ‚Sichtachse' synonym zu Lennés ‚Gesichtslinie', ‚Durchsicht', ‚Ansicht' oder ‚Einblick'. Andere Bezeichnungen sind ‚Blickachse', ‚Raumachse' usw.

Die Gestaltung der Potsdamer Parklandschaft[3]

17. und 18. Jahrhundert

Obwohl schon 993 CE erwähnt, ist die Insel Potsdam in ihrer heutigen Gestalt ein Kind des 17. bis 19. Jahrhunderts. Zwar schon im 16. Jahrhundert als Residenz genutzt, ließ erst die Entscheidung des Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm I. von Brandenburg (1640–1688), Potsdam ab 1660 als Residenz wiederaufzubauen, die Siedlung erblühen – im wahrsten Sinne des Wortes, denn mit dieser Entscheidung begann die Umgestaltung der Insel Potsdam in ein „Paradies". Diese Bezeichnung bezieht sich nicht nur auf die idyllische Gestaltung einer Landschaft, in der sprichwörtlich Milch und Honig fließen, sondern demonstriert auch den Machtanspruch Friedrich Wilhelms I. von Brandenburg: Er wollte einen starken, zentralistischen – einen wohleingerichteten – Staat schaffen, eine Idee, die im 17. Jahrhundert auch mit dem Begriff ‚Paradies' konnotiert war. (Vgl. Schultheiß-Block 1987a, S. 9.) Der Neubau des Potsdamer Schlosses auf den Grundmauern eines im 30jähringen Krieg zerstörten Renaissanceschlosses war nur der Anfang weitreichender und am Ende des 19. Jahrhunderts mehr als die ganze Insel Potsdam umfassender Gestaltungsmaßnahmen. Die Planungen bezogen alle landschaftlichen Elemente wie „Hügel, Wälder, Dörfer, Wiesen, Sümpfe, Brachen, Gewässer, selbst die Ufer" (Schultheiß-Block 1987a, S. 10) in die Gestaltung ein. Vom Schloss aus wurden strahlenförmig Alleen durch die Landschaft auf mehrere *points de vue* gezogen: zum Ehrenpfortenberg, zum Pfingstberg und zu den kleinen Schlössern in Glienicke, Bornim und Caputh, die über Havel und Schiffsgraben zu Wasser erreichbar waren. Ausgehend von diesen Strahlen legte sich ein Netz aus Alleen, Kanälen und Sichtachsen über die Gegend und verknüpfte die einzelnen Anlagen. Diese Linien markieren den Beginn des Einbringens einer planvollen Struktur in die Landschaft, die sich später zu einem Gesamtkunstwerk entwickeln sollte und schon Ende des 17. Jahrhunderts ein deutlich „wahrnehmbarer Ausdruck brandenburgisch-preußischen Utilitarismus" (Schultheiß-Block 1987a, S. 10) war.

Nach dem Tode des Großen Kurfürsten bestieg dessen Sohn Friedrich III. (1688 – 1701) den Thron. Sein Ziel war weniger die Gestaltung der Insel Potsdam als vielmehr die Erlangung der Königswürde, mit der er sich 1701 als Friedrich I., König in Preußen (1701 – 1713), schmückte. Auf ihn geht die Anlage des Jagdschlosses am Stern zurück, von dem aus sternförmig sechs Alleen für die Parforcejagd durch den südlich der Havel gelegenen Wald geschlagen wurde und von denen eine auf die Potsdamer Nicolaikirche ausgerichtet war.

[3] Vgl. allgemein zur Potsdamer Parklandschaft: Seiler 1993, Seiler u. Wacker 1991, Streidt u. Frahm 1996, Viehrig 2002, Schultheiß-Block 1987b, Wimmer 1985, Kalesse 1994, Berlin-Potsdam 1994; zur Geographie Viehrig 2002.)

Sein Nachfolger König Friedrich Wilhelm I. (1713–1740), bekannt als Soldatenkönig, interessierte sich noch weniger für die Landschaftsgestaltung – außer bei der Anlage von Exerzierplätzen und Küchengärten. Er forcierte die Stadtentwicklung durch den Bau von vier als Karrees angelegten Stadtquartieren nördlich des Stadtschlosses: des Französischen Quartiers, der Ersten und Zweiten Barocken Stadterweiterung und des Holländischen Viertels. Diese Quartiere sollten mit angeworbenen spezialisierten Handwerkern besetzt werden, was allerdings nicht in dem Maße funktionierte, wie ursprünglich gedacht. Am Ende wohnten die aus Frankreich emigrierten Hugenotten in den Barocken Stadterweiterungen und dem Holländischen Viertel, nicht im Französischen Quartier. Holländische Spezialisten, für die extra das Holländische Viertel im Holländischen Stil erbaut worden war, konnten so gut wie gar nicht nach Preußen gelockt werden.[4] Für den Bau dieser Quartiere mussten Eichenpfähle in den sumpfigen Grund getrieben werden. Die Eichen dafür stammten aus den Eichen-Kiefern-Mischwäldern der Umgebung. Dieses Ausräumen der Landschaft führte im 18. Jahrhundert dazu, dass sich der Bestand an Eichen massiv verringerte und eigentlich nur noch Kiefernwälder auf dem märkischen Sand der Insel Potsdam und deren Umland standen. Erst Aufforstungen im 19. Jahrhundert nach Maßgabe des Allgemeinen Verschönerungsplanes von Peter Joseph Lenné führten wieder zu größeren Eichenanpflanzungen.

Friedrich II. (1740–1786) widmete sich stärker der Umwandlung der Insel Potsdam in ein Paradies. Der Bau des Schlosses Sanssouci auf dem Wüsten Berg und des Barockgartens gehen auf ihn zurück. Der Barockgarten war kein reiner Schmuckgarten, sondern „die Heckenquartiere waren mit 3000 Obstbäumen bepflanzt, auch Gemüse wurde angebaut." (Streidt u. Frahm 1996, S. 51.) Friedrich II. veranlasste die Anlage des Wasserbassins und der Staffagebauten auf dem benachbarten Ruinenberg, das Neuen Palais und erste weniger strenge Gartengestaltungen in hinteren Parkbereichen. So entstand bei der Verbindung des Neuen Palais mit dem vorderen Barockgarten „dicht umpflanzte, geschlängelte ‚Englische Gänge' […], die sich bald zu Gartensalons erweiterten oder durch unvermittelte Öffnungen Blicke in den Rehgarten freigaben." (Hamann 1993, S. 36.) Dies wurde möglich durch den Ankauf von Land westlich des Barockgartens von Sanssouci und die Verkoppelung der Nutzung der so gewonnenen Flächen zu einer Parklandschaft. Friedrich ließ auch ein kleines Belvedere auf dem Klausberg als *point de vue* einer Sichtachse aus einem Fenster des Arbeitszimmer des Königs in Neuen Palais errichten. Doch noch war nicht die ganze Insel im Blick der Herrscher.

König Friedrich Wilhelm II. (1786–1797), Neffe des kinderlosen Friedrichs II. und dessen Erbe, vernachlässigte – und plünderte sogar – den Friderizianischen Garten um Sanssouci und legte stattdessen einen eigenen Neuen Garten in klassizistischem Stil um einen Potsdamer Binnensee, den Heiligen See, an. Diesen Garten verband er optisch mit der Pfaueninsel im Jungfernsee, ohne jedoch die Baum-

[4] Für den Hinweis auf die Einwohner in den Quartieren danke ich Dr. des. Silke Kamp, die in ihrer Dissertation über die Französische Kolonie in Potsdam auch die Wohnsituation untersucht hat.

pflanzungen um das in diesem Park erbaute Marmorpalais so ausrichten zu lassen, dass die Sichtachse tatsächlich auch mit Aufwachsen der Bäume erhalten bleiben konnte. Diese Sichtbeziehung wurde erst bei späteren Umgestaltungen durch Peter Joseph Lenné hergestellt.

19. Jahrhundert

König Friedrich Wilhelm III. (1797 – 1840) stellte 1816 nach den Napoleonischen Kriegen einen jungen Gärtner ein, dessen Wirken die Landschaft um Potsdam maßgeblich beeinflussen sollte. Peter Joseph Lenné arbeitete unter Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV. intensiv an der Umgestaltung der vorhandenen barocken und klassizistischen Gärten, bewirkte die Umsetzung königlicher Landschaftsgestaltungspläne und verband die einzelnen Potsdamer Parks zu einer zusammenhängenden Parklandschaft.

Nachdem die Sichtbeziehungen des Neuen Gartens zur Pfaueninsel und nach Klein-Glienicke durch Lenné herausgestellt waren, ließ Carl Prinz von Preußen nach seinem Kauf der Gutsanlage Glienicke (am Ostufer des Jungfernsees) im Jahr 1824 Lenné seine landschaftsgärtnerischen Arbeiten weiterführen. So wurde ein weiterer Mosaikstein in das Gesamtkunstwerk Insel Potsdam eingefügt, das unter König Friedrich Wilhelm IV. (1840 – 1861) besonders gefördert wurde.

Lenné arbeitete mit den Architekten Karl Friedrich Schinkel, Ludwig Persius und Ferdinand von Arnim zusammen, die ihre Bauten an seine Landschaften anpassten bzw. deren Bauten er mit passenden Gärten umgab. So erweiterte er ab 1825 den Park Sanssouci um den Parkteil um Charlottenhof, welches Schinkel im Stile eines römischen Landhauses umbaute, und formte dort mittels Aufschüttungen, Ausholzung und der Anlage von künstlichen Quellen einen romantischen Landschaftspark. Nach kleineren Gartenanlagen gestaltete Lenné unter Friedrich Wilhelm IV. weiträumige Landschaftsparks mit Sichtachsen, Blumengärten und Wasserspielen, wobei er den Rückgriff auf Renaissance- und Barockgärten nicht scheute. Eben dieser König griff auch die Idee vom Eyland als Paradies wieder auf und ließ eine gigantische Architektur- und Landschaftsplanung vornehmen. Unter seiner Ägide entstanden die Orangerie oberhalb der Schlosses Sanssouci mit dem Nordischen Garten am Hang unterhalb der Orangerie und dem Paradies- oder Sizilianischen Garten an Fuße des Hanges als Verbindung zum alten Park von Sanssouci. Eine gigantische Prachtallee sollte auf dem Höhenzug nördlich der Potsdamer Innenstadt vom Belvedere auf dem Klausberg bis zum Winzerberg unterhalb von Sanssouci reichen, wurde aber nicht vollständig in die Tat umgesetzt. Ein weiteres Projekt war das Belvedere auf dem Pfingstberg, von dem nur der kleinste Teil der Planungen in die Tat umgesetzt werden konnte.

Interessanter sind die in Friedrich Wilhelm IV. Regierungszeit umgesetzten Veränderungen im Norden und Westen Potsdams. So gestaltete Lenné eine parkähnliche Verbindung des Neuen Gartens im Osten, der Kolonie Alexandrowka, des Ruinenberges und der nördlichen Potsdamer Feldflur mit dem Gut Bornstedt

und der Orangerie im Westen. „Die von Zentrum fächerartig ausgehenden Wege und Straßen, die sämtlich an einem Gehölzstreifen entlangführen, erschließen die einzelnen landwirtschaftlich genutzten Remisen ebenso wie die Parkanlagen und die Aussichtspunkte. Die Praxis, die Erschließungswege zu Wiesen und Feldflächen als angenehme Promenaden anzulegen, ist typisch für Lennés Bestreben zur Verbindung von ästhetischer Aufschmückung mit ökonomischer Verbesserung." (Schurig 1993, S. 238.) Im Westen wurde ein seit langem als Jagdrevier genutztes Wald- und Heidegebiet als „königlicher Wildpark eingehegt, mit Torhäusern versehen und mit Rot- und Damwild besetzt" (Viehrig 2002, S. 34) und ebenfalls räumlich mit dem Park Sanssouci verbunden.

Nachdem die Stadtmauern Potsdams Anfang des 19. Jahrhunderts gefallen waren, breitete sich die Stadt mit Villenvierteln nach Norden (Nauener Vorstadt), Osten (Berliner Vorstadt) und Westen (Brandenburger Vorstadt) aus. Die Gärten für diese Villen gestaltete oft kein geringerer als Lenné, der die Ideen im Großen auf die kleinen Stadtgärten übertrug. Die Architekten Schinkel und Persius bauten die Villen und passten sie in die Potsdamer Gartenlandschaft ein, indem sie vor allem auf italienische Bauformen zurückgriffen: „Mit der Komposition ineinander verschachtelter Würfel schuf der Architekt das Grundprinzip der Potsdamer Villa. Ein Turm erhöhte die malerische Wirkung." (Martens 2003, S. 289.) Auch Industrie- und Fiskalbauten erhielten Schmuckfassaden, um sie in die Landschaft einzupassen, wie man an den Gebäuden der Speicherstadt (z. B. das Körnermagazin, erbaut von Ludwig Persius) am Südufer der Havel unterhalb des Brauhausberges sehen kann.

Unter Wilhelm I., preußischer König und deutscher Kaiser (1861–1888), wurde der Park Babelsberg in Sichtweite vom Neuen Garten, dem Belvedere auf dem Pfingstberg, Sacrow, Klein-Glienicke und Glienicke von Fürst von Pückler-Muskau als englischer Landschaftsgarten gestaltet. Die Bauten in Normannischen Stil fügen sich in wildromantische Gartenbilder, die durch Wasserläufe, Brücken und Treppen gebildet werden. Der Sohn von Wilhem I., der spätere 99-Tage-Kaiser Friedrich III., widmete sich als Kronprinz dem Gut Bornstedt, das von Lenné in die Parkanlagen einbezogen worden war, und machte daraus ein landwirtschaftliches Mustergut. Hier verbanden sich Nutzen und Schönheit in der Bornstedter Feldflur, so dass das Gut Bornstedt für die Zeitgenossen ob der malerischen Lage zum künstlerischen Sujet wurden. Das Herz Wilhelms II. schlug für die Technik, besonders die Telegraphie. Dafür bot die Potsdam gute Voraussetzungen, da man entlang der Sichtachsen Telegraphieversuche unternehmen konnte. Die erste Telegraphennachricht wurde von der Sacrower Heilandskirche zur Matrosenstation am Jungfernsee gesendet. Wilhelms Beitrag zur Potsdamer Parklandschaft ist der Kaiserbahnhof am Neuen Palais, der Luftschiffhafen und der Telegraphenberg. Heute forschen dort Wissenschaftler am Potsdam-Institut für Klimafolgenforschung.



Abb. 2: Kohles, nach Gutschow: Karte von der Halbinsel Potsdam, 1869,
Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg, Planslg. 14504.
Fotograf: Roland Handrick, 2000

20. und 21. Jahrhundert

Nach dem Ende des Deutschen Kaiserreiches wurde die Gartentradition in Potsdam weitergeführt. So gestaltete der Gärtner Karl Förster 1937 die Freundschaftsinsel an der Langen Brücke. Die im Krieg zerstörte Anlage wurde in den 50er Jahren von Walter Funcke (Architekt) und Hermann Göritz (Gärtner) neu angelegt.

Das Ende der Teilung Deutschlands war auch das Ende der Teilung der Parklandschaft. Die durch den Grenzverlauf zwischen Potsdam und Berlin getrennten Landschaftsteile werden seit 1990 wieder verbunden. Alte Wege werden hergestellt, besonders im Park Babelsberg und im Neuen Garten, wo ganze Parkteile durch Grenzanlagen zerstört worden waren. Die Auszeichnung der Parklandschaft als Unesco-Weltkulturerbestätte bestätigt ihre Bedeutung. Äußere Bereiche und militärisch genutzte Gebiete, wie die Bornstedter und Bornimer Feldflur, wurden zur BUGA 2001 in Teilen wiederhergestellt.

Um das Blühen des Paradieses nie abreißen zu lassen, erhielt Potsdam auf einer von Ende des 19. Jahrhunderts bis 1994 militärisch genutzten Fläche von ca. 73 ha einen neuen Volkspark, der über Grünschneisen mit anderen Parks verbunden ist. Die Hauptattraktion ist die Tropenhalle, die auf mehreren Ebenen etwa 20.000 tropische Pflanzen und kleine Tiere beherbergt.

Resümee

Die abwechselungsreiche Potsdamer Parklandschaft, in der scheinbar organisch menschliche Siedlungen, landwirtschaftlich genutzte Flächen, gestaltete Gartenanlagen und naturnahe Wälder ineinander übergehen und sich ergänzen, ist das Produkt planvollen Gestaltens. Dieses Gestalten konnte auf der Grundlage gegebener naturräumlicher Bedingungen und bestimmter Landschaftskonzepte von so gegensätzlichen Vorstellungen wie Nutzen und Schönheit, Symmetrie und geschwungener Form, Natürlichkeit und Künstlichkeit entfalten. Die schöne Natur, die sich dem Betrachter zeigt, verbirgt geschickt ihre Künstlichkeit hinter üppigen Blüten, anmutigen Gehölzgruppen und sanft geschwungenen Hügeln. Wertvolle Biotope, z. B. Magerrasenflächen mit reicher Flora und Insektenfauna, vermitteln Unberührtheit. Es scheint, als müssten sie vor dem Zugriff des Menschen geschützt werden, der sie doch erst geschaffen hat und dessen Pflege diese Biotope bestehen lässt. Der Blick in die Landschaft offenbart die ordnende Hand erst nachrangig, wenn sich die Landschaftsformationen z. B. in schnurgeraden Alleen als quasi-natürlich entpuppen.

Wegbeschreibung

Potsdam bietet dem interessierten Reisenden mehr als genug Möglichkeiten. Da sind zum einen die Parks und Gärten, die Schlösser, die Museen, die Stadt und ihre unterschiedlichen Stadtviertel. Man kann hervorragend Essen und Trinken – sogar mit einem Stern gekürt, wenn man möchte. Wem das nicht reicht, der kann Wassersport treiben, die Dörfer erwandern oder sich in Berlin ins Großstadtleben stürzen. Auf jeden Fall sollte man für Potsdam mindestens eine Woche einplanen. Die einzelnen Parks mit ihren Häusern verlangen wegen ihrer Größe und der Menge an Besichtigungsmöglichkeiten jeweils einen eigenen Tag. Für Stadtbesichtigungen sollten nochmals zwei bis drei Tage eingeplant werden. Am siebenten Tag kann der Reisende einen Ausflug ins Umland oder nach Berlin machen.

Man erreicht Potsdam von Berlin aus halbstündig vom Berliner Hauptbahnhof mit einem Regionalexpress R1 (Richtung Magdeburg und Richtung Brandenburg) oder alle 10 Minuten mit der S-Bahn S7 Richtung Potsdam.

Literatur

Berlin-Potsdam. Kunstlandschaft, Landeskultur, Bewahrung der Umwelt. Symposion in Potsdam vom 22. bis 24. Oktober 1993 (1994). Böhlau, Weimar

Hamann, H (1993) Die Gartenkunst in Potsdam unter Friedrich dem Großen. In: Potsdamer Schlösser und Gärten. Bau- und Gartenkunst vom 17. bis 20. Jahrhundert. Katalog zur Ausstellung vom 26. Juni bis 22. August 1993. Stiftung Schlösser und Gärten Potsdam-Sanssouci, Potsdam. S. 32-36

Kalesse, A (1994) Die Beziehungen zwischen Kunstlandschaft und der Stadt Potsdam. In: Berlin, Potsdam. Kunstlandschaft, Landeskultur, Bewahrung der Umwelt. Symposion in Potsdam vom 22. bis 24. Oktober 1993. Böhlau, 1994, Weimar. S. 23-38

Kopisch, A (1854) Die königlichen Schlösser und Gärten zu Potsdam. Von der Zeit ihrer Gründung bis zum Jahre 1852. Auf allerhöchsten Befehl Sr. Majestät d. Königs geschichtl. dargest. Ernst & Korn, Berlin

Martens, G (2003) Bürgervillen in Potsdam: Die Villa Schöningen, 1844. In: Königliche Visionen. Potsdam - Eine Stadt in der Mitte Europas. Katalog zur Ausstellung vom 30.08.2003-28.03.2004, Potsdam. Potsdam-Museum, Potsdam. S. 289

Schultheiß-Block, G (1987a) Zum Verschönerungsplan von Potsdam und Umgebung. In: Schultheiß-Block, G (Hg.) Das gantze Eyland muss ein Paradies werden. Jagdschloss Glienicke - 300 Jahre in Ansichten, Plänen, Portraits. Haus am Waldsee, Berlin. S. 9-41

Schultheiß-Block, G (Hg.) (1987b) Das gantze Eyland muss ein Paradies werden. Jagdschloss Glienicke - 300 Jahre in Ansichten, Plänen, Portraits. Haus am Waldsee, Berlin

Schurig, G (1993) Joseph Peter Lenné: Plan vom Ruinenberg, nach 1841. In: Potsdamer Schlösser und Gärten. Bau- und Gartenkunst vom 17. bis 20. Jahrhundert. Katalog zur Ausstellung vom 26. Juni bis 22. August 1993. Stiftung Schlösser und Gärten Potsdam-Sanssouci, Potsdam. S. 238-239

Seiler, M (1993) Potsdam - Schlösser, Gärten, Stadt und Parklandschaft. Durchsichten, Ansichten, Einblicke und Gesichtslinien. In: Potsdamer Schlösser und Gärten. Bau- und Gartenkunst vom 17. bis 20. Jahrhundert. Stiftung Schlösser und Gärten Potsdam-Sanssouci, Potsdam. S. 157-163

Seiler, M, Wacker, J (Hgg.) (1991) Insel Potsdam. Ein kulturhistorischer Begleiter durch die Potsdamer Parklandschaft. Mit Fotografien von Herrmann Kiessling. Nishen, Berlin

Streidt, G, Frahm, K (1996) Potsdam. Die Schlösser und Gärten der Hohenzollern. Könemann, Köln

Viehrig, H (Hg.) (2002) Potsdam: Geographische Strukturen im Wandel. Universitätsbibliothek Potsdam, Potsdam

Wimmer, CA (1985) Sichtachsen des Barock in Berlin und Umgebung. Zeugnisse fürstlicher Weltanschauung, Kunst und Jägerlust. Bauverl., Berlin

Zum Beispiel: Die Melone
Welterklärung in der Hausväterliteratur

Ulrike Kruse

Dieser Schauplatz ist kein Ort in der naturalen Umwelt, den man besuchen könnte, sondern ein Topos[1] – ein literarischer Ort – in einer bestimmten Sorte landwirtschaftlicher Sachtexte, der Hausväterliteratur. Es geht um die Melone als gegenständliches und metaphorisches Exempel, an der verschiedene Themen behandelt werden: Auf der ersten Ebene geht es z. B. um Ernährungsregeln, Saatgutauswahl, Düngung und Anbaumethoden. Über die gegenständliche Betrachtung hinaus können an Melonen Welterklärungsmuster aufgedeckt werden, z. B. die Säftelehre und die Miasmentheorie, die seit der Antike bis weit in das 19. Jahrhundert die Begründung für Phänomene in der Natur, für Gesundheit und Krankheit darstellten. Die Melone kann aber auch zur Erklärung gesellschaftlicher Konzepte wie dem „Kapital der Ehre" herangezogen werden.

Anhand von fünf Textbeispielen wird die Melone in der Hausväterliteratur topisch beleuchtet und die Fragen gestellt: In welchem Zusammenhang wird die Melone erwähnt? Welche Anweisungen werden für Anbau und Verzehr erteilt? Welche Erklärungsmuster liegen den Ausführungen zugrunde? Anhand der Ergebnisse wird die umwelthistorische Bedeutung des Topos herausgearbeitet.

---

[1] Ein Topos (gr. τόπος, Ort, Gemeinplatz) ist in der Poetik und Rhetorik ein Ort im übertragenen Sinn. Er ist eine stereotype Redewendung, ein vorgeprägtes Bild, ein Beispiel (Exempel) oder auch ein Motiv. In diesem Aufsatz wird es um ein Exempel als Topos gehen.

Welterklärungsmuster und Handlungskonzepte

Dieses Kapitel vereint summarisch Konzepte und Gegenstände, deren Beschreibung und Definition für das weitere Verständnis notwenig sind. Konzepte sind die Säftelehre, die Miasmentheorie und das „Kapital der Ehre“, Gegenstände sind die Hausväterliteratur und die Melone.

Säftelehre

Ein wichtiger intertextueller Bezug in der Hausväterliteratur ist die Galenische Viersäftelehre oder Humorallehre. Galen (ca. 129 – 216 CE) steht am Ende einer langen Diskussion über den Zusammenhang von Körpersäften, Temperamenten und Krankheiten. Er entwickelte aus verschiedenen Schemata über Elemente, Organe und Säfte ein Kardinalschema und „verknüpfte das, was in ‚De natura hominis‘[2] als Viererschema der Kardinalsäfte geboten wird, mit den 4 Hauptfarben, Geschmacksqualitäten, Kardinalorganen, Elementarqualitäten (in Anlehnung an Aristoteles), Elementen, Fibertypen u. a. m.“ (Herrlinger 1964, S. IX.)

Tab. 1: Zuordnung der Säfte, Qualitäten, Elemente, Organe, Sternzeichen usw.

Saft	*Farbe*	*Geschmack*	*Qualität*	*Element*	*Organ*	*Zeit*	*Alter*	*Genus*	*Richtung*	*Sternzeichen*
Blut	rot	süß	warm/ feucht	Luft	Herz	Frühling	Kind		Süd	Widder/ Stier/ Zwilling
Schleim	weiß	salzig	kalt/ feucht	Wasser	Hirn	Winter	Greis	Frau	West	Steinbock/ Wassermann/ Fische
Galle	schwarz	sauer	kalt/ trocken	Erde	Hirn	Herbst	Mann		Nord	Waage/ Skorpion/ Schütze
Galle	gelb	bitter	warm/ trocken	Feuer	Leber	Sommer	Frau	Mann	Ost	Krebs/ Löwe/ Jungfrau

Die Tabelle zeigt die Galenische Zuordnung und grau hinterlegt die erst nach Galen in der ausgehenden Antike zugefügten Himmelsrichtungen und Sternzeichen. Die Temperamente (Sanguiniker, Choleriker, Melancholiker, Phlegmatiker) wurden zwar erst im Mittelalter dazugestellt (Schöner 1964, S. 93), aber von späteren Rezipienten Galen zugeschrieben.

[2] Corpus Hippokratikum, Kap. II, De natura hominis, das Galen für „echt hippokratisch und ihre Viersäftelehre für die epochale Leistung des Hippokrates“ hielt. (Schöner 1964, S. 17.)

Miasmentheorie

Die Idee von den Miasmen war ein parallel zur Säftelehre existierendes Theorem. Miasma leitet sich ab von griech. míasma (μίασμα), das soviel wie „übler Dunst", „Verunreinigung", „Befleckung" oder „sich mit etwas angesteckt haben" bedeutet. Man glaubte, dass miasmatische Dünste, giftige Ausdünstungen des Bodens, Krankheiten verbreiten, indem sie mit der Luft fortgetragen werden. Hippokrates (um 460 – 375 BCE) gilt als Begründer der Lehre von den Miasmen. Säftelehre und Miasmentheorie wurden bei der Erklärung von Phänomenen der naturalen Umwelt sowohl kombiniert, als auch als parallele oder als konkurrierende Erklärungsmuster angewandt.[3]

„Kapital der Ehre"

Das „symbolische Kapital der Ehre" (Grießinger 1981) ist eine bestimmte Vorstellung davon, wie Menschen sich in der (frühneuzeitlichen) Gesellschaft verhalten (müssen). Die Forschung bezieht sich auf Bourdieu (1983), der sagt, es gäbe drei Arten von Kapital: das ökonomische, das kulturelle und das soziale. Ökonomisches Kapital ist materieller Besitz, kulturelles Kapital ist Bildungskapital (erworbenes Wissen und erworbene Kulturgüter). Soziales Kapital sind die sozialen Beziehungen, das soziale Netzwerk des Einzelnen. Diese drei Kapitalformen ergeben einzeln und/ oder gemeinsam das symbolische „Kapital an Ehre und Prestige" (Bourdieu 1979, S. 348).

Dabei hat Ehre zwei Seiten: Es gibt die innere Ehre, die von der „Moral einer Person her begründet" wird, und die äußere Ehre durch „Besitz, Herkunft, adlige Geburt, Alter, Verdienste etc.". (Burkhart 2006, S. 12.) Diese äußere Ehre muss aufrechterhalten und vermehrt werden, denn „im Gegensatz zur inneren Ehre [...], die man *hat*, ist die Reputation *erwerbbar* und insofern auch *vermehrbar*"[4] (ebenda, S. 62). Christoph Lehmann (ca. 1570-1638, Chronist und Sprichwortsammler) schreibt 1630 im „Politischen Blumengarten" treffend: „All unser Sinn und Muth/ steht nach Ehr und Gut." (Ausg. 1641, S. 18)

Die äußere Ehre der Familie oder des Einzelnen spielt bei Streitfällen, bei finanziellen Transaktionen, Heiratsplänen usw. eine nicht zu unterschätzende Rolle und kann in die Wagschale geworfen werden. Man kann seine Ehre verwirken, z. B. wenn man sich nicht an Abmachungen hält, man kann sie ganz wörtlich verspielen, sie kann abgeschnitten werden oder verloren gehen. Und genauso, wie sie sich vermindern kann, kann sie sich auch vermehren durch Prestigegewinn und höhere Reputation. Die Begriffe „Gewinn", „Vermehrung", „Verlust" werden im Zusammenhang mit der Ehre im kaufmännischen Sinne gebraucht – darauf beruht das Konzept vom „Kapital der Ehre".

[3] Vgl. Lang 2004.

[4] Kursivierungen im Original.

Textsorte und Gegenstand

Hausväterliteratur

Hausväterliteratur ist deutschsprachige gedruckte Literatur zur Land- und Hauswirtschaft, die seit dem späten 16. bis zum späten 18. Jahrhundert erschienen ist. Die Hausväterliteratur richtete sich an den Hausherrn bzw. Hausvater, der als Adliger ein Landgut bewirtschaftet, und leitet ihn an in Fragen des Verhaltens gegenüber der Hausmutter, den Kindern und dem Gesinde sowie gegenüber Nachbarn und Vertretern der Obrigkeit. Sie befasst sich mit praktischen Tätigkeiten im Haus und in der Wirtschaft: Ackerbau, Viehzucht, Gartenbau, Teichwirtschaft, Bienenhaltung, Jagd, Forst, Haushaltskunde, Rechnungswesen usw. Die oft mehrbändigen Werke sind Kompilationen antiker Werke und des gelehrten Schrifttums der Zeit, wie Gartenbüchern, arzneikundlichen Texten, Tier- und Pflanzenenzyklopädien usw. Zusätzlich behaupten sie, sie basierten auf den eigenen Erfahrungen der Autoren und deren Korrespondenzpartnern.[5]

Die wichtigsten Vertreter deutscher Zunge sind Johann Coler (1593), der erste echte Hausvater, gefolgt von Hohberg (1682), Florin (1713) und Münchhausen (1765-1773). Als der letzte Hausväterautor gilt Germershausen (1783), der sich volksaufklärerisch an die Gutsbesitzer als Wissensmultiplikatoren richtet. Zwischen Coler und Germershausen erschienen unzählige weitere Hausvätertexte sowohl von namhaften Autoren als auch anonym verfasst. Dazu kommt, dass der „Klassiker" Coler immer wieder aufgelegt, verändert und erweitert wurde. Seit etwa der Mitte des 18. Jahrhunderts ging die Zahl der Hausvätertexte merklich zurück, da die versammelten Themen nun einzeln in eigenen Fachjournalen behandelt wurden, und verschwand mit dem 19. Jahrhundert vollständig.

Doch nicht nur der Inhalt ist kompiliert, sondern die Texte sind auch ein Gemisch aus Fachprosatexten, Beispielrechnungen, astronomischen und astrologischen Tafeln, enzyklopädischen Einträgen (z. B. über einzelne Pflanzen), schöngeistiger Beispielargumentation, Rezepten, Sprüchen und Versen, Bibelzitaten und Zitaten aus Vorläuferliteratur, Listen, Bauanleitungen usw. Manche Bücher sind reich illustriert, manche haben nur ein Titelbild oder kommen

[5] Fraas 1864 prägte den Begriff „Hausväterliteratur", dem Roscher 1874 folgende Eigenschaften zuschrieb: Hausväterliteratur beruhe auf den Erfahrungen des Autors und seiner Korrespondenzpartner, ziele auf die Unterweisung in ökonomisch-landwirtschaftlichen Fragen, bezwecke die christlich-sittliche Belehrung des Lesers und beinhalte (oft) ein Kalendarium. Brunners Definition legte Zeitraum (16.-18. Jh.) und Inhalt fest: „Die Hausväterliteratur […] enthält eine Fülle ethischen, soziologischen, pädagogischen, medizinischen, agrartechnischen Stoffes." (Brunner 1956, S. 93.) Er verortete die Hausväterliteratur von der griechischen Antike über die De-rei-rustica-Literatur in der römischen Antike zu Coler (16. Jh.), Hohberg (17. Jh.) und Florinus (18. Jh.). Siehe auch Schröder-Lemhke 1953 und Niemeck 1992.

ganz ohne Bilder aus. Sie haben stets thematische und rhematische Titel,[6] werden jemandem gewidmet, enthalten eine Vorrede an den Leser und hin und wieder ein Register.

Kurz gesagt, Hausväterliteratur ist normative[7] Sachliteratur über Haus- und Landwirtschaft für in der Regel adlige Gutsbesitzer. Sie enthält Anweisungen für das Handeln in und an der Natur zur Nutzbarmachung derselben und sie vermittelt bestimmte Sichtweisen auf die Natur und Kausalsetzungen bezüglich natürlicher Phänomene.

Melonen

Die Melone ist eine biblische Frucht,[8] die seit mindestens 5000 Jahren in Ägypten bekannt ist. Ihre Herkunft ist nicht klar, da sie in Europa, Asien und Afrika gleichermaßen in unendlicher Formenvielfalt vorkommt.[9]

Für die Gebiete nördlich der Alpen gibt es erste Melonensamenfunde aus der Zeit der römischen Besiedlung im Römerkastell Butzbach, in der römischen Siedlung Heldenbergen (beide Wetterau) und in einem Kastell südlich von Nürnberg. Doch ist nicht klar, ob die Melonen vor Ort angebaut oder importiert worden sind. Für das frühe Mittelalter sind keine Melonen belegt, aber für das Hochmittelalter gibt es Pollenfunde (Xanten) und für das Spätmittelalter wieder Melonenkerne, diesmal aus Schaffhausen. (Strank u. Meurers-Balke 2008, S. 84.) Alle Funde liegen in oder in der Nähe des einstmals römischen Siedlungsgebietes.

Die Bezeichnung „Melone" ist ein Lehnwort aus dem Italienischen. Es ist abgeleitet aus lat. mēlo, einer Ableitung aus lat. mēlopepo, dem Namen einer apfelförmigen Melone. Mēlopepo kommt von gr. Mēlopépōn (reifer Apfel) das sich aus (gr.) mēlon (Apfel, Quitte) und gr. pépōn (reif) zusammensetzt.

Melonen teilt man in Wassermelonen (*Citrullus lanatus*) – die in der Hausväterliteratur keine Rolle spielen – und Zuckermelonen (*Cucumis melo*), um die es gehen wird. Sie gehören zu den Kürbisgewächsen (*Cucurbitaceae*) in die Gattung der Gurken (*Cucumis*). Die Zuckermelone ist eine einjährige Pflanze und bildet bis

[6] Der thematische Titel zeigt an, worum es hauptsächlich im Text gehen wird, z. B „Land- und Feldleben". Der rhematische Titel bietet bisher unbekannte Zusatzinformationen, z. B. „Auf alle in Teutschland übliche Land- und Haus-Wirthschafften gerichtet/ hin und wieder mit ... einer mercklichen Anzahl schöner Kupffer gezieret/ und in Zweyen absonderlichen Theilen/ deren jeder in Sechs Büchern bestehet", worin der Leser erfährt, dass das Buch überregional gelten soll, Illustrationen enthält und strukturiert vorgelegt wird.

[7] Normativ sind diese Texte, weil sie dem Leser pragmatisch und handlungsanleitend einen Orientierungsrahmen in Bezug auf seine eigene adlige Lebenswelt bieten. (Schmidt-Voges 2008, S. 405.)

[8] 4. Mose 11,5: „Wir denken an die Fische, die wir in Ägypten umsonst aßen, und an die Kürbisse, die Melonen, den Lauch, die Zwiebeln und den Knoblauch."

[9] Zur Geschichte der Melone vgl. Heilmeyer, et al. 2003, S. 6-30, die auf Zeichnungen von Melonen in Gräbern verweist, die ungefähr 1400 BCE entstanden sind, vgl. außerdem Germer 1985 und Körber-Grohne 1987, besonders den Abschnitt über die Kulturgeschichte der Melone. Ob in den Amerikas Melonen vor der Kolonisierung vorhanden waren, kann nicht mit Sicherheit rekonstruierende gesagt werden, da die dort vorgefundenen Kürbisse den Melonen sehr ähnlich sind.

zu fünf Meter lange, rankende, behaarte Sprosse aus. Die Blätter haben einen Durchmesser von bis zu 25 Zentimeter und sind herzförmig mit fein gezähntem Blattrand. Es gibt unzählige Sorten, die sich im Geschmack von zuckersüß bis zu sauer sowie im Aussehen unterscheiden. Ihre Oberfläche kann gerippt, genoppt oder glatt sein oder eine Netzstruktur haben. Sie können gelb, grün, orange oder gestreift sein, länglich, rund oder oval. Die Farbe ihres Fruchtfleisches reicht von hellgrün über cremeweiß bis leuchtend orange.

Da die Hausväterliteratur Melonen auch unter dem Aspekt der Ernährungslehre betrachtet, werden einige Inhaltstoffe genannt: 85-89 % Wasser, 7-12 % Kohlehydrate, 0,04-0,3 % Fett, 05-0,9 % Mineralien (z. B. Lithium und Zink) und 1,0-1,1 % Holzfasern, außerdem neben anderen die Vitamine A und C. (Huyskens-Keil 2007, S. 14; Körber-Grohne 1987, S. 299.)



Abb. 1: Cantaloupe-Melone (*Cucumis melo var. cantalupensis*).

Die Melone in der Hausväterliteratur

Obwohl der Anbau der Melone nördlich der Alpen wegen ihrer Frostempfindlichkeit heikel ist, tauchen die Melonen in der ganzen Hausväterliteratur auf – nicht als Massenfrucht, sondern als exklusive Gartenfrucht. Das stützt sich auf eine lange Tradition, wird doch der Anbau der Melone als Gartenpflanze schon in der Landgüterverordnung Karls des Großen (*Capitulare de villis vel curtis imperii, ca. 812*) empfohlen.[10] Pietro Andrea Mattioli (1501–1577, italienischer

[10] „Volumus quod in horto omnes hebeant. Id est lilium/ rosas [...] pepones". [Wir wollen, dass man im Garten alle Kräuter habe. Und zwar die Lilie, Rose [...] Zuckermelone.] (Zitiert aus: Strank u. Meurers-Balke 2008, S. 50.) Den Autoren der Hausväterliteratur konnte der Text bekannt sein, da er

Mediziner und Botaniker) beschreibt sie in „De plantis“[11], das seit 1554 immer wieder sowohl in lateinischer Sprache als auch ab 1563 in deutscher Übersetzung herausgegeben wurde. Abb. 2 zeigt die Darstellung von Melonenpflanzen aus der von Joachim Camerarius besorgten deutschen Ausgabe Mattioli 1600 (S. 157 v).



Abb. 2: Melonenpflanzen. Aus: Mattioli 1600, S. 157 v.

Fünf Texte werden auf die Rolle Melonen in der Hausväterliteratur hin befragt: die „Oeconomia“ von Johann Coler (1593/ 1680), der „Adeliche Haus-Vatter“ von Johann Rist (1650), das „Land- und Feld-Leben“ von Wolf Helmhardt von Hoh-

in „Leonis III Papae Epistolae Ad Carolvm Magnvm Imperatorem. Hermannvs Conringivs nunc primum edidit & notis illustravit. Helmstadii: Mullerus 1647“ gedruckt vorlag.

[11] Petri Andreae Mattioli Medici Senensis Commentarii, in libros sex pedacii dioscoridis … Adiectis quam plurimis plantarum & animalium imaginibus. Venetijs. 1554.

berg (Ausg. 1695), das anonyme „Schlesischen Wirtschaftsbuch" (erw. 2. Aufl. 1712) und der „Hausvater in systematischer Ordnung" von Christian Friedrich Germershausen (1783-1786).

Es sei daran erinnert, dass sich diese Texte nicht an die einfache Landbevölkerung richten, sondern an Gutsbesitzer, die sich Gärten mit ungewöhnlichen Gewächsen zur Reputation leisten können. Denn die Melone ist eine Prestigefrucht und dient der Vermehrung der äußeren Ehre des Gutsherren. Ihr Anbau im Garten ist aufwendig, da für Wärme, Wasser und ausreichend Nährstoffe gesorgt werden muss. Die Pflanzen müssen regelmäßig personalintensiv kontrolliert und umgesetzt werden. Auch hochwertiges Saatgut scheint nicht leicht erhältlich gewesen zu sein. Und doch wird der Melone, wie an den folgenden Beispielen ersichtlich ist, in der Hausväterliteratur reichlich Aufmerksamkeit geschenkt.

„Oeconomia ruralis et domestica" von Johann Coler (1595/ 1680)

Die „Oeconomia" von Johann Coler (1566–1639, evangelischer Theologe) erschien zum ersten Mal 1593 und gilt als der älteste echte Hausvätertext. Es war ein besonders erfolgreiches Buch, das bis in das 18. Jahrhundert immer wieder aufgelegt und erweitert wurde. Es wird die Ausgabe von 1595 und ergänzend die erweiterte Ausgabe von 1680 betrachtet.

Im Fünften Buch „Vom Garten-Bau/ hortorum cultura" (in der Ausg. 1680 ist es das 6. Buch) wird die Anlage eines Kräuter- und Küchengartens samt darin anzubauenden Pflanzen erklärt. Die Melonen werden im Verbund mit „Kürbsen/ Erdöpfeln/ Plutzern oder Melonen und Gurcken" (70. Kap.) genannt und sehr kurz behandelt: „Melonen werden fast wie die Gurcken gezeuget/ allein daß man einer jedern ein Brettlein unterlegen muß/ das sie nicht faulen/ sie wollen ein gut fett Land und einen warmen ort haben/ do sie wachsen sollen/ und müssen mit auffgehäuffter Erde bewahret werden/ das ihnen die Nässe keinen Schaden zufüge." (Coler 1595, 5. B., 70. Kap., unpag./ Coler 1680, Oecon., S. 235.)

Zunächst dienen die Ausführungen über Melonen der praktischen Handlungsanweisung, da die Bedürfnisse der Melonenpflanze an den Standort, also Boden und Klima, dargestellt werden und gleichzeitig eine Möglichkeit eröffnet wird, die Bedingungen für die Melonen zu optimieren. Erst in der späteren Ausgabe 1680 werden sie als köstliche und durstlöschende Früchte bezeichnet – „eine schöne liebliche Kühlung in den Hundstagen/ wann mans nur recht brauchet" (Coler 1680, Oecon, S. 235), aber auch als gefährlich, da sie angeblich zu schweren Durchfällen und am Ende zum Tode führen können, was mit einem scheinbar nachprüfbaren Beispiel belegt wird: „Fridericus Austriacus, deß Käysers Maximiliani I. Vatter/ ist vom Durchlauff/ den er bekommen hat von 8. Melonen/ die er auff einmal auffgegessen/ und kalt Wasser drauff getruncken hatte/ Anno 1493. gestorben." (Ebenda., S. 235.) Es wird nicht gesagt, worin die Gefahr bei den Melonen besteht. Dafür wird ein Zusammenhang von Melonenverzehr und Wassertrinken impliziert, doch nicht erklärt.

Aus der Säftelehre naheliegend ist die Erklärung, dass das Wasser (feucht/ kalt) zur überschüssigen Feuchtigkeit der Melone noch mehr dazugibt, so dass der Körper vollkommen aus dem Gleichgewicht der Säfte gerät.

Ebenfalls erst in den nachträglich vom neuen Herausgeber zugefügten Additiones wird der Melonenanbau in Mistbeeten ab S. 249 kurz erläutert, außerdem wie Saatgut aus Früchten gewonnen wird, wie die Samen vorkeimen und woran man reife Früchte erkennen kann. Als Schädlinge werden Würmer und Schnecken angeführt, die durch Kalk- und Aschestreifen von den Melonenpflanzen ferngehalten werden sollen.

Melonen werden im Vereine mit anderen exotischen und/ oder pflegeintensiven Pflanzen erwähnt, was ihnen einen Sonderstatus im Text und im Garten sichert. Sie sind keine einfachen Feld- oder unverzichtbaren Gartenfrüchte, sondern dienen der Reputation desjenigen, der sie in seinem Garten zieht.

„Der Adeliche Haus-Vatter" von Johan Rist 1650

Johann Rist (1607–1667, evangelischer Theologe, Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft[12]) übersetzte und kommentierte Torquato Tassos „Il Padre di famiglia" (1580) als „Adelichen Haus-Vatter". Der Text ist weniger ein praktischer Landwirtschaftstext, vielmehr transportiert er in Form eines Dialogs und einer Handlung theoretische Überlegungen zum Führen eines Landgutes. In den Kommentaren breitet Rist sein Wissen aus und gibt dem deutschen Leser Zusatzinformationen, die sich stärker praktisch orientieren. Seine Betrachtungen über Melonen – besonders im Kommentar – sind so wichtig, dass vom Register drei Punkte auf Melonen im Text weisen.

Im „Haus-Vatter" werden „Melonen und andere preisenswürdige Früchte" (Rist 1650, 2. Kap., S. 28) zu einem Mahl gereicht, die – so sagt es der Hausherr – selbst angebaut wurden. Doch der Hausherr, der den Genuss der Melonen seinem Gast empfiehlt, isst sie selbst selten, denn er meint, „daß sie nicht gahr gesund sind/ welches meinem gedünken nach daher kommet/ daß/ demnach Sie auff den Betten stehend kaum halb die Sonne haben/ eß nicht anders sein könne/ alß daß Sie von der Erde einen hauffen überflüssiger Feüchtigkeiten an sich ziehen." (Ebenda, S. 30 f.)

[12] Die Fruchtbringende Gesellschaft wurde 1617/1622 gegründet. Ihre Mitglieder stammten vorrangig aus dem Adel, doch wurden auch bürgerliche Gelehrte zugelassen, so sie die Ansprüche der Gesellschaft erfüllten: Es sollten „humanistische sowie schon moderne, auf Anwendung, Gegenwartsbezug und Praxis bezogene Bildungsinhalte und Sozialisationsmuster, eigene höfische Bildungseinrichtungen und -verfahren wie Ritterakademien, Hofschulen, auch Labore, Observatorien, Natur- und Kunstkabinette, Bibliotheken, Kavalierstouren usw. die Szene" prägen. (Herz 2009, S. 173 f.) Die Aktivitäten der Fruchtbringenden Gesellschaft beschränkten sich nicht auf sprachlich-literarische Fragen, wie in der älteren Forschung noch stark gemacht, sondern „politische, diplomatische, militärische Nachrichten und Thematiken kommen zur Sprache" (ebenda, S. 189). Ihr Motto „Alles zu Nutzen" hält die universale Gesellschaftsethik der Fruchtbringenden Gesellschaft fest, die sich nicht auf die Sprache als Gegenstand der Aktivitäten der Gellschaft reduzieren lässt.

Offenbar ist die Aufnahme „überflüssiger Feuchtigkeit" aus der Erde signifikant und schädlich. Das führt zur Säftelehre, nach der die aus der Erde aufgenommene Feuchtigkeit an denjenigen abgegeben wird, der die Melone verzehrt. Zuviel Feuchtigkeit wiederum ist ungünstig für den menschlichen Organismus, weil nur die Ausgeglichenheit der Säfte Wohlbefinden erzeugt. Das heißt, man sollte die Melone nur essen, wenn man gerade – wegen der sommerlichen Hitze – selbst innerlich trocken und hitzig ist. Ansonsten muss die Melone mit etwas Hitzigem kombiniert werden: So seien sie „mit Pfeffer und Zukker genossen eine anmuthige Speise und Frucht". Ihre nachteilige Wirkung verlieren sie auch, wenn man „guhten starken Wein darauf trinket". (Ebenda, 2. Kommentar, S. 44.) Nichtsdestotrotz haben angeblich die Melonen verschienene „grosse Leute ums Leben gebracht". Rist nennt „Kaiser Albrechten den Andern/ Kaiser Friedrich den Dritten/ der Bohemischen König Rudolff nebenst" (ebenda, S. 43f.).

Auch über Saatgutauswahl spricht Rist und erklärt, dass „Melonen auch in diesen kalten Länderen sehr gros wachsen/ sonderlich wen Sie aus Mußkowitischen Saamen werden erzeuget" (ebenda, S. 44). Gewährsmänner hätten bis zu 40 Pfund schwere Melonen von Pflanzen aus diesem Samen geerntet. Auch, wenn die Glaubwürdigkeit in Frage steht, so wird doch die ableitbare Handlungsanweisung deutlich: Das Saatgut soll klimatisch an kühlere Gegenden angepasst sein, so dass es besser ist, es von Saatgutherstellern zu beziehen, die nördlich der Alpen ihren Sitz haben.

„Georgica Curiosa" von Wolf Helmhardt von Hohberg (Ausg. 1695)

Auch Wolf Helmhardt Freiherr von Hohberg (1612 – 1688, evangelischer, niederösterreichischer Adel, Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft) widmet in seinem 1682 erstmals erschienenen, sehr umfang- und kenntnisreichen „Adelichen Land- und Feld-Leben" – so der deutsche Titel – seine Aufmerksamkeit den Melonen, „ansehnlichen und zarten Garten-Gewächsen", deren Anbau diffizil ist „an Orten/ wo die Lufft etwas rauh und hart ist." (Hohberg 1695/I, S. 650.)

Hohberg beschreibt Aussehen und Geschmack der Melone und ihre Vorlieben für bestimmte Wetterbedingungen. Bezüglich der Saatgutauswahl rät er von Samen aus „Italien/ Franckreich/ Hispanien und Hungarn" ab, „weil diese Gattungen des heissen Clima gewohnet/ ungern in unsern mehr kalten als warmen Ländern sich zäumen lassen [...]; daher am rathsamsten/ daß man den Saamen von den allerbesten und süsesten/ die bey uns oder in der Nachbarschafft wachsen, auslese" (ebenda, S. 650). Als Beweis und Ratschlag erwähnt er große Moskauer Melonen mit dem Verweis auf Johan Rist (der wörtlich zitiert wird): „Darum sagt Herr Rist in seinem verteutschten Adelichen Hauß-Vatter/ daß die Melonen in kalten Ländern auch sehr groß wachsen sonderlich/ wann sie aus Moscowitischen Saamen erzeuget werden." (Ebenda, S. 650.)

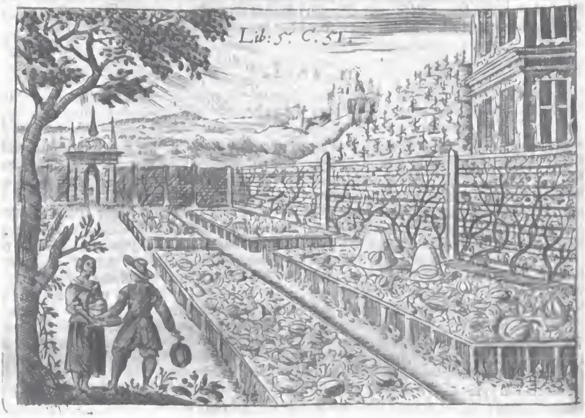


Abb. 3: Melonen im Mistbeet, Früchte mit Glasglocken bedeckt.
Aus: Hohberg 1695/I, S. 650.

Die Melonen dienen als Exempel zur Erläuterung von Saatgutauswahl, weil bei diesen empfindlichen Pflanzen die klimatische Angepasstheit der Sorte besonders wichtig ist, weshalb Saatgut aus der eigenen Gegend gewählt werden sollte oder exklusives Saatgut, dass speziell für raues Klima entwickelt wurde. Doch nicht nur die Anpassung an das Klima ist von Bedeutung, sondern auch der Geschmack. Deshalb soll der Gärtner bei der Samengewinnung aus eigenen Früchten nur die süßesten auswählen. Auch ohne Kenntnis der Mendelschen Vererbungsregeln[13] lehrt die Erfahrung, dass mittelfristig diese Auswahlstrategie dazu führt, dass Früchte mit einem bevorzugten Geschmack erzeugt werden.

[13] Die Vererbungsregeln wurden in den 1860ern von Gregor Mendel durch Kreuzungsversuche an Erbsenpflanzen ermittelt. Siehe dazu seine Publikation „Versuche über Pflanzenhybriden" von 1866.

Samen sollen temperiert aufbewahrt werden und lieber drei Jahre alt sein, wenn sie zur Aussaat verwendet werden, wofür sie in Wein oder Milch eingeweicht werden sollen. Als Grund für das Einweichen wird angegeben, dass der Geschmack der Melonen aus diesen in gewürzten Flüssigkeiten eingeweichten Samen besser sei.

Wie kommt es zu dieser Idee? Bei der Bildung von Kausalitäten greift man zunächst zu der Erklärung, die am naheliegendsten ist. Eine naheliegende ist die Vorstellung von der Stellvertreterschaft des Teils für das Ganze – pars pro toto – und von der Übertragung erworbener Eigenschaften des Teils auf das Ganze. Hier ist das Samenkorn der Teil, der das Aroma der Gewürze aufnimmt. Das Ganze, die Melone, enthält später durch Übertragung jene Aromen, die das Samenkorn aufgenommen hat.

Der Melonenanbau wird als sehr aufwendig beschrieben. Nicht nur, dass Mistbeete angelegt werden müssen, sondern die Samen sollen in warmen Räumen vorkeimen und die kleinen Pflänzchen vor Kälte geschützt entweder in den Wohnräumen oder in Winterhäusern untergebracht werden, bis sie groß genug sind, um in die warmen und nährstoffreichen Mistbeete gesetzt zu werden. Vor schlechtem Wetter sollen sie durch Glasglocken (siehe Abb. 3) oder Glasplatten geschützt werden, wobei die Belüftung nicht vernachlässigt werden darf. Die ganze Angelegenheit scheint so kompliziert, dass Hohberg sich genötigt sieht, über zwei Seiten einen lateinischen Melonenbau-Text zu zitieren (ebenda, S. 652f.). Dieser Einschub dient nicht eigentlich der Unterrichtung des Lesers im Melonenbau, sondern beweist einerseits die Gelehrtheit und Expertise Hohbergs und vergrößert andererseits das Prestige desjenigen, der sich rühmt, Hohbergs Buch gelesen zu haben.

Auch Hohberg empfiehlt, die reifenden Früchte der Melonenpflanzen nicht mit dem Erdboden in Berührung kommen zu lassen. Es schlägt vor, sie auf „Ziegel und glatte Steine“ zu lagern, „damit sie die feuchte und nasse Erde/ bey Regenwetter nicht berühren“ (ebenda, S. 653). Diese Empfehlung hat den praktischen Hintergrund, dass Melonenfrüchte zur Fäulnis neigen und deshalb für ausreichende Möglichkeiten des Wasserabflusses gesorgt werden sollte. Aber vor allem gelten Melonen als feucht und kalt und könnten bei Kontakt mit der Bodennässe noch mehr Feuchtigkeit und Kälte anziehen. Die Säftelehre steht hier Pate: Die kalte und feuchte Melone löscht den Durst, doch führt übermäßiger Verzehr zu Beschwerden, denn die Melonen „machen kalten Schleim/ daraus leicht ein Fieber erfolgt“. (Ebenda, S. 654.) Das wärmende Nachspülen mit Wein, das Rist den Melonengenuss versüßt, wird nicht erwähnt, stattdessen die Verwendung von Melonensamen und -wurzeln als Pulver in Arzneien und für Wundpflaster.

Schlesisches Wirthschaffts-Buch (2. Aufl. 1712)

Das anonyme „Schlesische Wirthschaffts-Buch" erschien zum ersten Mal 1700 als kleines Büchlein, das sich hauptsächlich mit praktischer Landwirtschaft beschäftigte. Die zweite Auflage 1712 wurde um einen Haushaltungsteil und einen Teil zur moralischen Unterweisung erweitert, was in den folgenden zwei Auflagen 1725 und 1746 beibehalten wurde. Dieser Text wuchs langsam mit jeder Auflage um einige neue Aspekte und gerade aktuelle Themen. Die Textbeispiele stammen exemplarisch aus der 2. erweiterten Auflage von 1712.

Eines dieser Themen war der Gartenbau, der anhand summarischer Regeln vom Baumgarten zum Gemüsegarten behandelt wird. Die Anlage von Frühbeeten, Gartendüngung, astrologische Saat- und Pflanzregeln und allgemeine Hinweise sowie die Saatgut-Gewinnung von Gemüse und Blumen wird erklärt.

Auch in diesem eigentlich für weniger begüterte Gutsbesitzer verfassten Landwirtschaftsratgeber wird der Melonenanbau erklärt. Im Gegensatz zu Hohberg favorisiert dieser Text die Verwendung von „auserlesenen guten Saamen aus Italien, Frankreich, Ungarn" (Schlesisches Wirthschaffts-Buch 1712, S. 295) und fügt als weiteres Saatgut-Exportland die Niederlande hinzu. Es wird für den erstmaligen Anbau von Melonen die Verwendung von teurem, professionell erzeugtem Saatgut empfohlen, „damit der überflüsige Fleiß und Mühe, so sie ohne diß vor andern Küchen-Gewächsen erfodern, nicht vergeblich angewendet werde." (Ebenda, S. 295.) Scheinbar ließ die Qualität von Saatgut, das zwischen Nachbarn weitergegeben wurde, so sehr zu wünschen übrig, dass Aufwand und Nutzen in keinem akzeptablem Verhältnis standen – auch wenn es heißt, man könne „die Kernen von den besten und frühzeitigsten Melonen, die in Garten gewachsen oder deren Frucht man selbst genossen, aufheben" (ebenda, S. 295), was genauso von Hohberg und Coler empfohlen wird.

Ausführlich wird die Anlage von Mistbeeten für die Melonen beschrieben sowie das Einweichen der Samen in Milch oder Rosenwasser und der Aussaattermin Ende März, Anfang April „alsbald vor oder nach dem Vollmond" (ebenda, S. 296) genannt. Noch ausführlicher widmet sich der Text dem Umpflanzen der Melonen und dem Beschneiden, dem Schutz der Pflanzen mit Glasglocken, dem Wässern, der Ernte und der (kurzzeitigen) Aufbewahrung.

Auch das Lagern der Früchte auf Steinen wird erwähnt: „Wenn nun die Frucht in etwas erstarcket, muß sie nicht auf der Erde liegen bleiben, damit die nicht den Mist-Dampf noch Erden-Geschmack an sich ziehen oder bei überflüßigem Regen-Wetter von unten auf dem Lager erfaulen, sondern sie müssen auf gebrochene Stücklein Schiefer oder Ziegel-Steine geleget werden, als auf welchen sie auch wegen Gegenwirckung der Sonnen-Strahlen gleichsam gedoppelte Wärm empfinden." (Ebenda, S. 299.)

Praktische Anweisungen – das Lagern der Früchte auf Steinen, die die Sonnenwärme an die Früchte abgeben und damit den Reifeprozess beschleunigen – wird mit der Vorstellung verbunden, Melonen zögen Bodenausdünstungen an. Zwar

wird nicht explizit die Gefahr für den Menschen genannt, jedoch kann der Leser den Schluss ziehen, dass „Mist-Dampf" und „Erden-Geschmack" Melonen ungenießbar und damit schädlich machen. Bei Hohberg, auf den sich der Text explizit bezieht, wird zwar auch das Lagern der Melonen auf Steinen empfohlen, doch nicht mit Beeinträchtigung durch „Mist-Dampf" oder „Erden-Geschmack" argumentiert, sondern nur mit dem Schutz vor Nässe: „damit sie die feuchte und nasse Erde/ bey Regenwetter nicht berühren" (Hohberg 1695, S. 653). Interessant ist, dass im Schlesischen Wirthschaffts-Buch nicht die Feuchtigkeit aus der Erde die Gefahr darstellt – so wäre es in der Säftelehre – sondern übler Geruch wird als krankmachend betrachtet. Das Theorem wechselt zur Miasmentheorie.

„Der Hausvater in systematischer Ordnung" von Christian Friedrich Germershausen

Der von Germershausen (1725 – 1810, evangelischer Theologe, Mitglied verschiedener Ökonomischer Gesellschaften) verfasste 5-bändige „Hausvater in systematischer Ordnung" wird als das jüngste und letzte Werk der Hausväterliteratur betrachtet. Mit ihm endet das Genre, da sich von nun an Haushaltskunde und Agrarlehre trennen und als Fachprosatexte verselbständigen.

Germershausen widmet den Melonen ein langes Kapitel im vierten Band über den Küchengarten. Er beschreibt in Anlehnung an Münchhausen[14] acht Melonensorten – orthographisch wie im Text wiedergegeben: 1) die Kantaluppmelone, unterschieden in a) schwarze Kantaluppe, b) Orangenkantaluppe, c) grüne Kantaluppe und d) weiße Kataluppe. 2) die Netzmelone, 3) die gereifelte oder gefurchte Melone, 4) die frühe Melone, 5) die weiße Melone, 6) die rothe Melone, 7) die Wintermelone und 8) die kleine Orangenmelone. Diese Einteilung hat nichts mit modernen Sortenlisten zu tun und ist nicht vergleichbar, denn sie wird nach Aussehen und Reifezeit festgelegt.

Klar ist, dass Melonen durch (unkontrollierte) Kreuzung Varianten ausbilden: „So viel ist ausgemacht, daß einige unter und nebeneinander Sorten sich weiter verändern, in dem die weiblichen Blüthen von den männlichen der benachbarten Pflanzen können befruchtet und neue Spielarten erzeuget werden." (Germershausen 1785/IV, S. 12.) Germershausen führt weiter aus, dass einheitliche Melonen erzeugt werden, indem man die Beete mit unterschiedlichen Melonen sorgfältig trennt. Sehr genau wird erklärt, wie man Saatgut aus Melonen gewinnt und wie mit den Samen zu verfahren ist. So soll man nur Samen von den „frühesten und wohlschmeckendsten Früchten" (ebenda, S. 15) aufbewahren, genau wie in den vorhergehenden Hausvätertexten.

Beim Alter des zu verwendenden Saatgutes weicht Germershausen von Vorgängertexten ab. Statt dreijährigen Samen zu empfehlen sagt er, dass doch eigentlich junges Saatgut kräftiger sei als altes. Da dem aber bei den Melonensamen

[14] Otto von Münchhausen: Der Hausvater. 6. Bd. Hannover: Förster 1765-1773, nicht untersucht.

die Säftelehre entgegensteht, bedürfen die Samen einiger Zurichtung: So hätten Samenkörner, die erst einen Winter alt seien, „noch zu viel wässerichtes und flüchtiges“, Eigenschaften, die der Melone traditionell zugeschrieben werden und die auf die Samen als Negativmerkmal übertragen werden. Zur Milderung dieser Feuchtigkeit wird empfohlen, die Körner „den Winter über in einer geheizten Stube zu behalten“ (ebenda, S. 16). Entsprechend der Säftelehre wirkt die Wärme und Trockenheit der Kälte und Feuchtigkeit des Samenkorns entgegen, so dass am Ende ein ausgewogenes Verhältnis von Wärme, Kälte, Trockenheit und Feuchtigkeit erreicht und qualitativ hochwertiges Saatgut erzeugt wird.

Ausführlich und praktisch wird über den aufwendigen Anbau der Melonen im Garten berichtet. Vom in Vorläufertexten zur Steigerung der Keimfähigkeit angeratenen Einweichen der Samen in Milch oder Wein vor der Aussaat wird abgeraten: „Es kann vielleicht mehr schädlich als nützlich seyn.“ (ebenda, S. 17.) Melonen sollen nicht vor Mitte März in ein frisches Mistbeet mit Glasdach gesät werden, weil dann weniger mit kalter Witterung gerechnet werden muss und der frische Mist durch die Verrottungswärme die Pflanzen von unten wärmt. Es wird erklärt, wann man die Pflänzchen versetzen soll, wann sie wie gegossen werden sollten und wie die schon bei Coler erwähnte Glasglocke angewandt werden kann. Später folgen Erklärungen darüber, woran man reife Früchte bzw. die Qualität der Früchte erkennt, wann geerntet werden soll und wie man die Früchte kurzzeitig lagern könne.

Weiter schreibt Germershausen über das Beschneiden der Pflanzen und über die Behandlung der Früchte. Dabei widerspricht er einer Regel, die durch frühere Hausvätertexte tradiert wurde: „Das Unterlegen der Steine, wie es in manchen Gartenbüchern vorgeschrieben wird, ist weder nützlich noch nöthig zur vermeintlichen Abminderung der aus der Erde aufsteigenden Feuchtigkeit. Bey gut angelegten und warmen Mistbeeten werden die aufsteigenden Dünste eher vortheilhaft als schädlich seyn. Die Steine kälten, und die Früchte sind da, wo sie auf dem Steine gelegen, unvollkommen, blässer von Farbe und weniger schmackhaft; da sie hingegen auf der Seite, wo sie auf der bloßen Erde gelegen, eher reifen, und ein zärteres Fleisch haben. Man thut am besten, die Früchte von Zeit zu Zeit umzuwenden, doch so, daß der Stiel nicht zu stark gedrehet wird.“ (Ebenda, S. 23.)

Mehrere Diskursstränge, wie man Natur betrachten kann, treffen sich in diesem kurzen Absatz. Zunächst findet sich die Miasmentheorie (erstes Theorem) über aus dem Boden aufsteigende schädliche Dünste. Die Schädlichkeit wird hier aber bezweifelt, solange es sich um Dünste aus einem Mistbeet handelt. Die bodenverbessernde Fähigkeit des Düngers wird auf die Ausdünstungen desselben übertragen, wodurch sie nicht kalt und feucht sind, was sie im Licht der Säftelehre (zweites Theorem) ungünstig erscheinen lässt, sondern warm und dadurch in der Säftelehre „eher vortheilhaft als schädlich“ (ebenda, S. 23). Die Erfahrung (dritte Variante der Weltsicht) zeigt, dass Steine kalt sind, was sie für empfindliche Früchte schädlich sein lässt. Leider greift Germershausen die Beobachtung der Wärmereflexion der Steine nicht auf. Allerdings ist

der Ratschlag, die Früchte regelmäßig zu drehen, praktikabel und sinnvoll, da sie auf diese Weise in Gegenden mit weniger intensiver Sonneneinstrahlung gut reifen können – auch wenn das nicht als Erklärung im Text angeführt wird.

Die Anbauregeln zeigen an, wie zeit- und kostenaufwendig es für die Gartenbesitzer war, Melonen zu ziehen. Sie mussten Mist und Baumaterial für die hohen Mistbeete bereithalten, Gärtner mussten die Melonenpflanzen regelmäßig umsetzen, belüften, vor Kälte schützen, beschneiden usw. Dazu kommt, dass der Erfolg durch Nachtfröste im Frühling oder einen regnerischen und kühlen Sommer jederzeit zunichte gemacht werden konnte. Die Melone war also auch bei Germershausen eine Prestigefrucht für reiche Gutsbesitzer, nicht gedacht, um sie in der Fläche als Massenfrucht anzubauen.

Dem Massenanbau widerspricht auch die Einschätzung der Melone als zwar köstliche, aber wenig bekömmliche Frucht – möglicherweise eine Strategie, diesem Obst seine Exklusivität zu halten. Um Melonen bekömmlicher zu machen, wird z. B. wie von Rist das Nachspülen mit Wein empfohlen: „Sie geben eine leichte Nahrung, dämpfen die Hitze des Bluts, können die schleimigen Säfte auflösen, und die trocknen Fiebern anfeuchten und schlapp machen. Der häufige Genuß aber kann leicht Blähungen, Colikschmerzen und Durchfall verursachen, auch zu Wechselfiebern Gelegenheit geben. Den üblen Folgen vorzubauen, pflegen die Franzosen nach den Melonen Rettich zu speisen, die Deutschen aber die Früchte mit Salz und Pfeffer zu essen, und dabey ein Glas Wein zu trinken." (Ebenda, S. 26.) Es werden also hitzige Speisen mit den Melonen gemeinsam genossen, so dass sich die Feuchtigkeit und Kälte der Melone mit der Hitze der anderen Nahrungsmittel aufhebt. Auch hier trägt die Säftelehre die Ernährungsregel.

„Der vollkommene Saamen-Händler" von Benjamin Townsend

Kontrastierend zu den Hausvätertexten wird der Abschnitt über Melonen in einem landwirtschaftlich-gärtnerischen Fachbuch von 1726 in die Untersuchung einbezogen, der ausschließlich gärtnerisches Wissen vermittelt. Es geht um den „Vollkommenen Saamen-Händler" von Benjamin Townsend (1727 auf Deutsch). Der Text wurde für den deutschen Markt übersetzt mit dem Hinweis, die Bedingungen in deutschen und englischen Gärten unterschieden sich nicht gravierend, weil man „nach reiffer Betrachtung eines klugen Gärtners siehet, wie ferne das Englische Clima und unsers miteinander übereinkommen" (Townsend 1727 , Avertissement des Übersetzers, r. 4).



Abb. 4: Cucumis melo, Festonausschnitt eines Deckengemäldes in der „Loggia di Psiche" der Villa Farnesina in Trastevere (gebaut 1506 und 1511), Maler: Giovanni da Udine (1487-1564, Rafael-Schüler)

Im „Saamen-Händler" heißt es, die Melone sei „nicht so schwer aufzuziehen, wie die meisten davor halten" (ebenda, S. 37). Es wird einigen Empfehlungen der Hausväter widersprochen und die Beschäftigung des Gärtners mit der Melone als wenig arbeitsintensiv angesehen. Melonen sollen in Mistbeeten am besten an die Südseite von Mauern gesetzt werden, denn „die Wärme der Mauer träget zur Reifung der Frucht bey" (ebenda, S. 38). Das Wissen um die

Wärmespeicherung von Steinen wird genutzt, um die geringere Sonnenstrahlung und die niedrigeren Temperaturen nördlich der Alpen auszugleichen. Vom Lagern der Früchte auf Steine spricht der Text nicht, auch nicht über schädliche Dünste oder Feuchtigkeit aus dem Boden, die die Früchten ungenießbar machen könnten.

Es wird gesagt, woher das Saatgut stammen sollte: „Die französischen und die Rußischen Melonen, tragen und arten in Englischen Gärten am besten; Die Italienischen lauffen im Wein aus, und tragen nicht wohl." (Ebenda, S. 38) Auch hier gilt wieder die Angepasstheit der Sorten an das Klima, weshalb solche Sorten bevorzugt werden, die in Ländern nördlich der Alpen gezüchtet wurden.

Der Fachtext spricht insofern anders über die Melonen, als er keine metaphorische Ebene anbietet. Es geht ausschließlich um den praktischen Anbau von Melonen, im Gegensatz zur Hausväterliteratur, die stets auch erbauen will. Werden auch besonders aufwendige Anbauvorschläge der Hausväter verworfen, so gelten trotzdem bestimmte Regeln genau wie in den Hausvätern: Die Melonen benötigen Wärme und das Saatgut sollte an das Klima angepasst sein.

Ein Beispiel schreibt Umweltgeschichte

Warum ist die Melone umwelthistorisch interessant? Die Quellenanalyse hat bestätigt, dass die Melone in der Hausväterliteratur topisch verwendet wird. Denn obwohl die Melone nördlich der Alpen und zumal während der kleinen Eiszeit[15] nur schwer anzubauen war, behandeln alle Hausväterautoren die Melone als Objekt aus der naturalen Umwelt immer und auf zweierlei Weisen. Einmal werden praktische Ratschläge im Umgang mit diesem naturalen Objekt erteilt, ein anderes Mal werden mittels der Melone gewollt oder ungewollt Welterklärungsmuster transportiert.

Ganz praktisch sind die Anleitungen zum Melonenanbau. Sie sollen im Warmen vorkeimen und erst ausgepflanzt werden, wenn nicht mehr mit Nachtfrösten zu rechnen ist. Sie benötigen sehr viele Nährstoffe, so dass sie am besten in ein Mistbeet gesetzt werden. Die Früchte neigen bei Nässe zu Fäulnis, weshalb sie mittels Bedeckung, z. B. mit Glasglocken, vor Regen geschützt werden müssen. Und wie der Vergleich mit einem gärtnerischen Fachtext zeigt, sind viele Vorschläge in der Hausväterliteratur praktikabel und zielführend.

Anhand der Melone sieht man ferner, wie Welterklärungsmuster durch die Zeit weitergetragen werden und/ oder konkurrieren: Für Coler (1593) ist die Melone einfach eine Gartenfrucht, für die späteren Herausgeber seiner Texte aber ist sie sowohl köstlich als auch gefährlich, weil ihr Verzehr zum Tode führen kann. Rist nennt sie unbekömmlich, weil sie Feuchtigkeit aus der Erde ziehe, und empfiehlt

[15] Die kleine Eiszeit reichte von der Mitte des 14. Jahrhunderts bis zum 19. Jahrhundert. Die Durchschnittstemperaturen lagen ca. 1-2°C unter denen des vorhergehenden mittelalterlichen Optimums, was besonders lange und kalte Winter zur Folge hatte. (Vgl. Behringer 2008)

Pfeffer und Wein zur Milderung der schädlichen Wirkung. Hohberg hebt wieder auf die Unbekömmlichkeit und die durch Melonengenuss verursachten Todesfälle ab, gesteht den Melonen aber auch medizinisch relevante Eigenschaften zu. Im Schlesischen Wirtschaftsbuch nimmt die Melone nicht Feuchtigkeit aus dem Boden auf, sondern ungünstige Miasmen – ein anderes Theorem, das jedoch zum gleichen Ergebnis führt: Melonen müssen mit Bedacht angebaut und verzehrt werden. Germershausen kehrt zurück zur Feuchtigkeitsthese und empfiehlt ebenfalls Wein. Er benutzt die Miasmentheorie als Grund für den Anbau der Melonen im Mistbeet, was die ungünstigen Miasmen in günstige verwandele.

Egal, welche Erklärung von den Autoren für die Unbekömmlichkeit der Melone angeboten wird, sie haben alle das gleiche Ergebnis. Die abzuleitende Handlungsanweisung lautet: Verzehre Melonen in Maßen und trinke dazu nicht Wasser sondern Wein.

So wird bei der Erklärung natürlicher Phänomene und der daraus resultierenden Anweisungen u. a. auf Pars-pro-Toto-Kausalität zurückgegriffen wenn die Samen die Gewürze aus Beizen annehmen und deren Geschmack an die Melone weitergeben, oder die Säftelehre ins Spiel gebracht, wenn der Verzehr von Melonen nur in Maßen empfohlen wird, weil sie die Feuchtigkeit und Kälte aus dem Boden aufnehmen und an denjenigen weitergeben, der sie verzehrt. D. h., wer die Früchte des Bodens als Nahrung zu sich nimmt, könnte innerlich zu feucht und kalt und also krank werden. Deshalb darf der Boden, auf dem die Melonen wachsen, nicht zu kalt sein, was der gute Gärtner durch das Anlegen eines Mistbeetes verhindert. Die Wärme und die Nährstoffe aus dem verrottenden Mist schützen ganz praktisch die empfindliche Pflanze und schützen übertragen die Menschen vor zu viel feuchter Kälte in den Früchten.

Am Beispiel der Melone werden also gleichzeitig Ernährungsfragen, Saatgutauswahl, Düngung, die Anlage von Nutzgärten und Ehrgewinn durch Exklusivität behandelt. Denn die Melone ist eine Prestigefrucht, die nicht zum pekuniären Gewinn des Gutsbesitzers beiträgt, sondern im Gegenteil aufgrund des Arbeits- und Materialeinsatzes sogar hohe Kosten verursacht, die aber die Reputation erhöht und damit sein „Kapital der Ehre" vermehrt.

Welches Naturbild lässt sich am Beispiel der Melone ableiten? Zum einen ist die Natur nützlich – einerseits in Bezug auf die Ehre des Landwirtes, die sich durch gutes Wirtschaften und in diesem Fall den erfolgreichen Anbau von Melonen vermehrt. Andererseits liefert sie tatsächlich verzehrbare Nahrungsmittel in Form von Melonen. Gleichzeitig ist die Natur gefährlich und unberechenbar, denn ungünstige Säfte und Dünste gehen von den Melonen zu den Menschen über, wenn diese die Melonen verzehren. Das Wirken der Natur muss also eingegrenzt und verbessert werden durch die Anwendung bestimmter Ernährungsregeln und Techniken – techné, menschliche Kunstfertigkeit, die un-natürlich auf die Natur einwirkt. Mittels dieser Techniken werden Objekte aus der naturalen Umwelt in einen weniger natürlichen und daher berechenbaren Zustand gebracht. Um die

richtigen Techniken entwickeln zu können, muss die Natur beobachtet werden, denn – wie Bacon im Neuen Organon sagt – „wer die Wege der Natur erkannt hat, wird auch die Abwege leicht bemerken, und wer die Abwege erkannt hat, der wird die Wege besser bezeichnen können." (Bacon 1870, § 29, S. 267). Etwas später im gleichen Paragraphen schreibt er: „Ist einmal die Natur in ihrer Abweichung betroffen worden und das Verhältnis erkannt, so wird es nicht schwer sein, die Natur durch Kunst dahin zu bringen, wohin sie durch Zufall sich verirrt gehabt hatte." (S. 267 f.) Und ebenso kann die Natur nicht nur auf Abwege gebracht werden, sondern sie kann künstlich beeinflusst und dadurch beherrschbar und – so schließt sich der Kreis – erst dadurch nützlich gemacht werden.

Abbildungsnachweis

Abb. 1: Cantaloupe-Melone (*Cucumis melo var. Cantalupe nsis*). Agricultural Research Service, United States Department of Agriculture. Foto: Scott Bauer. <http://www.ars.usda.gov/is/graphics/photos/k7388-11.htm>.

Abb. 2: Melonen. In: Mattioli 1600, S. 157v. Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt, VD16 M 1616, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:gbv:3:1-124347-p0338-2>.

Abb. 3: Melonen im Mistbeet, Früchte mit Glasglocken bedeckt. In: Hohberg 1695, S. 650. Sächsische Landesbibliothek - Staats- und Universitätsbibliothek Dresden, <http://digital.slub-dresden.de/ppn278498264>.

Abb. 4: Cucumis melo, Festonausschnitt eines Deckengemäldes in der „Loggia di Psiche" der Villa Farnesina (gebaut 1506 und 1511) in Trastevere/ Rom, Maler: Giovanni da Udine, <http://romaculta.it/det/villa-farnesina.html>

Literatur

Bacon, F (1870) Franz Bacon's Neues Organon. uebers., erl. u. mit einer Lebensbeschreibung des Verf. vers. v. J. H. von Kirchmann. Heimann, Berlin

Behringer, W (2008) Kulturgeschichte des Klimas. Von der Eiszeit bis zur globalen Erwärmung. 4. Aufl. Beck, München

Bourdieu, P (1979) Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. 6. Aufl., 1993. Suhrkamp, Frankfurt am Main

Bourdieu, P (1983) Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, R (Hg.) Soziale Ungleichheiten. Schwartz, Göttingen, S. 183-198

Brunner, O (1956) Hausväterliteratur. In: Handwörterbuch der Sozialwissenschaften. Bd. 5: Handelsrecht – Kirchliche Finanzen. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, S. 92-93

Burkhart, D (2006) Eine Geschichte der Ehre. Wiss. Buchges., Darmstadt

Coler, J (1595) Oeconomiae Oder des Haußbuchs ... Ander Theil, … Zum Calendario Oeconomico & perpetuo gehörig. Helwigs, Wittemberg

Coler, J (1680) Oeconomia ruralis et domestica. Darin das gantz Ampt aller trewer Hauß-Vätter und Hauß-Mütter/ beständiges und allgemeines Hauß-Buch ... Hiebevor von Joanne Colero beschrieben/ Jetzo aber/ auff ein Neues in vielen Büchern mercklich corrigiert, vermehrt und verbessert. In Verlegung J.B. Schönwetters sel. Erben, Franckfurt am Mayn

Fraas, C (1864) Geschichte der Landbau- und Forstwissenschaft. Oldenbourg, München

Germer, R (1985) Flora des pharaonischen Ägypten. Zabern, Mainz

Germershausen, CF (1785) Der Hausvater in systematischer Ordnung. Vom Verfasser der Hausmutter. 4. Bd. Junius, Leipzig

Grießinger, A (1981) Das symbolische Kapital der Ehre. Streikbewegungen und kollektives Bewußtsein deutscher Handwerksgesellen im 18. Jahrhundert. Ullstein, Frankfurt am Main

Heilmeyer, M, Wimmer, CA, Schurig, G (2003) Die Melonen des Monarchen. vacat, Potsdam

Herrlinger, R (1964) Vorwort. In: Schöner, E (Hg.) Das Viererschema in der antiken Humoralpathologie. Mit einem Vorwort und einer Tafel von Robert Herrlinger. Steiner, Wiesbaden.

Herz, A (2009) Der edle Palmenbaum und die kritische Mühle. Die Fruchtbringende Gesellschaft als Netzwerk höfisch-adeliger Wissenskultur der

frühen Neuzeit. In: Denkströme. Journal der Sächsischen Akademie der Wissenschaften.. H. 2, S. 152-191

Hohberg, WHv (1695) Georgica Curiosa Aucta, Das ist: Umständlicher Bericht und klarer Unterricht Von dem Adelichen Land- und Feld-Leben … an unzehlichen Orten verm. u. verb. worden. Endter, Nürnberg

Huyskens-Keil, S (2007) Zuckermelonen. Anbau, Qualität, Aufbereitung und Lagerung. 14 Tabellen. Ulmer, Stuttgart

Körber-Grohne, U (1987) Nutzpflanzen in Deutschland. Kulturgeschichte und Biologie. Theiss, Stuttgart

Lang, M (2004) „Der Vrsprung aber der Pestilenz ist nicht natürlich, sondern übernatürlich ..." Medizinische und theologische Erklärung der Seuche im Spiegel protestantischer Pestschriften 1527-1650. In: Ulbricht, O (Hg.) Die leidige Seuche. Pest-Fälle in der Frühen Neuzeit. Böhlau, Köln, S. 133-180

Lehmann, C (1641) Florilegium Politicum Auctum. Das ist: Ernewerter Politischer Blumengarten. Schönwetter, Frankfurt [Main]

Mattioli, PA (1600) Kreutterbuch Desz Hochgelehrten vnnd weitberuehmten Herrn D. Petri Andreae Matthioli, Jetzt widerumb … zum dritten mal auß sonderm Fleiß gemehret/ vnnd verfertigt/ Durch Ioachimum Camerarium. Palthenius; Rosa, Frankfurt/Main

Neu vermehrtes Schlesisches Wirthschaffts-Buch (1712), worinnen gründlich gezeiget wird/ was durchs gantze Jahr dabey in acht zu nehmen; damit ein guter Nutzen daraus erfolge. Bestehend in zweyen Theilen, ... Rohrlach Erben, Breßlau und Liegnitz

Niemeck, B (1992) Tradition und Aufklärung. Die Kartoffel in der Hausväterliteratur und den frühen ökonomischen Schriften des 18. Jahrhunderts. In: Ottenjann, H, Ziessow, K-H (Hgg.) Die Kartoffel. Geschichte und Zukunft einer Kulturpflanze. Museumsdorf Cloppenburg, Cloppenburg, S. 55-64

Rist, J (1650) Der Adeliche Hausvatter / Vor vielen Jahren/ von dem … Torquato Tasso …/ Hernach … durch J. Baudoin … übergesetzet/ … verteütschet … Durch Johan Rist. Sternen, Lüneburg

Roscher, W (1874) Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Neuere Zeit. Bd. 14: Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland. Oldenbourg, München

Schmidt-Voges, I (2008) Oiko-nomia. In: Düselder, H, Weckenbrock, O, Westphal, S (Hgg.) Adel und Umwelt. Horizonte adeliger Existenz in der Frühen Neuzeit. Böhlau, Köln, S. 402-427

Schöner, E (1964) Das Viererschema in der antiken Humoralpathologie. Mit einem Vorwort und einer Tafel von Robert Herrlinger. Steiner, Wiesbaden

Schröder-Lembke, G (1953) Die Hausväterliteratur als agrargeschichtliche Quelle. Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie (ZAA). 1/ H. 2

Strank, KJ, Meurers-Balke, J (Hgg.) (2008) Obst, Gemüse und Kräuter Karls des Grossen. „... dass man im Garten alle Kräuter habe ..." Zabern, Main

Townsend, B (1727) Der vollkommene Saamen-Händler, Oder die beste und leichteste Methode Jede Art Saamen, So zu einen Küchen- und Blumen-Garten gehöret, aufzuziehen und zu verpflegen. Johann Christian Martini, Leipzig

Das Ökosystem „Kerstlingeröder Feld"
Ehemaliger Truppenübungsplatz und späteres Naturschutzgebiet mit FFH-Gebiet

Dennis Müller

1 Einleitung

Möchte man seine Kreise im Landschaftsschutzgebiet Leinebergland ziehen, so bietet sich ein Besuch des Kerstlingeröder Feldes an. Östlich der Stadt Göttingen, im Göttinger Wald gelegen, ist diese Freifläche aus naturkundlicher Sicht sehr interessant. Sie umfasst aktuell eine Größe von knapp 200 ha und eine imposante Flora und Fauna macht sie für viele Menschen zu einem gern besuchten Ausflugsziel. Vielfältige Rad- sowie Wanderwege laden zu ausgedehnten Naturausflügen ein und lassen auch bei wiederholtem Besuch keine Langeweile aufkommen.

Das Feld ist ein „repräsentativer Teilbereich des größten zusammenhängenden Kalk-Buchenwald-Komplexes innerhalb des Naturraums Weser- und Leinebergland in Südniedersachsen."[1]

Im Folgenden wird die Geschichte des Kerstlingeröder Feldes beleuchtet und vertiefend auf den Abschnitt der militärischen Nutzung eingegangen. Folgen für die Natur, Konzepte des Offenlandmanagements und Natur- bzw. Artenschutzkonzepte werden aufgegriffen und am Beispiel des Kerstlingeröder Feldes verdeutlicht.

[1] http://www.niedersachsen.de/master/C43495674_N5512611_L20_D0_I5231158



Abb. 1: Übersichtskarte Kerstlingeröder Feld. *Quelle:* Stadtforstamt Göttingen.

Durch die enorme Bevölkerungszunahme im 11. und 13. Jahrhundert fielen einige Waldflächen der Rodung zum Opfer, um neue Siedlungen und Ackerflächen zu schaffen. Im Mittelalter wurden im Umfeld Göttingens mehrere Siedlungen gegründet, wie beispielsweise um 1300 das „(Klein-)Kerstlingeroda". Diese Gründung wurde zum Ende des 14. Jahrhunderts wieder aufgegeben, denn die Wasserversorgung der Siedlung war nicht ausreichend und viele, mitunter gewalttätige, Auseinandersetzungen mit den Göttingern machten die Fläche „wüst" (Aufgabe des Dorfes). Bewirtschaftet wurde das Gebiet aber weiter von einem Gutshof aus. Am Anfang des 15. Jahrhunderts wurde eine Kapelle erbaut, die vom Bischof von Mainz verwaltet wurde. Die Rasenflächen des Grünlandes dienten einem Schäfer und seinen zahlreichen Schafen als gute Lebensgrundlage. Im 30jährigen Krieg (1618-1648) wurden alle Gebäude des Kerstlingeröder Feldes durch Feuer zerstört.

In den folgenden Jahren wechselten die Besitzer des Geländes mehrmals, wobei der Gutshof wieder aufgerichtet und über die Jahre sehr gut gepflegt wurde. Dieser Hof verfügte über eine Gastwirtschaft, in der sowohl das Landvolk, als auch viele Göttinger Studenten viel Zeit verbrachten. Diejenigen Ruinen, die

heutzutage noch erkennbar sind, entstammen dem Gutshof der Familie Wangenheim aus Waake, denen das Gelände von 1753-1928 gehörte.[2]



Abb. 2: Die Überreste des Guthofes auf dem Kerstlingeröder Feld.

Am 25. Juli 1790 protestierten Göttinger Studenten, die von Tischlergesellen verprügelt wurden und nun die Bestrafung der Täter sowie Schutz vor solchen Attacken forderten. Weil die Stadtverwaltung und auch die Universitätsleitung diesen Forderungen nicht nachkamen, verließen 700 Studenten die Stadt und zogen auf das Feld. Leere Hörsäle und die verschwundene Kaufkraft der Studenten in der Stadt ließen den Streik für die Studentenschaft erfolgreich enden.

Nach 140 Jahren gab die Stadt Göttingen im Jahre 1928 einen Teil der Flächen an die Reichsheeresverwaltung ab. 64 Jahre lang dienten diese Flächen dem Militär, wobei auch weitere, benachbarte Flächen im Dritten Reich abgegeben werden mussten. Von 1945-1956 nutzte die Britische Rheinarmee das Gelände als militärischen Übungsplatz und anschließend die Bundeswehr. Zudem vergrößerte eine im Jahre 1985 durchgeführte Rodung die Fläche um 65 ha. Nach Beendigung der militärischen Nutzung durch die in Göttingen gelegene Zieten-Kaserne, ging das Kerstlingeröder Feld wieder in den Besitz der Stadt über. Seit nunmehr knapp 18 Jahren betreut das Stadtforstamt das Feld. In der heutigen Zeit wird das Kerstlin-

[2] Das Waldblatt, Informationen aus dem Göttinger Stadtforstamt. Nr. 2: Gutshof Kerstlingeröderfeld

geröder Feld nur durch leichte Pflegemaßnahmen anthropogen beeinflusst, ansonsten wird der natürlichen Sukzession freien Lauf gelassen.[3]

„Sumpfseggenried ist ebenso zu finden wie typischer Kalk-Magerrasen und ein Teich, und verschiedenste Wildrosen und Orchideenarten gehören dazu. 53 Vogelarten wurden nachgewiesen, darunter 7 Arten der Roten Liste, viele Wald- und Zugvogelarten. Insgesamt 90 Tierarten wurden auf ‚beiläufige' Weise festgestellt. Eine einmalige Verbindung zwischen Siedlungsresten und Natur!"[4]

Die Anzahl der Gefäßpflanzen beläuft sich auf etwa 410 Arten und 432 der 750 in Niedersachsen lebenden Schmetterlingsarten wurden hier nachgewiesen. Im Jahre 2007 erfolgte die Ausscheidung zum Naturschutzgebiet, zudem ist es als FFH-Gebiet (Flora-Fauna-Habitat) Teil des EU-Schutzgebietes Nr. 138 „Göttinger Wald".

Viele Besonderheiten im nahen Umkreis des Kerstlingeröder Feldes, wie die Geschwisterbuche, ein Wildgehege mit Dam- und Schwarzwild sowie der Bismarckturm sind sehenswerte Stationen eines Sonntagausfluges. Die lokale Geologie kann ausgiebig an einem mit Infotafeln versehenen Steinbruch erforscht werden.



Abb. 3: Die Geschwisterbuche im Göttinger Wald, unweit des Kerstlingeröder Feldes.

[3] Das Waldblatt, Informationen aus dem Göttinger Stadtforstamt. Nr. 2: Gutshof Kerstlingeröderfeld
[4] http://nabu-goettingen.deaktuelles/k-feld.htm

Das Kerstlingeröder Feld wird gerade an Wochenenden von Erholungssuchenden unterschiedlichen Alters frequentiert. In dem auch fußläufig gut erreichbaren Ausflugsziel verteilen sich die Menschen auf der enormen Fläche und der Hin- bzw. Rückweg lässt sich sehr schön durch den umliegenden Wald gestalten. Das Gefühl der Überfülltheit kommt also nicht auf.

Das Kerstlingeröder Feld hat eine 600jährige Nutzungs- und Siedlungsgeschichte, die den Einfluss des Menschen deutlich erkennen lässt. „Für den Naturschutz ist sie heute deswegen so wertvoll, weil hier noch die Pflanzengesellschaften beheimatet sind, die sich seit der Jungsteinzeit als Folge der landwirtschaftlichen Landnutzung gebildet haben und die nach 1945 durch die Einführung der Agrochemie fast überall verschwunden sind.“[5] Da auf der Fläche nie Kunstdünger und Pestizide verwendet wurden, benötigen diese Pflanzengesellschaften zu ihrer Erhaltung die alten Landnutzungsformen.[6] Die heutige Beweidung durch Schaf- und Ziegenhaltung, extensive Rinderhaltung, das Pflegen von Flur, Hecken, Gebüsch und Obstwiesen sowie die verantwortungsbewussten Erholungssuchenden tragen alle zur Konservierung dieses historischen Naturschatzes (hoffentlich noch lange) bei.

2 Natur im Dienste der Truppe

Beispiele für anhaltende und temporäre Landschaftsveränderungen durch das Militär gibt es viele: Im 13. Jahrhundert boten Landwehren der Stadt Osnabrück zusätzlichen Schutz vor Angriffen. Diese bis heute erkennbaren Wälle boten Schutz vor Viehdieben und hielten Angreifer noch vor den Stadtmauern auf Distanz.[7] Die Entwicklung der Waffen erfuhr einen Fortschritt (sog. Fernwaffen) im späten Mittelalter. Demzufolge entwickelte sich das Befestigungswesen zum Schutze der Belagerten weiter. Je wirkungsvoller die Waffen, desto massiver wurden Mauern und Türme gebaut.[8] Bis in die heutige Zeit prägt in vielen ehemaligen und aktuellen Kriegsgebieten der Einsatz von Landminen als Kriegsmittel die Umgebung.[9] Inwieweit sich die militärische Nutzung von Truppenübungsplätzen auf die umliegende Landschaft auswirkt, wird am Bespiel des Kerstlingeröder Feldes verdeutlicht.

„Was aber im verengten Blick der Verfechter eines harmonischen und statischen Naturverständnisses als blanke Zerstörung und brutalstmögliche Übernutzung erscheint, erwies sich letztlich als Glücksfall: Militärbetrieb und Beweidung haben dazu beigetragen, dass sich auf ca. 120 Hektar historische Kulturland-

[5] Das Waldblatt Nr. 2

[6] Ebd.

[7] Stadt Osnabrück 2001, S. 8ff

[8] Schmidtchen 1990, S. 297

[9] „Geben wir den Kindern eine Zukunft in Frieden“, S. 26

Habitate erhalten konnten, die anderswo schon seit langem der industriellen Land- und Forstwirtschaft zum Opfer gefallen sind."[10]

Im Gegensatz zu konventionellen Schutzgebieten sind Truppenübungsplätze (TÜP) relativ gleichmäßig über die Fläche Deutschlands verteilt und meist charakterisiert durch größere Flächen. Ehemalige oder extensiv genutzte TÜP bieten zum einen Arten mit erhöhtem Raumanspruch die Möglichkeit größere Populationen aufzubauen und zum anderen können sich kulturflüchtende gefährdete Arten dort zurückziehen.[11] Wie zum Beispiel die Wölfe auf dem TÜP Oberlausitz[12] oder Wildpferde auf dem TÜP Senne.[13]

Die militärischen Nutzer verfolgen den Erhalt der Übungsmöglichkeiten auf den Plätzen, die Forstverwaltung verzichtet auf eine ökonomisch ausgerichtet Forstwirtschaft und erklärt die Substanzerhaltung als oberstes Ziel. Für Übungszwecke benötigt eine Truppe Freiflächen und Deckungsmöglichkeiten. Gruppen von Einzelbäumen, Waldinseln und Waldränder bieten hier ideale Bedingungen. Es bleiben also viele Altbäume ungeachtet ihres Geldwertes stehen und bieten vielen Tieren ein natürliches Habitat.[14]

Aus der heutigen Sicht wird deutlich, „dass militärischer Übungsbetrieb und Naturschutz sich keinesfalls ausschließen [...]"[15]. Die Bundeswehr bemüht sich zunehmend einen Beitrag zum Naturschutz zu leisten, welcher sich in immer größeren Flächen mit extensiver Nutzung, Sicherheits- und Tabuzonen, sowie Abstandsflächen zeigt. Weiter hat die Bundeswehr bei der Nutzung von Übungsplätzen die geltenden umweltrechtlichen Vorschriften des Bundes und der Länder zu achten.

Die Vertreter des Naturschutzes sehen sich nicht als Gegner militärischer Nutzung, fordern aber mehr Einfluss bei Entscheidungen der Flächennutzung und setzen sich für „eine flächendeckende Biotopkartierung und -bewertung [...] [ein], um für alle militärischen Übungsplätze ausreichende Informationen zum Arten- und Biotopbestand zu ermitteln.."[16]

3 Offenlandmanagment

„Störungen – wie Sturm, Feuer, Überflutung, Trockenheit, Überweidung, oder menschliche Aktivität – sind Ereignisse, welche Lebensgemeinschaften verändern, Organismen eliminieren und die Ressourcenverfügbarkeit beeinflussen."[17] Anders

[10] http://www.ornithologie-goettingen.de/?cat=12
[11] Deutscher Rat für Landschaftspflege 1993, S. 9
[12] Wotschikowsky 2008, S.13
[13] Naturschutzzentrum Senne 2008, S.92
[14] Plettenberg 1988, S. 56
[15] Deutscher Rat für Landschaftspflege 1993, S. 9
[16] a.a.O. S.10
[17] Campbell 2003, S. 1417

et al. definieren den Begriff „Störung" als zeitlich diskretes Ereignis mit einer raschen Veränderung in einem Ökosystem oder in einer Lebensgemeinschaft auf die physische Umwelt oder die Verfügbarkeit von Ressourcen.[18] Generell lässt sich für TÜP festhalten, dass ein „günstiges Maß an Störung" besondere Nischen und Habitatansprüche hervorruft. Beispielsweise wird durch die Nutzung schwerer militärischer Fahrzeuge die Etablierung von Gehölzen unterdrückt. Anders et al. belegen, dass durch Schießübungen entstandene Feuer die Sukzession in regelmäßigen Abständen zurückwerfen und so äußerst seltene Standortbedingungen schaffen.[19] Das grundsätzliche Potential von TÜP für den Natur- und Artenschutz erlangt immer mehr Beachtung in Naturschutzkreisen. Durch den enormen Flächenanteil von 6 % der Bundesfläche fordern immer mehr Stimmen „genaue Kenntnisse zur Ausstattung der Gebiete und deren Einbettung in den gesamtlandschaftlichen Kontext."[20]

In der Schriftenreihe des „Deutschen Rates für Landespflege" wird den Artillerieschießplätzen in Deutschland ein Flächenanteil zwischen 30 und 50 % (teilweise gar 90%) ökologisch wertvoller Flächen zugesprochen. Diese Flächen zeichnen sich durch die Attribute „Großflächigkeit", „relative Naturnähe", „Sukzessionsmosaike" (durch Sprengungen und Panzerfahrten) und die „landschaftsbezogene historische Kontinuität" aus.[21] Über viele Jahre nahmen die TÜP eine Sonderstellung im Landschaftswandel, bzw. der Landschaftsgestaltung ein, denn „Flurbereinigung, Überdüngung, Anwendung von Pestiziden, Grundwasserabsenkungen, Meliorationen, Intensivfischerei, Verkehrswegebau, Freizeitsport, Tourismus u.a.m."[22] fanden und finden auf TÜP nicht statt. Im Kerstlingeröder Feld werden lediglich leichte Pflegearbeiten, wie geringe Rodungen von Sträuchern durchgeführt. Diese einmaligen ökologischen Qualitäten der TÜP machen den landschaftlichen Sonderstatus deutlich.

Als geeignete Naturschutzstrategie nach dem militärischen Gebrauch der Flächen stellte sich die Beweidung heraus. Die naturschutzfachlichen Aspekte der Offenhaltung durch Mähen und Räumen zeigen auch auf Artenschutzebene ökologischen Nutzen: Hautflügler und Schmetterlinge profitieren von der Mahd, da die Anzahl von Blüten erhöht wird.[23] Zudem wird die Streu auf dem Boden liegengelassen, was eine natürliche Nährstoffrückfuhr gewährleistet. „Die Offenhaltung durch den militärischen Betrieb besaß [...] eine gewisse Ersatzfunktion für Landschaftspflegemaßnahmen."[24]

---

[18] Anders 2004, S. 5
[19] Ebd.
[20] Burkhart 2006, S. 2f
[21] Deutscher Rat für Landschaftspflege 1993, S. 8
[22] Ebd.
[23] Anders 2004, S. 137f
[24] Gastel 1994, S. 80

4 Bilanz

Das Kerstlingeröder Feld zeichnet sich als sehr lohnenswertes Ausflugsziel aus, da sich anhand von Gebäuderesten die Siedlungsgeschichte sehr anschaulich erleben lässt. Viele naturkundlich interessante Attraktionen runden einen Besuch ab. Als Freizeitziel von den Göttingern gut angenommen, steht das Erholungsgebiet aber einem Problem gegenüber: Der Bund will die Liegenschaft verkaufen und der Stadt Göttingen steht nur ein geringer Finanzrahmen zur Verfügung. Nun ist die Abgeschiedenheit durch potentielle Erschließungsvorhaben gefährdet.[25]

Der NABU-Göttingen erarbeitet ein nachhaltiges Nutzungskonzept, das den Schutz der empfindlichen Flächen berücksichtigt. Über den Bau eines Besucherinformationszentrums wird schon länger diskutiert: Aktuelle biologische Erkenntnisse sollen hier verständlich dargestellt werden und die Sensibilität der Besucher im Umgang mit der Natur schärfen.

Intensiv verläuft die Zusammenarbeit bei den laufenden Pflegearbeiten zwischen dem Göttinger Stadtforst, der Unteren Naturschutzbehörde und mehrerer kleiner Göttinger Vereine und Institutionen. So organisiert der BUND gemeinsam mit der Biologischen Schutzgemeinschaft Göttingen (BSG) wenigstens zweimal im Jahr einen Pflegeeinsatz. Mittlerweile hat sich bei der BUND Kreisgruppe auch noch eine kleine Pflegegruppe gegründet, die zusätzliche Einsätze auf dem Gebiet leistet.[26]

Durch die biologische Wertschätzung von TÜP erhöht sich der Widerstand, wenn die Bundeswehr ehemalige TÜP wieder in Betrieb nehmen will. So geschehen beim als „Bombodrom" bekannten ehemaligen TÜP bei Wittstock in Brandenburg. Naturkundliche Erkenntnisse und das Vorkommen seltener oder gefährdeter Arten machen es der Bundeswehr schwer ehemalige TÜP wieder für Übungszwecke zu nutzen. Ein Ausschuss des Bundestages, sowie das Bundesverwaltungsgericht stellen sich der Wiederaufnahme in den Weg.[27]

[25] http://nabu-goettingen.de/aktuelles/k-feld.htm
[26] http://www.bund-goettingen.de/index.php?id=2723
[27] http://www.tagesspiegel.de/berlin/Brandenburg;art128,1877456

Literatur

Anders K (2004) Handbuch Offenlandmanagment am Beispiel ehemaliger und in Nutzung befindlicher Truppenübungsplätze. Springer, Berlin

Arbeitskreis Göttinger Ornithologen (2009) Stadtwald Göttingen und Kerstlingeröder Feld.
http://www.ornithologie-goettingen.de/?cat=12
zuletzt besucht am 28.11.2009

BUND Göttingen (2009) Das Kerstlingeröder Feld – Ein beliebtes Ausflugsziel im Naturschutzgebiet Göttinger Wald
http://www.bund-goettingen.de/index.php?id=2723
zuletzt besucht am 28.11.2009

Burkhart B (2006) Offenlandmanagment mit Haus- und Wildtieren am Beispiel des ehemaligen Truppenübungsplatzes Dauban/Oberlausitz. Culterra, Freiburg

Campbell NA (2003) Biologie. Spektrum, Berlin

Deutscher Rat für Landespflege (1993) Truppenübungsplätze und Naturschutz. Meckenheim

Gastel R (1994) Beantragtes Naturschutzgebiet Panzerübungsplatz Böblingen. Hennecke, Remshalden

NABU Göttingen (2009) Kerstlingeröder Feld vor dem Ausverkauf?
http://nabu-goettingen.de/aktuelles/k-feld.htm
zuletzt besucht am 28.11.2009

Naturschutzzentrum Senne (2008) Senne und Teutoburger Wald. Kock, Bielefeld

Niedersächsischer Landesbetrieb für Wasserwirtschaft, Küsten- und Naturschutz (2009) Naturschutzgebiet „Stadtwald Göttingen und Kerstlingeröder Feld"
http://www.niedersachsen.de/master/C43495674_N5512611_L20_D0_I5231158, zuletzt besucht am 28.11.2009

Plettenberg G (1988) 50 Jahre Wald im Dienst der Truppe. Koblenz

Schmidtchen V (1990) Kriegswesen im späten Mittelalter. Technik, Taktik, Theorie. Acta Humaniora, Weinheim

Sekretariat der deutschen Bischofskonferenz (1996) „Geben wir den Kindern eine Zukunft in Frieden" – Welttag des Friedens. Bonn

Stadtforstamt Göttingen (2008) Das Waldblatt. Informationen aus dem Stadtforstamt Göttingen, Nr. 2: Gutshof Kerstlingeröderfeld. Göttingen

Stadt Osnabrück, Fachbereich Grün und Umwelt (2001) Von Wällen und Gräben, Die Osnabrücker Landwehr. Osnabrück

Tagesspiegel (2007) Ausschuss will sich über Auswirkungen informieren http://www.tagesspiegel.de/berlin/Brandenburg;art128,1877456 zuletzt besucht am 28.11.2009

Wotschikowsky (2008) Wölfe und Jäger in der Oberlausitz. Maxroi, Görlitz

Abbildungsnachweis

Abb. 1: Übersichtskarte Kerstlingeröder Feld. Kartenverwendung mit freundlicher Genehmigung des Stadtforstamtes Göttingen.

Abb.2: Die Überreste des Gutshofs auf dem Kerstlingeröder Feld. Foto: Dennis Müller.

Abb.3: Die Geschwisterbuche im Göttinger Wald, unweit des Kerstlingeröder Feldes. Foto: Dennis Müller.

Die Tierhandlung L. Ruhe KG in Alfeld (Leine)
zur Geschichte des Tierhandels und des Tierschutzes

Tobias Scholz

1 Einleitung

Den Einwohnern der niedersächsischen Kleinstadt Alfeld bot sich ab dem Ende des 19. Jh. gelegentlich ein exotischer Anblick. Der Grund hierfür war die Tierhandlung L. Ruhe, die ihre fremdländischen Tiere durch die Alfelder Altstadt führte (siehe Abb. 1). Die Betätigungsfelder dieses Tierhandelsunternehmens waren äußerst vielfältig. Neben dem anfänglichen Hauptgeschäft, dem Handel mit Kanarienvögeln und Wildvögeln, traten später der Großtierhandel und die Ausrichtung von sogenannten „Völkerschauen". Die 1860 gegründete Tierhandlung Ruhe wuchs zum größten Tierhandelsunternehmen in Deutschland heran, übernahm zeitweise die Leitung des hannoverschen Zoos und gründete zoologische Gärten im In- und Ausland. In der Spätphase des Unternehmens wurde es für die Einrichtung von Auto-Safaris bekannt. Die Entwicklung des Tierhandels sowie der Erfolg und Niedergang der Firma Ruhe sind eng mit der Geschichte des Tierschutzes, den sich ändernden Haltungsbedingungen und dem sich darin manifestierenden Wandel in der Mensch-Tier-Beziehung verknüpft.

Die Einwohner Alfelds erhielten die Gelegenheit als Tierbegleiter oder -pfleger zu arbeiten, Landwirte aus der näheren Umgebung fanden einen weiteren Abnehmer ihrer Produkte und Handwerker arbeiteten im Winter als Tierbegleiter bei Transporten. Von Zeit zu Zeit wurden indische Arbeitselefanten an das Fagus-

Werk, einen industriellen Großbetrieb zur Produktion von Schuhleisten, vermietet und für die Beförderung von Holzstämmen auf dem Werksgelände eingesetzt.[1]

Ferner ergab sich durch die Initiative des Ordinarius und Tierpräparators Alois Brandmüller die Einrichtung eines Tiermuseums in Alfeld. Dieser kaufte die verendeten Tiere der Tierhandlung auf, präparierte diese mit einem Drahtgestell und Holzwolle und überließ sie 1915 als Dauerleihgabe dem Heimatmuseum. Auf diese Weise hat er 122 Arten in einem nachgestellten natürlichen Lebensraum zur Ausstellung gebracht (Abb. 2). 1933 kam es zur der Gründung und der offiziellen Eröffnung des Tiermuseums in Alfeld. Während die Sammlung der einheimischen Tiere während des zweiten Weltkrieges verloren ging, blieb der in Niedersachsen einzigartige Bestand exotischer Tiere bis heute erhalten und wurde 1996 restauriert.[2]



Abb. 1: Ein Transport von Dromedaren und sudanesischen Eseln über den Alfelder Marktplatz. Quelle: www.alt-alfeld.de (abgerufen am 10.01.2010).

2 Die Geschichte der Tierhandlung L. Ruhe KG

Die Anfänge der Tierhandlung Ruhe liegen in Grünenplan nicht weit von Alfeld entfernt. Ludwig Ruhe (1828-1883), lernte in den 50er Jahren des 18. Jahrhunderts seine spätere Ehefrau kennen und begann als Vogelhändler für seinen zukünftigen Schwiegervaters zu arbeiten. Neben den Wildvögeln war das Geschäft mit Kanarienvögeln (*Serinus canaria forma domestica*) von besonderer Bedeutung, welches

[1] Stumpe 2008, 2
[2] Ebd. 2008, 24

in Glashütten- und Bergbauorten einen Nebenverdienst darstellte[3]. Ein Vogelhändler übernahm zu dieser Zeit die Aufgabe, die Vögel von den privaten Züchtern oder Fängern abzuholen und diese zur Verschiffung in die Seehäfen zu befördern. Diese Transporte wurden zu Fuß mit 160 bis 170 kleinen Vogelkäfigen, Vogelbauer genannt, mit einem Gewicht von über 50 kg bewältigt.[4]

Im Jahre 1860 heiratete Ludwig Ruhe und gründete sein eigenes Handelsgeschäft. Nach dem Aufbau der nötigen Handelskontakte, der für ihn mehrmonatige Reisen auf Segelschiffen und Dampfern mit sich brachte, begann das Geschäft zu florieren und bis 1870 wurden Filialen in New Orleans, New York und London gegründet. Die ersten Kontakte zu Tierfängern in Lima (Peru) wurden bereits 1866 geknüpft und eine Außenstelle eingerichtet. Zu dieser Zeit führte Alfred Edmund Brehm (1829-1884), damals Direktor des zoologischen Gartens von Hamburg, seine Studienreisen durch Afrika, Skandinavien, Sibirien für sein „Illustrirtes Thierleben"[5] (1864-1869) durch. Das Geschäft der Firma Ruhe beschränkte sich währenddessen hauptsächlich auf den Ankauf von Kanarienvögeln und einheimischen Wildvögeln bei deutschen Züchtern und deren Verschiffung nach Chile, Peru und Russland. Für die Rückreise wurden fremdländische Vogelarten aufgekauft, um diese in Europa gewinnbringend zu veräußern.[6] Eine Geschäftsreise nach Südamerika im Jahr 1867 gestaltete sich folgendermaßen:

Die Kanarienvögel wurden in die großen Seehäfen verbracht und auf Schiffe verladen. Die Transporte zur See wurden nicht von Ludwig Ruhe alleine unternommen, drei bis vier Tierbegleiter hatten die Vögel während der Reisen zu versorgen. Die Handelsreisenden gerieten bereits während der Überfahrt in eine Typhusepidemie, der ein Begleiter in Lima erlag. Nach dem Verkauf der Kanarienvögel und dem Ankauf einheimischer Vogelarten, trieb ein Sturm das Segelschiff nach der Umrundung des südamerikanischen Kontinentes vom Kurs ab und bis in den Golf von Mexico. Der Kapitän steuerte die Sicherheit des Hafens von New Orleans an. Dort angekommen erkannte Ludwig Ruhe unter den europäischen Einwanderern ein großes Interesse an seinen Vögeln und gründete eine kleine Filiale. Er trat die Weiterreise, diesmal auf dem Landweg, nach New York an, wo er die südamerikanischen Vögel veräußerte und gleich darauf nordamerikanische Wildvögel erwarb. Diese blieben allerdings nur bis Marseille in seinem Besitz und er brachte schließlich Senegalfinken nach Deutschland zurück.[7]

---

[3] Weiteres hierzu: Busch, H. (1993) Von Tafelmachern und Vogelhändlern. Hilfs- und Verkehrsverein Grünenplan e.V., Alfeld Grünenplan

Auf die lange Geschichte der Kanarienzucht und des Handels mit dieser Vogelart soll an dieser Stelle nicht weiter eingegangen werden, erinnert sei nur an die Bedeutung dieses wegen seines Gesanges geschätzten Vogels als Haustier, die vielfältigen Rezeptionen in der Kunst und deren Zucht im Harz (Harzer Roller), sowie deren Nutzung im Bergbau.

[4] Stumpe 2008, 3

[5] In späteren Ausgaben als „Brehms Tierleben" bekannt. Weiteres hierzu:

http://de.wikisource.org/wiki/Bilder_aus_dem_Thiergarten_(1) (Abgerufen am: 15. Februar 2010)

[6] Stumpe. 2008, 3f

[7] Ruhe 1960, 12f



Abb. 2: Ausschnitt der Afrikasammlung im Tiermuseum Alfeld nach der Restaurierung 1996. Quelle: www.alt-alfeld.de (abgerufen am 10.01.2010).

Diese kurze Nacherzählung veranschaulicht den ebenso komplizierten, wie gefährlichen Etappenhandel, der nicht zuletzt auch auf die Unvorhersehbarkeiten einer solchen Reise zurückzuführen ist. Diese Unternehmungen waren auch in späteren Zeiten mit großen Risiken verbunden. So hatte die Firma Ruhe in ihrer Geschichte insgesamt 12 Tote auf ihren Reisen und Tierfangexpeditionen zu beklagen.

Ab 1873 wurden vermehrt exotische Säugetiere von den Schiffsreisen mitgebracht. In diesem Jahr wurde der Hauptsitz des Unternehmens von Grünenplan nach Alfeld verlegt. Als Grund hierfür kann die bessere Verkehrsanbindung angeführt werden, da Alfeld seit 1853 eine Bahnanbindung besaß. Es ließen sich keine Hinweise darauf finden, warum keine Verlegung in die Nähe der größeren Seehandelshäfen angestrebt wurde.

Im Alter von 55 Jahren verstarb Ludwig Ruhe und sein Sohn Hermann Ruhe sen. (1861-1923) führte das Unternehmen weiter. Unter ihm wurden eigene Tierfangexpeditionen ausgesandt und Außenstellen sowie Fang- und Sammellager in Malaysia, Burma (heute: Myanmar), auf Sumatra und Java, in Indien, Abessinien (Hochland im heutigen Äthiopien), Südwestafrika und Kamerun eingerichtet.

Durch den steigenden Handel mit exotischen Großtieren trat das Unternehmen mit dem ebenfalls in Grünenplan ansässigen Tierhandelsunternehmen von

Carl und Hermann Reiche in Konkurrenz.[8] Obwohl die Firma Reiche sich bereits vor 1844 der Einfuhr exotischer Tiere widmete, ist es der Name Hagenbeck, der heute durch seinen Tierpark, den Zirkus und seine großen Tiertransporte mit dem Tierhandel verbunden wird.

Die direkte Konkurrenz vor Ort belebte zwar das Geschäft, war aber auf Dauer für beide Unternehmen eine so starke Behinderung, dass ein mündliches Abkommen getroffen wurde. Die Firma Ruhe sollte sich auf den Handel mit Kanarienvögeln beschränken und Carl Reiche konzentrierte sich auf das Geschäft mit Großtieren. Dieses Abkommen wurde bis zum Jahrhundertwechsel befristet. Kurz nach dem Ablauf dieses „Gentlemen's Agreement" nahm Ruhe den Handel mit exotischen Tieren wieder auf und begann zu expandieren. Das Betriebsgelände an der „Weißen Erde" mit Quarantänestation und eigenem Vogelhaus wurde 1904 eingeweiht.[9] Fünf Jahre später kaufte Hermann Ruhe sen. das Unternehmen von Carl Reiche auf und übernahm den gesamten Tierbestand, dessen Fachkräfte und Tierreisende.[10] In dem darauffolgendem Jahr wuchs die L. Ruhe KG zum größten Tierhandelsunternehmen in Deutschland heran und behielt diese Stellung bis in die 70er Jahre des letzten Jahrhunderts.[11] Er übertraf damit Carl Hagenbeck in Hamburg, was wahrscheinlich eine Folge des Boykotts der zoologischen Gärten in Deutschland gegen Hagenbeck war. Dieser hatte 1907 seinen eigenen Tierpark in Hamburg-Stellingen eröffnet und beabsichtigte einen Weiteren in Berlin zu eröffnen. Er trat somit in Konkurrenz zu den schon bestehenden Tiergärten in diesen Städten. Der Tierpark Hagenbeck war äußerst erfolgreich und einer der ersten mit weitläufigen Außengehegen, in denen sich die Tiere in einer kulissenhaften Panoramalandschaft frei bewegen konnten. Die überdachten Unterkünfte wurden vor den Besuchern im Verborgenen gehalten. Auch sollte auf Gitter oder Zäune so weit wie möglich verzichtet werden. Auf diese zur Schaustellung von Tieren in Panoramen meldete Carl Hagenbeck 1896 ein Patent an.[12]

Ein Jahr vor dem Ausbruch des ersten Weltkrieges, in dem die Expansion des Tierhandels zum Stillstand kam, wurde mit dem Bau der Villa Ruhe in der Kalandstraße gegenüber der Quarantänestation begonnen. Trotz des Niedergangs im Welthandel, wurden immer wieder Sendungen mit Kanarienvögeln nach Übersee verschifft. Nach dem Krieg, befand sich Hermann sen. in New York wo dessen Filiale inzwischen aus einer 3,5 ha große Quarantänestation in Brooklyn, sowie Ausstellungs- und Geschäftsräumen am Broadway bestand. Es erfolgte ein Wechsel in der Geschäftsstrategie. Die erworbenen Tiere sollten nicht mehr in Alfeld „zwischengelagert", sondern direkt in die Vereinigten Staaten eingeführt werden.[13]

[8] Weiteres hierzu: Dittrich, L. (1997): Alfeld, hundert Jahre ein Zentrum des Handels mit fremdländischen Wildtieren. Jahrbuch Landkreis Hildesheim. S. 57 - 65

[9] Auf diesem Gelände steht heute die Schulrat-Habermalz-Schule (ehem. Orientierungsstufe Alfeld).

[10] Stumpe 2008, 3ff

[11] Dreesbach 2005, 54

[12] Dittrich, Rieke-Müller 1998,189ff

[13] Stumpe 2008, 5f

Der Handel mit Kanarienvögeln stellte einen Rückzugsmarkt in wirtschaftlich schlechten Zeiten dar. Neben diesem lag ein Hauptinteresse des Unternehmens auf dem afrikanischen Kontinent und der Einfuhr der dort gefangenen Tiere nach Nordamerika, wo viele zoologische Gärten und Zirkusse mehr als die Hälfte ihres Tierbestandes von Ruhe bezogen.

Im Jahre 1923 verstarb Hermann Ruhe sen. und sein Sohn Hermann Ruhe jun. (1895-1978), damals 28 Jahre alt, übernahm das Unternehmen. In den zwanziger Jahren erreichte der Handel mit Kanarienvögeln sein Maximum. Es wurden 150 000 Vögel im Jahr verhandelt. So war es auch möglich, den Verlust von 80 000 Reichsmark für eine gescheiterte Expedition in Afrika zu verkraften. In diese geschäftlich äußerst abwechslungsreiche Zeit für das Unternehmen Ruhe fällt auch die Ausrichtung von „Völkerschauen" in den zoologischen Gärten und auf dem Oktoberfest. Einige davon wurden auch in Zusammenarbeit mit John August Hagenbeck,[14] dem Bruder von Carl Gottfried Hagenbeck, durchgeführt. So wurde eine „Lappen-Schau" 1926, das „Somalidorf aus Abessinien" und die „Riesenvölkerschau" im Jahr 1927 auf dem Oktoberfest in München gezeigt. Bei diesen Veranstaltungen wurden indigene Völker eines fremden Landes mit ihrer Kleidung und Geräten bei der Verrichtung ihrer alltäglichen Arbeiten präsentiert, dies zum Teil mit erheblichem Aufwand von Kulissen und in der Ausstattung mit Tieren. Diese „Völkerschauen" riefen ein großes Interesse bei den Besuchern hervor. Sie bedienten viele damalige Vorurteile gegenüber fremden Völkern, und die dort gezeigten Menschen starben häufig an Infektionskrankheiten oder versuchten zu entfliehen und wurden wieder „eingefangen".

Die Pflege der eingetroffenen Tiere bereitete große Probleme, dies ist nicht nur auf die Ernährung der Tiere zurückzuführen, die in den Anfangszeiten des Tierhandels und bei selten Arten zum großen Teil auf dem „Try and Error-Prinzip" beruhte, sondern auch auf Krankheiten und Parasiten, welche vor der Einführung von Antibiotika schwer zu behandeln waren. So konnte eine leichte Infektion durchaus zum Tod führen. Vor allem die Akklimatisierung bereitete den importierten Tieren große Probleme. Zum Ausgleich und der Gewöhnung an die mitteleuropäische Witterung wurde 1929 in Cros de Cagnes an der französischen Riviera eine Akklimatisierungsstation eingerichtet.[15]

Es fällt natürlich nicht schwer aus einer heutigen anachronistischen Sichtweise eine wertende Aussage über den damaligen Umgang mit den Tieren und deren Haltungsbedingungen oder die Ausrichtung von „Völkerschauen" zu treffen. Viel schwerer ist es demgemäß das Weltbild und die Einstellung eines Menschen ge-

[14] Weiteres hierzu: Ruhe, H. (1960): Wilde Tiere frei Haus. München. Copress-Verlag; und Dreesbach, A. (2005): Gezähmte Wilde: die Zurschaustellung „exotischer" Menschen in Deutschland 1870 - 1940. Campus, Frankfurt/Main; sowie Grewe, G. (Hrsg.) (2006): Die Schau des Fremden. Ausstellungskonzepte zwischen Kunst, Kommerz und Wissenschaft. Steiner, Stuttgart

Mit dem Unternehmen Hagenbeck in Hamburg pflegte Ruhe trotz der direkten Konkurrenz einen freundschaftlichen Kontakt.

[15] Stumpe 2008, 7f

genüber einem Tier zu einem historischen Zeitpunkt nachzuvollziehen. Hermann Ruhes jun.: „*In unserem Beruf hat die Tierliebe das Geschäftliche immer auf die zweite Stelle zu verweisen.*“[16] Festzuhalten aber ist, dass die Tiere für einen Geschäftsmann ein Handelsgut darstellten und dessen Überleben und Wohlbefinden allein im Sinne des Profites zu sichern war.

Die Gestaltung zoologischer Gärten in aller Welt und deren Belieferung mit dem gesamten Tierbestand durch die Firma Ruhe fällt ebenfalls in die Zeit der zwanziger und dreißiger Jahre. So wurden neben den Zoos in Genf, Zürich, München, Nürnberg, Detroit und St. Louis, auch die von Rotterdam und Paris eingerichtet und mit Tieren beliefert. Herrmann Ruhe jun. war es möglich insgesamt 122 der seltenen Orang-Utans zu erwerben. Kurz darauf verbot Sumatra die Ausfuhr dieser, in ihrem Bestand gefährdeten, Tiere.[17]

Durch die Verschärfung der wirtschaftlichen Lage geriet der Zoo Hannover 1930 in einen finanziellen Engpass. Aus dieser Notlage entstand eine Übereinkunft der Stadt mit Hermann Ruhe jun., welcher seinen Tierbestand an den Zoo verlieh und ein Jahr später die Leitung des Selbigen übernahm. So konnte er weiterhin frei mit den Tieren handeln und bei Bedarf disponieren. Der Tierbestand im Zoo durfte aber nicht unter einen Wert von 100 000 Reichsmark fallen. Trotz des Aufstieges in den Stand eines Zoodirektors, blieb der Handel mit Tieren vorherrschend, was zu einem ständigen Wechsel im Tierbestand führte und Kritiker dazu veranlasste, den Zoo als „reine Verkaufsausstellung“ zu bezeichnen. Trotz der steigenden Besucherzahlen besserte sich die finanzielle Lage des Zoos kaum. Zu der erneuten Inflation kamen die Kosten der Umgestaltung und Modernisierungen der Anlagen. Die Tabelle 1 vermittelt einen kleinen Eindruck des Tierbestandes der Firma Ruhe im Jahr 1930.

Am Rande sei nur erwähnt, dass in den zwanziger und dreißiger Jahren das Interesse an Zirkusengagements durch das Unternehmen Ruhe wuchs. So wurden Seelöwen, Schimpansen, Bären, Kamele, Zebras, alle Arten von Raubkatzen, aber auch Elefanten und Pferde von Domteuren dressiert und als fertige Aufführungen an Zirkusse in aller Welt verkauft oder vermietet. Beispielsweise trainierte der zu jener Zeit berühmte Raubtierdresseur August Möltke seine Tiger in Alfeld.[18]

Innerhalb der dreißiger Jahre waren die Umsätze mit Kanarienvögeln von 40 % auf 17 % gefallen, was aber durch das Geschäft mit Großtieren wieder ausgeglichen wurde. Hermann Ruhe jun. strebte die Verlegung des Tierhandelsgeschäftes nach Hannover an, aber dazu kam es nicht mehr, dies verhinderte der Ausbruch des Zweiten Weltkrieges. Für das Unternehmen Ruhe folgten die schwersten Jahre in ihrer Geschichte.

[16] Ebd. 2008, 7
[17] Ebd. 2008, 8
[18] Ebd. 2008, 7ff

Tierbestandsliste der Firma L. Ruhe KG von 1930 (unvollständig)

DICKHÄUTER:

		RM
Elephas africanus	0,1 Elefant, import. Zentralafrika, Rückenhöhe 1,10 m	20 000.—
„ maximus	0,3 ind. Elefant, jung Rückenhöhe 1,20—1,50 m .... Stück	8 000.—
„ sumatranus	1,0 Sumatra-Elefant „ 1,55 m	4 000.—
„ „	0,1 „ „ 1,75 m	6 000.—
„ „	0,1 „ „ 1,10 m	8 000.—
„ „	0,1 „ „ 1,30 m	7 000.—
„ „	0,1 „ „ 1,80 m	7 000.—
Diceros bicornis	1,0 Nashorn, Zentralafrika, 90 cm Rückenhöhe	20 000.—
„ „	1,0 „ Südafrika, acclim. 1,20 mtr. Rückenhöhe ..	25 000.—
„ „	1,0 „ „ 80 cm Rückenhöhe	18 000.—
„ „	0,1 „ „ 70 cm „	20 000.—
„ „	0,1 „ „ 1,30 m „	25 000.—
Tapirus indicus	0,1 Schabrackentapir, acclim. 80 cm Rückenhöhe	2 500.—

EINHUFER:

Equus zebra	0,1 Bergzebra, handzahm, acclim.	4 000.—
„ quagga boehmi	2,1 Böhms Zebras, 1—2jährig, acclim. .... Stück	1 800.—
„ „ chapmani	1,2 Chapman-Zebras, acclim., 2—3jährig .... „	2 000.—
„ „	2,8 „ frisch import. Fohlen bis 2jährig	

HIRSCHE:

Cervus canadensis	0,2 nordam. Wapitihirsche, erw. .... Stück	2 500.—
„ „	1,1 „ „ jung, Europa geboren .. Paar	3 000.—
„ marai altaicus	3,3 Altai Marale, importiert .... Paar	4 000.—
Rucervus eldi	1,1 Leierhirsche, erw., Prachtexemplare .... Paar	3 000.—
Mazama rufa	0,1 amerik. Spießhirsch, erw.	200.—
Rusa axis	1,0 Axishirsch, importiert	450.—

ANTILOPEN:

Giraffa tippelskirchi	0,1 Giraffe (Tippelskirch), eingewöhnt, Größe ca. 2,40 m ..	12 000.—
Taurotragus oryx	1,0 Elen-Antilope, 4jähr., Südafrika	3 000.—
„ „	0,1 „ „ m. 0,1 Jungen, Westafr., halberw. zus.	4 500.—
„ „	1,1 „ „ 3/4 erw., Ostafrika .... Stück	2 500.—
„ „	0,1 „ „ 3/4 „ „ handzahm	2 000.—

Tab. 1: Auszug aus der Tierbestandsliste der Firma L. Ruhe KG der Saison 1930 (Zahlen vor dem Komma männliche Tiere und nach dem Komma weibliche Tiere, Preise in Reichsmark. Die angegebenen wiss. Namen entsprechen teilweise nicht mehr der heute gültigen Nomenklatur). Quelle: Ruhe H (1960) Wilde Tiere frei Haus. Copress Verlag, München. S.184.

Die Auslandsvertretungen wurden größtenteils beschlagnahmt und der Zoo Hannover war bei Kriegsende von 118 Bombenkratern ruiniert. Der Wiederaufbau verlief ebenso schleppend wie der Handel mit Tieren, dessen Bestand durch

Hunger und Krankheiten dramatisch geschrumpft war.[19] Trotz dieser Umstände ergab sich die Möglichkeit der Planung und kompletten Ausstattung des 1949 eröffneten „*Ruhr-Zoos*“ in Gelsenkirchen.

Nach einer kurzen Phase des florierenden Tierhandels in den 50er Jahren und Anfang der sechziger Jahre, in der die meisten zoologischen Gärten ihren Tierbestand wieder auffüllten, begann der langsame Niedergang des Unternehmens Ruhe. Die Villa wurde 1957 verkauft und vier Jahre später übergab Hermann Ruhe jun. das Tierhandelsgeschäft an seinen Sohn, dem dritten Herrmann Ruhe (1924-2003) in Folge. 1972 übernahm die Stadt wieder die Leitung über den Zoo Hannover und im gleichen Jahr wurde ein Zoo in Brunkensen, wenige Kilometer von Alfeld entfernt, eingerichtet. Ein neuer Geschäftszweig wurde mit dem Aufbau von 15 Autosafaris im In- und Ausland in den Jahren 1969 - 1990 mit den dazu gehörigen Tieren erschlossen. Im Jahr 1977 wurde das Betriebsgelände an der „Weißen Erde“ in Alfeld abgerissen. Im folgenden Jahr starb Hermann Ruhe jun. im Alter von 83 Jahren. Der Handel mit Kanarienvögeln kam fast vollständig zum erliegen. Nach dem zweiten Weltkrieg kamen die sonst unverkäuflichen nicht singenden weiblichen Vögel nach Amerika und nach Japan, wo Kanarienvögel zu viel günstigeren Preisen gezüchtet wurden. Hinzu kam, dass die Züchter in Deutschland ihre Vögel nun direkt an ihre Kunden verschickten. Durch die Einrichtung des Zoos und der Autosafaris konnte sich das Unternehmen noch weitere 16 Jahre halten, bis es 1993 Konkurs anmelden musste. Der im Besitz der Firma verbliebende Zoo in Brunkensen wurde vom Zirkus Fliegenpilz übernommen, welcher den Zoo aber Ende der 90-iger Jahre ebenfalls schließen musste. In Alfeld legen heute die gründerzeitliche Villa, das Familiengrab und die Herrmann-Ruhe-Straße Zeugnis über diese Tierhandelsvergangenheit ab.

3 Der Tierfang und Transport

Die Anfänge des Tierfanges waren im 19. und Anfang des 20. Jh. von mehrmonatigen Expeditionen geprägt. Die europäischen Tierfänger brachen, ausgestattet mit beträchtlichen Geldmitteln, zu ihrem Reiseziel auf und sammelten dort Tiere in großer Anzahl, um diese manchmal erst ein Jahr später nach Europa zu verschiffen. Entweder wurden die Tiere vor Ort von einheimischen Fängern und Kontaktpersonen aufgekauft oder durch eigene Fangexpeditionen beschafft. Hierbei war dem Tierhändlern in der Heimat, durch die fehlenden Kommunikationsmittel, oft nicht klar welche Tiere eingekauft wurden. Die Geschäftsreisenden kauften, was gerade angeboten oder zu beschaffen war.

Die Raubtiere wurden meist mittels Gruben, Kastenfallen oder Netzen eingefangen, Fluchttiere wie Antilopen, Zebras und Giraffen hingegen in einer Hetzjagd von der Herde getrennt und mit dem Lasso oder einer Schlinge vom Pferde, später

[19] Ruhe 1960, 227ff

vom Geländewagen aus gefasst. Diese Verfolgungsjagden durften allerdings nicht zu lange dauern, um eine Überanstrengung der Tiere und somit deren möglichen Tod zu vermeiden (siehe Abb. 3).



Abb. 3: Einfangen einer Giraffe mit dem Lasso vom Geländewagen aus.
Quelle: Ruhe H (1960) Wilde Tiere frei Haus. Copress Verlag, München. S. 289.

Besonderes Augenmerk lag hierbei auf den Jungtieren, die für zoologische Gärten besonders interessant waren, da sich diese durch die Aufzucht leichter zähmen ließen. Zur Durchsetzung dieser Prämisse konnte das Muttertier auch getötet werden. Nach dem Fang war der Transport der Tiere eine äußerst schwierige Aufgabe. Die Tiere mussten tagelang am Halfter zur Küste oder zur nächsten Eisenbahnstation geführt werden. Dabei ist es bemerkenswert, dass dies auch mit Elefanten und Nashörnern geschah.[20] Begleitet wurden die Tiertransporte nach Europa zuweilen von Einheimischen, welche die Pflege der Tiere übernahmen. Die Verwunderung, die diese Ausländer durch ihre Fremdartigkeit auf den Europäer des 19. Jh. und Anfang des 20. Jh. ausübten, führte bei den Tierhändlern zu der Idee sogenannte „Völkerschauen“ zu veranstalten.[21]

Auch der Transport per Schiff stellte einen großen Stressfaktor für die Tiere dar. Durch enges Aneinanderstellen der Transportkisten versuchte man, den Platzmangel unter Deck zu kompensieren. Dabei wurde keine Rücksicht auf die natürlichen Feindschaften der Tiere untereinander genommen. Mit der Verbesserung der Infrastruktur ging eine erhebliche Verkürzung der Transportdauer einher und die großen Fangexpe-

[20] Ruhe 1965, 270ff

[21] Weiteres hierzu: Hagenbeck, C. (1909): Von Tieren und Menschen. Vita Deutsches Verlagshaus Berlin 1909

ditionen mit Trägern und Pferden konnten durch kleinere motorisierte Gruppen ersetzt werden. Die Fortschritte in der Veterinärmedizin, wie die Nutzung von Betäubungsmittel und Antibiotika, führten zu einer erhöhten Überlebenschance der Tiere.

4 Die Haltungsbedingungen

Die moderneren Haltungsbedingungen[22] führten, neben den eigenen Zuchterfolgen der zoologischen Gärten seit den sechziger Jahren, zu einer erhöhten Überlebenschance und somit zu einem geringeren Bedarf an neuen Tieren. Zu den verbesserten Haltungsbedingungen gehörte die Einführung offener Gehege.[23] Diese sind von einem Grabensystem umgeben, das von den Tieren ohne weiteres übersprungen werden kann, aber als eine symbolische Grenze ihres künstlichen Territoriums wahrgenommen wird. Die theoretische Grundlage dieser Entwickelung geht auf den Schweizer Heini Hediger, einem Mitbegründer der Tiergartenbiologie, zurück. Dieser erkannte, dass nicht die räumliche Quantität, sondern die räumliche Qualität für ein Tier von ausschlaggebender Bedeutung ist. Wenn die wesentlichen Fixpunkte eines Territoriums, wie Futterstelle, Bade- und Trinkstelle, Vorratsstelle usw., gegeben sind, verlassen die Tiere ihr heimisches Zoo-Territorium nicht, um es gegen eine unbekannte vielleicht risikoreiche Fremde einzutauschen.[24] Aus diesem Grund können Gehege viel kleiner sein als das ursprüngliche Territorium einer Tierart in Freiheit. Den wissenschaftlichen Beweis hierfür konnte Lothar Dittrich in den 1960 Jahren im Zoologischen Garten Hannover an Antilopen und Zebras erbringen.[25] Diese Tatsache wird als eines der Hauptargumente für die Haltung von Tieren in Zoos gegen deren Kritiker angeführt. Dieses kann allerdings nur für territorial veranlagte Tierarten, wie z. B. Ungulaten herangezogen werden. Die unter dem Namen *„Hannover Mout System"* bekannte Anlage von Gehegen wurde in vielen zoologischen Gärten in der ganzen Welt seit Anfang dieses Jahrhunderts angewendet (siehe Abb. 4).[26]

Einem, der natürlichen Umgebung der Tiere nach empfundenem, Gehege wird heute eine große Bedeutung beigemessen. Wurden die Gehege noch in den 50er Jahren des letzten Jahrhunderts unter der Anwendung von künstlichen Stoffen wie Glas, Beton, Edelstahl und Kunststoff, mit dem Hinweis auf die besseren hygienischen Bedingungen, konzipiert, so geht man heute davon aus, dass eine natürliche Umgebung das Wohlbefinden eines Tieres soweit steigert, dass auch die Resistenz gegenüber Krankheiten und Parasiten erhöht wird. Allerdings hat der größere

[22] Die hier im Weiteren aufgeführten Beispiele stellen nur einen kleinen Teil der Veränderungen in den Haltungsbedingungen der letzten 50 Jahre dar.

[23] Die Anlage von Panoramen durch C. Hagenbeck 1907 war bereits eine große Umwälzung in den Haltungsbedingungen.

[24] Schmidt 2001, 121f

[25] Dittrich 1977, 45ff

[26] Petzold 2001, 1413

Anteil bei der Gestaltung eines modernen Geheges heute einen eher edukativen Charakter. Dem Besucher soll ein typischer Biotopausschnitt präsentiert werden. So überrascht es nicht, dass die Qualität der Haltungsbedingungen nicht an deren Naturähnlichkeit, sondern vielmehr an deren Funktionalität gemessen wird.



Abb. 4: Anwendung der Theorie der symbolischen Grenzen eines künstlichen Territoriums im Kamelgehege des Tierparks Hellabrunn in München durch einen kleinen Graben. (Schmidt (2001)

Lothar Dittrich formulierte 1986 fünf Kriterien zur Beurteilung der tierschutzgerechten Adaptation eines Tieres in einem künstlichen Haltungssystem.[27]

1. Gehaltene Tiere müssen eine gute physische und psychische Kondition haben. Diese lässt sich am Erscheinungsbild, sowie an der Bewegungs- und Reaktionsfreudigkeit der Tiere ablesen.
2. Gehaltene Tiere müssen durchschnittlich älter werden als die in der Natur. Es gibt keinen Mangel an Nahrung und keine Feinde, Krankheiten werden behandelt und Parasiten bekämpft.
3. Gehaltene Tiere müssen sich reproduzieren und ihre Jungen allein und störungsfrei aufziehen. Fortpflanzung und Aufzucht der Nachkommen erfolgen erfahrungsgemäß erst, wenn alle anderen Lebensbedürfnisse befriedigt sind.

[27] Dittrich 1986, 21ff

4. Gehaltene Tiere müssen eine gute Widerstandkraft gegen allgemein verbreitete Krankheitserreger besitzen. Häufige infektiöse Erkrankungen sind ein Hinweis auf inadäquate Haltungsbedingungen.
5. Gehaltene Tiere dürfen keine Verhaltensstörungen zeigen. Krankhaftes Verhalten ist eine Reaktion auf anhaltend inadäquate Lebensbedingungen.

Diese hochgesteckten Ziele der heutigen Tierhaltung stehen in keiner Beziehung der Transport- und Haltungsbedingungen, wie die Fütterung nach dem „Try and Error-Prinzip“[28] oder die Unterbringung während Zugreisen in übereinander gestapelten Kisten,[29] welche sich aus den Erzählungen und Berichten Ende des 19. und Anfang des 20 Jh. herleiten lassen.

Trotz dieser Kriterien ist zu bedenken, dass ein andauerndes Wohlbefinden der Tiere in menschlicher Obhut, wie es von manchen Tierschützern und Zoologen gefordert wird, zu einer Art „Wohlstandsverwahrlosung“ führt, welche bei einer naturnahe dosierten Verabreichung von Stress vermieden werden kann.[30]

Es ist festzuhalten, dass zoologische Gärten für den Menschen ausgelegt sind und nicht für die Tiere. Das finanzielle Überleben ist abhängig von den Besucherzahlen und der Unterstützung durch die Gesellschaft. Bei der Auswahl des Tierbestandes wird der sogenannte „Schauwert“ einer jeweiligen Tierart berücksichtigt und die Anlage der Gehege wird zwar nach den Bedürfnissen der Tiere ausgerichtet, aber auch nach denen einer schaulustigen Besucherschaft. Die Bereitstellung einer kontrollierten Naturerfahrung kann zu einer Sensibilisierung und Beschäftigung des geneigten Besuchers mit der jeweiligen Art und den Inhalten des Artenschutzes führen. Bei den sich daraus ergebenden Mensch-Tier Beziehungen muss jedoch zwischen den in freier Wildbahn lebenden Tieren und ihren in menschlicher Verwahrung befindlichen Artgenossen unterschieden werden. Das Verhalten eines Tieres stellt immer eine Auseinandersetzung mit seiner Umwelt dar. Ein Tier in menschlicher Obhut wird sich niemals so verhalten, wie ein wildlebender Artgenosse. Ein Löwe in einem Zoologischen Garten nähert sich der dargeboten Fleischportion nicht schleichend und eine eingewöhnte Antilope an der Wasserstelle wird so lange trinken bis sie gesättigt ist, ohne nach herannahenden Gefahren Ausschau zu halten.

[28] Hagenbeck 1909, 52f
[29] Ebd. 1909, 56ff
[30] Schmidt 2001, 124

5 Die Entwicklung der Tierschutzgesetzte

„Wer Tiere quält,
ist unbeseelt,
und Gottes guter Geist ihm fehlt.
Mag noch so vornehm drein er schauen,
man sollte niemals ihm vertrauen.“
Johann Wolfgang von Goethe

5.1 Die Ursprünge des modernen Tierschutzes in England

Die heute gültigen Bestimmungen zum Artenschutz haben eine Entwicklung durchlaufen, die ihren Ursprung in England nahm und an denen die Mentalitätsgeschichte des Tierschutzes gut nachvollzogen werden kann. Die rein anthropozentrische Sichtweise in der dem Tier jedes Gefühl und Recht abgesprochen wurde[31], war allerdings auch hier bis in das späte 18. Jh. verbreitet. Dies zeigt sich in der Belustigung der Menschen durch Hahnenkämpfe, Katzenknüppeln oder Gänsewerfen[32] genau wie in den damals üblichen Misshandlung und der Quälerei des Nutzviehs. Die unterweisenden Schriften und Zeitungsartikel gegen die Tierquälerei, die bereits Anfang des 18. Jh. auftraten, führten in England um 1770 zu den ersten Verurteilungen wegen dieses Vorwurfes. Die erste bekannte Verordnung in Mitteleuropa zum Schutz eines Tieres von 1781 sollte der Quälerei beim Viehtrieb durch die Straßen von London Einhalt gebieten. Unter einer kleinen Gruppe aus Künstlern, Theologen und Intellektuellen verbreitete sich die Einsicht, dass ein Tier ebenso wie ein Mensch zu Gefühlen, wie Leid oder Schmerz, fähig ist. Diese Erkenntnis stellt die Grundlage eines jeden modernen Tierschutzgesetzes dar. Hierbei wird heute in Deutschland zwischen Wirbellosen- und Wirbeltieren unterschieden, wobei Letzteren ein besonderer Schutz aufgrund eines vermutlich gesteigerten Gefühls- und Schmerzempfindens zugesprochen wird. In der Zeit des frühen Tierschutzes galt allerdings die Sorge nicht in erster Linie dem Tier, sondern dass ein Mensch, der Tiere quälte und misshandelte, dasselbe Verhalten auch gegenüber Menschen zeigen könnte.[33] Die unteren Bevölkerungsschichten, denen diese erzieherischen Schriften nur schwer zugänglich waren, schenkten diesen verständlicherweise nur wenig Beachtung. Unter dem teilweise „tierfreundlichen“ Adel und Bürgertum zeichneten sich Bestrebungen ab, gesetzmäßige Ordnungen zu schaffen, die nach einigen gescheiterten Anläufen unter der Mitwirkung von

[31] Im restlichen Mitteleuropa, insbesondere Frankreich, wurde eine Rechtlosigkeit des Tieres nicht vorausgesetzt, dies belegen die Tierprozesse des 13. bis 17 Jahrhunderts in welchen den angeklagten Tieren teilweise sogar ein Fürsprecher zugeteilt wurde. Allerdings ist dem Autor nicht bekannt, dass einer der Angeklagten in einem solchen Prozess freigesprochen oder ein mildes Urteil erhalten hätte. Weiteres hierzu: Dinzelbacher, P. (2006): Das fremde Mittelalter: Gottesurteil und Tierprozess. Magnus. Essen. S. 103-152

[32] de Vroede 1991, 61ff

[33] Im Bezug hierzu sei auf das einleitende Zitat verwiesen.

Lord Thomas Erskine 1822 umgesetzt wurden. Dieser sogenannte „*Martin's Act*" schützte zwar nur die landwirtschaftlichen Nutztiere, trotzdem wurde durch diesen das erste Mal von einer demokratisch gewählten Legislative die Sünde der Tierquälerei zu einer Straftat erklärt.[34] Bald darauf wurde 1824 die „*Society for Prevention of Cruelty to Animals*" (kurz: SPCA), die erste Tierschutzbewegung, gegründet. Durch diese Vereinigung, 1835 von der Königin Victoria zur Royal Society geadelte, erfuhr der Gedanke des Tierschutzes insgesamt eine Aufwertung innerhalb des Bürgertums und dem sich nach der Monarchie richtenden Adelsstandes. Damit wurde der Tierschutz ab der Mitte des 19. Jh. ein wesentlicher Teil der Humanitätsbewegung in England. Die Ausrichtung von Tierkämpfen wurde verboten und der Schutz auf Haustiere ausgedehnt. Die unteren Schichten der Gesellschaft erreichte dieses Gedankengut hingegen nicht und diese stellten sich voll Trotz gegen eine solche „Belehrung von Oben" im Umgang mit ihrem Nutzvieh. Für breite gesellschaftlich Kritik und eine darauffolgende Diskussion sorgten im 19. Jh. die öffentlichen Vivisektionen,[35] wie sie in England oder Frankreich u.a. von Louis Pasteur durchgeführt wurden. Eine eingesetzte Kommission kam zu dem Ergebnis, dass die gegenwertige Praxis nicht tragbar sei, aber auf Grund des Nutzens dieser Versuche für die Humanmedizin auf deren Durchführung unter Auflagen und der Vergabe einer Lizenz nicht verzichtet werden konnte.[36] Es handelt sich hier um eine grundlegende Regelung, wie sie auch heute in der deutschen Gesetzgebung zu finden ist.[37]

Im Jahre 1900 wurde das erste Gesetz zum Schutz von wilden Tieren in menschlicher Obhut verabschiedet. Bemerkenswert ist hierbei, dass dieses Gesetz nicht aus einer anthropozentrischen Sichtweise heraus begründet wurde, welche Gewalt gegen Tiere als rücksichtslos und ungebührlich charakterisierte. Zur Begründung wurden rein ethische Gesichtspunkte herangezogen. Die Zusammenführung aller Verordnungen und Gesetze zum Tierschutz in England erfolgte am 18. August 1911 unter dem „Protection of Animals Act" in dem nun beinahe alle Tiere in dem modernsten und weitreichendsten Tierschutzgesetzt der Welt aufgeführt wurden. Dieses Gesetz wurde zur Vorlage vieler Tierschutzgesetzgebungen in anderen Ländern.

[34] Pfeiffer 2004, 21ff

[35] Neben der eigentlichen Bedeutung von Vivisektion (sectio corporis vivi), der Zergliederung lebender Körper, werden auch Versuche an lebenden Tieren (und Menschen) anhand dieses Begriffes beschrieben. Auf den sogenannten Vivisektionsstreit der Jahre 1950 bis 1972 in Deutschland wird hier nicht weiter eingegangen.

[36] Pfeiffer 2004, 23f

[37] TierSchG §7 und §8 („Tierschutzgesetz in der Fassung der Bekanntmachung vom 18. Mai 2006 (BGBl. I S. 1206, 1313), das zuletzt durch das Gesetz vom 15. Juli 2009 (BGBl. I S. 1950) geändert worden ist")

5.2 Die Anfänge des Tierschutzes in Deutschland bis 1933

In vielen Bereichen ist in Deutschland im Vergleich zu England eine ähnliche, wenn auch zeitliche verzögerte Entwicklung zu beobachten. Die Entwicklungsgrundlage bildeten hier nicht die dem Tier zugeneigten Teile der gesellschaftlichen Schichten des Adels und des Bürgertums, die sich am Königshaus orientierten, sondern religiöse, philosophische und rechtstheoretische Überlegungen. Die religiösen Grundlagen sind einerseits dem Schrifttum der Bibel zu entnehmen, wie im 1. Buch Mose 1, 26: *„Wir Menschen, als Gottes Ebenbilder, sind für die Tiere verantwortlich“* oder aus den Salomonischen Sprichwörtern 12, 10: *„Der Gerechte erbarmt sich seines Viehs.“* und andererseits stark durch die Lehren von Thomas von Aquin, Augustinus und Franz von Assisi beeinflusst worden.[38]

Die rationalistische Philosophie des Rene Descartes (1596-1650) degradierte die Tiere zu rein reflexgesteuerten, empfindungslosen Wesen und stand im direkten Gegensatz zu der von Arthur Schopenhauer (1788-1860) vertretenen Ansicht: *„Mitleid mit den Tieren hängt mit der Güte des Charakters so genau zusammen, daß man zuversichtlich behaupten darf, wer gegen Tiere grausam ist, könne kein guter Mensch sein.“* (Schopenhauer 1979, §19, S. 128ff). Schopenhauer steht damit in Verbindung zu Johann Wolfgang von Goethe und entwickelte im Gegensatz zu Emmanuel Kant, der dem Tier noch keine Rechte zugestand, sich aber aus Gründen der zwischenmenschlichen Moral gegen Tierquälerei aussprach,[39] eine vom Mitleid geleitete Ethik.

Während des 19. Jh. wurden die ersten Tierschutzvereine in Deutschland gegründet und erste Schutzgebiete eingerichtet. Die Zahl derer, die dem Tier subjektive Rechte einräumten, wuchs. Durch diesen Mentalitätswandel wurde es aus rechtlicher Sicht erst möglich, ein Verbrechen an einem Tier zu begehen. Innerhalb aller deutschen Partikularstaaten - ausgenommen Lübeck - wurden in diesem Rahmen bis 1870 eigene Strafrechtsnormen gegen Tierquälerei in die Gesetzbücher aufgenommen. In Sachsen wurde 1836 unter dem Abschnitt *„Verletzung der Sittlichkeit“* eine *boshafte und mutwillige* Tierquälerei erstmals unter Strafe gestellt. Daraus wird ersichtlich, dass nicht der Schutz des Tieres im Vordergrund stand, sondern die Moral und Sittlichkeit der Bevölkerung. So wurde im Reichsstrafgesetzbuch von 1870/71 allein die öffentliche Misshandlung von Tieren unter Strafe gestellt. Trotz vieler Reformbemühungen und öffentlicher Kritik an der Vivisektion und dem Schächten von Tieren änderte sich von Seiten der gesetzgebenden Gewalt bis 1933 nichts an dieser Einstellung.[40]

[38] Pfeiffer 2004, 23f
[39] Kant 1838, 11.
[40] Pfeiffer 2004, 27f

5.3 Der Tierschutz im Nationalsozialismus

Als das Reichstierschutzgesetz 1933 erlassen wurde, konnte das nationalsozialistische Regime auf viele Entwürfe der Reformbewegungen zurückgreifen. Dieses fünfteilige erste eigenständige deutsche Gesetz zum Tierschutz beruht zwar auf rein ethischen Grundsätzen, die das Tier um seiner selbst willen schützte, wurde aber vorwiegend mit einer Rechtsunsicherheit und Rechtsungleichheit im Bereich der Vivisektion und der Tierquälerei, sowie mit der Tierliebe des deutschen Volkes begründet. Diese Tierliebe wurde ebenfalls, um die antisemitische Neigung des Gesetzgebers zu überdecken, als Begründung für das Reichsschlachtgesetzt angeführt, welche die Schlachtpraxis des Schächtens verbot.[41] Innerhalb kürzester Zeit wurden verschiedenste Verordnungen, wie die Naturschutzverordnung, erlassen und Institutionen, wie der Reichstierschutzbund und die Deutsche Gesellschaft für Tierpsychologie, geschaffen. Ein Schutz der Pflanzen wurde ebenso aufgenommen, wie Regelungen für Naturschutzgebiete. Es ist festzuhalten, dass der Natur- und Tierschutz für die Identifikation der Bevölkerung mit ihrem Land und für die Verbreitung der nationalsozialistischen Ideologie zunutze gemacht wurden.

5.4 Warten auf ein neues Tierschutzgesetz - die Jahre bis 1972

Nach dem zweiten Weltkrieg erwachte das Interesse am Tier- und Artenschutz erneut. In den Nachkriegsjahren bestand noch Unsicherheit um die Legitimität der alten Bestimmungen, aber die Kontrollbehörde ließ diese unangetastet, da die Ausarbeitung des Gesetztes auf Erkenntnisse zurückgriff, die vor dem Nationalsozialismus hergeleitet wurden. Die fünfziger Jahre können als eine Zeit der Vorschläge und Entwürfe für ein neues Tierschutzgesetz bezeichnet werden. An dieser Entwicklung war allerdings neu, dass die Tierschutzverbände, wie der Deutsche Tierschutzbund, mehr Mitspracherechte forderten. Allerdings blieb die Politik lange Zeit inaktiv und bis 1960 änderte sich daran nichts. Darauf folgten innerhalb der nächsten drei Jahre zwei kleinere Drucksachen[42] und ein Initiativantrag zur Schaffung eines neuen Tierschutzgesetztes, der aber scheiterte und eine weitere Phase des politischen Müßigganges einläutete, in der auf die große Strafrechtsreform gewartet wurde. Für die Tierschutzverbände war diese Situation nicht weiter hinnehmbar und so wurde weiter auf ein neues Tierschutzgesetz hingearbeitet. Allerdings sollte es erst 1972 soweit sein, wobei wieder auf Ergebnisse aus früheren Jahren zurückgegriffen wurde.[43]

Durch diese Passivität der Politik wiederholten sich die Ereignisse in der Dynamik der Entwicklungen des Tierschutzes. Die Anfänge in Deutschland und England waren gekennzeichnet durch einen steten Wandel in der Mensch-Tier-

[41] Ebd. 34f

[42] Dies waren die bundesweite Einführung eines CO_2-Luft-Betäubungsverfahrens für Schlachtvieh und ein Exportverbot für Schlachtpferde, von denen nur Letzteres umgesetzt wurde.

[43] Pfeiffer 2004, 195ff

Beziehung, der sich anfangs in einer kleineren Gruppe der Bevölkerung vollzog und versuchte, der breiten Masse durch „belehrende Maßnahmen von Oben“ ihre Ansichten näher zu bringen. Die weitere Entwicklung am Ende des 19. Jh. bis 1933 war geprägt durch eine Untätigkeit der gesetzgebenden Gewalt, trotz starker Proteste und Kritiken einer engagierten Öffentlichkeit. Die Idee des Tierschutzes war mit der Ideologie der Nationalsozialisten in weitem Maße vereinbar gewesen und die Möglichkeit der Gesetzgebung wurde von den Machthabern ausgiebig ausgenutzt. Hierbei wurde auf Resultate aus der Zeit der politischen Untätigkeit zurückgegriffen. Nach 1945 passierte trotz Drängen der Tierschutzvereine und anderer Initiativen von politischer Seite lange Zeit nichts. Bis das politische System die selbstauferlegten Voraussetzungen geschaffen hatte, um, wieder gestützt durch die früheren Jahre, aktiv zu werden.

Seit dem letzten Tierprozess in England um 1800 in Wendover und der Aufnahme der drei Worte *„und die Tiere“* in das Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland am 21. Juni 2002 hat ein grundlegender Wandel in den Mensch-Tier-Beziehung stattgefunden, der sich in den Gesetzestexten wiederfindet. Es wurde versucht, diese Veränderung hier in aller Kürze darzulegen.

Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland Artikel 20a
Der Staat schützt auch in Verantwortung für die künftigen Generationen die natürlichen Lebensgrundlagen und die Tiere im Rahmen der verfassungsmäßigen Ordnung durch die Gesetzgebung und nach Maßgabe von Gesetz und Recht durch die vollziehende Gewalt und die Rechtsprechung.

5.5 Der Tierhandel unter dem Aspekte der Tierschutzgesetze

Die Belange des Tierhandels in Deutschland blieben bis 1936 vom nationalen Gesetzgeber so gut wie unangetastet, da sich diese größtenteils auf die Misshandlung und Quälerei von Tieren bezogen und durch eine solche Tat einem Tierhändler natürlich schwerer wirtschaftlicher Schaden entstanden wäre. Was aber wiederum nicht erst mit der Naturschutzverordnung von 1936 wurden Vorgaben für den Transport und ein Verbot des Einfangens von Wildtieren gemacht. Solange es sich bei der Handelsware aber nicht um Nutzvieh oder deutsche Wildtiere, wie z. B. Vögel handelte, war ein Händler davon nicht betroffen. Selbst in dem Tierschutzgesetz von 1972 spielt der Handel mit Tieren nur eine untergeordnete Rolle. Es wurde nur eine Meldepflicht des Händlers bei der zuständigen Behörde verankert.[44]

Durch die Erkenntnis, dass der internationale Handel mit Tieren und vor allem mit deren Erzeugnissen die größte Bedrohung für die Artenvielfalt der Welt darstellt, wurde die Notwendigkeit von internationalen Abkommen zur Kontrolle dieses Handels unabdingbar. Das weitreichendste und bekannteste ist das

[44] Ebd. 286

„*Washingtoner Artenschutzübereinkommen*" (kurz: WA, oder „*Convention on International Trade in Endangered Species of Wild Fauna and Flora*", kurz: CITES) von 1973. Die Vorläufer dieses Abkommens sind mehrere regional oder auf wenige Arten begrenzte Übereinkünfte weniger Staaten.[45] Das WA regelt den Handel mit bedrohten oder gefährdeten Tieren und Pflanzen, sowie den aus ihnen produzierten Erzeugnissen. Insgesamt sind 8.000 Tier- und 40.000 Pflanzenarten erfasst. In Deutschland wurde dieses Abkommen 1976 ratifiziert und bis heute sind mehr als 174 Staaten beigetreten. Seit dem 1. Januar 1984 hat die Europäische Union (EU) das Abkommen einheitlich und verbindlich für alle EU-Staaten umgesetzt.

Die geschützten Arten sind in drei Anhängen aufgeführt, die nach der Gefährdung oder der gehandelten Mengen geordnet sind. Die Exemplare einer Art aus Anhang A oder B unterliegen einem EU-weiten Vermarktungsverbot. Der Import einer Art aus einem dieser beiden Anhänge ist nur nach Vorlage der Aus- und Einfuhrgenehmigungen des Herkunfts- und Importlandes möglich. Es existieren aber auch Ausnahmen von dieser Regelung, wie z. B. bei Antiquitäten oder künstlich vermehrten Pflanzenarten, welche aber ein Prüf- und Antragsverfahren durchlaufen müssen.[46]

Der legale Tierhandel wurde durch die nationalen und internationalen Artenschutzbestimmungen stark eingeschränkt. Dies führt aber teilweise zu der bizarren Situation, dass zoologische Gärten ihre überzähligen gezüchteten Tiere durch die bürokratischen Hürden nur schwer verkaufen oder an andere zoologische Gärten verhandeln können. Eine Möglichkeit ist hier die Abgabe an das Europäische Erhaltungszucht- oder an ein Auswilderungsprogramm. Die zoologischen Gärten weigern sich oft ihre Tiere sterilisieren zu lassen, da dies ein irreversibler Eingriff ist. Für die nicht bedrohten oder geschützten Tierarten ist ein Tauschhandel der zoologischen Gärten untereinander üblich.

Ein Handel mit exotischen Arten im großen Stil, wie ihn die Firma Ruhe noch in den fünfziger Jahren betrieb, war nun einerseits von der Nachfrage her nicht mehr gerechtfertigt und anderseits entweder verboten oder mit großem Verwaltungsaufwand verbunden.

Die Veterinärvorschriften sind in den letzten Jahrzenten ebenfalls stark verschärft worden. Ist in den Erzählungen Hermann Ruhes und Carl Hagenbecks noch davon berichtet, dass Zoodirektoren direkt an der Kaimauer standen um die Tiere zu erwerben, so ist nach dem zweiten Weltkrieg für den Schiffstransport einer Giraffe von Tanganyika (heute: Tansania) in einen nordamerikanischen Zoo eine dreimonatige Quarantäne im Ursprungsland, eine zweimonatige Quarantäne in Hamburg vor der Einfuhr in die Vereinigten Staaten und ein weiterer einmonatiger Aufenthalt in New Jersey vorgeschrieben. Mit der Reisedauer an Bord des Schiffes beträgt die Gesamtreisezeit siebeneinhalb Monate.[47] Durch die Globalisie-

[45] Weiteres hierzu http://www.cites.org/eng/news/world/30special.pdf (abgerufen am 15.03.2010)
[46] Weiteres hierzu: Bundesamt für Naturschutz, http://www.bfn.de (abgerufen am 20.01.2010)
[47] Ruhe 1965, 278f

rung der Wirtschaft, der verbesserten Infrastruktur und den verminderten Bedarf der Zoologischen Gärten sind heute Einzelbestellungen von nicht bedrohten oder geschützten Tierarten direkt in den Herkunftsländern üblich. Eine Unterbringung von Tieren beim Händler ist nun wirtschaftlich kaum mehr tragbar.

6 Öffnungszeiten und Wegbeschreibung

Jugendgästehaus Villa Ruhe

Alfeld ist aus Richtung Norden (Hannover) sowie aus Richtung Süden (Göttingen) über die Bundesstraße 3 oder über die Bahnanbindung der Stecke
Hannover - Göttingen zu erreichen.

Kalandstraße 8
31061 Alfeld/Leine
Gästetelefon: 05181-807540
http://www.villa-ruhe.de/

Das Jugendgästehaus befindet sich in der Kalandstraße 8 gegenüber der Schulrat-Habermalz-Schule (ehem. Orientierungsstufe Alfeld). Vom Marktplatz in der Altstadt von Alfeld ist die Villa Ruhe in östlicher Richtung über die „Obere Mühlenstraße" und deren Verlängerung der Kalandstraße zu erreichen

Tiermuseum Alfeld (Leine)

Öffnungszeiten:
Dienstag bis Freitags: 10.00 bis 12.00 Uhr und 15.00 bis 17.00 Uhr

Samstags und Sonntags 10.00 bis 12.00 Uhr
(Mai - September auch 15.00 bis 17.00 Uhr)

Schulklassen und andere Gruppen können auch nach Vereinbarung ins Museum, aber sie sollten sich, auch für die normalen Öffnungszeiten, vorher unter der folgenden Telefonnummer anmelden:

Museum der Stadt Alfeld
31061 Alfeld (Leine)
Am Kirchhof 4-5
Tel.: 05181/703-181
http://www.alfeld.de/bildung-kunst-kultur/stadtmuseum-tiermuseum.html

Vom Marktplatz in Alfeld ist das Tiermuseum in nicht einmal 200 m Entfernung in südöstlicher Richtung über die Straße „Über der Kirche" zu erreichen, vorbei am Rathaus und der St. Nicolai Kirche auf der rechten Seite.
Das Tiermuseum befindet sich neben dem historischen Gebäude der Lateinschule, welches das Stadtmuseum beherbergt.

Literatur

Baratay E, Hardouin-Fugier E (2000) Zoo. Von der Menagerie zum Tierpark. Verlag Klaus Wagenbach, Berlin.

Busch H (1993) Von Tafelmachern und Vogelhändlern. Hils und Verkehrsverein Grünenplan e.V., Alfeld Grünenplan.

de Vroede E (1991) Menschen spielen mit Tieren: Ganswurf, Gansritt, Hahnenschlagen. In: Mensch und Tier. Kulturwissenschaftliche Aspekte einer Sozialbeziehung. In: Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung NF 27. Jonas Verlag, Marburg. S. 61-81.

Grewe G (2006) Die Schau des Fremden. Ausstellungskonzepte zwischen Kunst, Kommerz und Wissenschaft. Steiner, Stuttgart.

Dinzelbacher P (2006) Das fremde Mittelalter. Gottesurteil und Tierprozess. Magnus-Verlag. Essen.

Dittrich L (1977) Das Verhalten von Ungulaten an Gehegegräben. In: Der Zoologische Garten NF 47 Heft 1. Akademische Verlagsgesellschaft Geest & Portig K.-G, Leipzig. S. 45-53.

Dittrich L (1986) Tiergartenbiologische Kriterien gelungener Adaptation von Wildtieren an konkrete Haltungsbedingungen. In: Militzer K (Hrsg.) Wege zur Beurteilung tiergerechter Haltung bei Labor-, Zoo- und Haustieren. Schriftenreihe Versuchstierkunde 12. Parey, Berlin, Hamburg. S. 21-32.

Dittrich L (1997): Alfeld, hundert Jahre ein Zentrum des Handels mit fremdländischen Wildtieren. Jahrbuch Landkreis Hildesheim. Gerstenberg, Hildesheim. S. 57-65.

Dreesbach A (2005) Gezähmte Wilde: die Zurschaustellung „exotischer" Menschen in Deutschland 1870 - 1940. Campus Verlag, Diss. Frankfurt/Main.

Hagenbeck C (1909) Von Tieren und Menschen. Vita Deutsches Verlagshaus Berlin.

Kant E (1838) Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. In: Rosenkranz K., Schubert FW (Hrsg.): Immanuel Kant's Sämmtliche Werke. Theil 7 Abtheilung 2, Voss, Leipzig.

Schopenhauer A (1979) Preisschrift über die Grundlage der Moral. Mit einer Einleitung von Hans Ebeling. Felix Meiner Verlag, Hamburg.

Petzold D (2001) Zoo Hannover. In: Bell CE (ed) Encyclopedia of the World´s Zoos, Volume 3. Fitzroy Dearborn Publishers, Chicago, London. S. 1413-1416.

Pfeiffer JL (2004) Das Tierschutzgesetz vom 24.Juli 1972. Die Geschichte des deutschen Tierschutzrechts von 1950 bis 1972. In: Rechtshistorische Reihe 294. Peter Lang. Diss. Kiel.

Ruhe H (1960) Wilde Tiere frei Haus. Copress Verlag, München.

Ruhe H (1965) Tierhandel einst und jetzt. Hannoversche Geschichtsblätter NF 19. Hahnsche Buchhandlung. Hannover. S. 265-283.

Schmidt CR (2001) Entstehung der und Bedeutung der Tiergartenbiologie. In: Dittrich L, v. Engelhardt D, Rieke-Müller A (Hrsg.): Die Kulturgeschichte des Zoos. Verlag für Wissenschaft und Bildung, Berlin. S. 117-128.

Stumpe H (2008) Bis ans Ende der Welt. In: Wolski G (Hrsg.) Alfelds wilde Zeiten - 125 Jahre Alfelder Stadtgeschichte. Alfeld. S. 2-11.

Internetquellen

http://www.alt-alfeld.de (abgerufen am 10. Januar 2010)

http://www.bfn.de (abgerufen am 20. Januar 2010)

http://www.cites.org/eng/news/world/30special.pdf (abgerufen am 15. März 2010)

http://de.wikisource.org/wiki/Bilder_aus_dem_Thiergarten_(1) (abgerufen am 15. Februar 2010)

Als wenn auf reicher Eb'ne der Theiß, des Wassers Schwall,
Am Erd'- und Himmelsrande ergießt sich überall,
Sich einet Himmel, Wasser, zu einem Riesenknauf,
Ein Inselberg nur raget aus solcher Flut herauf[1]



Auenbewirtschaftungsformen an der Theiß

Linda Szűcs

1 Einleitung

Wie die Finger einer Hand, formen die Nebengewässer einen riesigen Fächer, und mitten in der schützenden Bucht befindet sich die mäandernde Lebenslinie des Karpatenbeckens – die Theiß.

Der Name Theiß wurde schon vor 2000 Jahren von Plinius erwähnt. Woher diese Benennung stammt, ist bis heute nicht geklärt, da sie in den lateinisch-sprachigen ungarischen Quellen[2] unter den Namen Patissus, Tigas, Tisianus, Tysa, Tisia und Tysia aufzufinden ist. Die Herkunft des Namens ist vermutlich auf die eisenzeitliche (BCE 7.-6. Jahrhundert) Bevölkerungsgruppe im heutigen Gebiet von Szeged Namens „agathürsos" und „szigünna" zurückzuführen, die den Fluss „tijah" (Bedeutung Fluss) nannten.

[1] Zitat von Johann Arany In: Budas Tod: Eine Hunnensage; Epos in 12 Gesängen aus der ungarischen Übersetzung von Carl Mauer, Leipzig 1913

[2] In Gesta Hungarorum. Die Gesta Hungarorum (dt. „Taten der Ungarn") eines anonymen Autors (Namens Anonymus) ist ein geschichtliches Werk, eine sog. Gestae über die Ansiedlung der Ungarn etwa CE 895 bis zum Krönung Stephans I. in CE 1001.

Dieser Fluss spielt in der ungarischen Geschichte eine entscheidende Rolle. Seine Bedeutung spiegelt sich in der Sprache der Anwohner der Theiß wieder, wo das Wort „Getreide", das neben dem Fluss geerntet wurde, auch für „Leben" (ungarisch „élet") verwendet wird, die Dörfer neben dem Fluss als „Lebenskammer" (ungarisch „életkamrák") und „Getreideernte" als „Lebensdeckung" (ungarisch „élet-takarás") bezeichnet werden. Nicht zuletzt zeigen die ungarischen Volkslieder die tiefe Verbindung zur Theiß:

„Fischer bin ich in der Eb'ne weitem Kreis,
Wohn' in einer kleinen Hütte an der Theiß;
Braunes Mädchen, komm herzu und werde mein!
Stets wird meine Mutter deine Pfleg'rin sein.

Edelsteine, Gold und Silber hab' ich nicht,
Nur ein Hüttchen, das ein stilles Glück verspricht;
Doch ein feurig schlagend Herz hebt meine Brust,
Lechzend nach der Gegenliebe Himmelslust."[3]

2 Naturräumliche Beschreibung

In den Bergen von Máramaros (Maramuresch, Ukraine) in den Waldkarpaten, in einer Höhe von 1680 Metern, umgegeben von 1800-2000 Meter hohen Bergen verbirgt sich jene Quelle, die als kleines Rinnsal die Schwarze Theiß in die Welt setzt. Nach knapp 50 Kilometern vereint sie sich bei Rahó (Ukraine) mit der Weißen Theiß. Von diesem Punkt aus wird sie Theiß genannt, die Länge des Flusses (946 km) bemisst sich aber von der Quelle der Schwarzen Theiß (Gyukics 2007).

Bei der extremen Wasserführung der Theiß spielt die Morphologie des Einzugsgebietes eine wichtige Rolle. Aus den geologisch-morphologischen Eigenschaften ergibt sich, dass die Wasserreserve der umgebenden Randgebirge schnell abfließt, so dass Hochwasserwellen verstärkt auftreten.

Mit dem angesammelten Wasser vom Bogen der östlichen Karpaten tritt die Theiß in die Ebene von Szatmár (Sathmar), wo der Schwung ihres noch schnellen Wassers aus den höher gelegenen, steileren Tälern allmählich verloren geht und sich ihr Strom – unter Tiszabecs – im Flachland der Ungarischen Tiefebene maßgeblich verringert. Die regelmäßig kommenden großen Wassermassen im Frühjahr brechen oft aus dem Flussbett aus und bahnen sich neue Wege im tiefen Flachland, wodurch die charakteristischen Mäander entstanden sind (Gyukics 2007). Dies könnte ein wichtiger Siedlungsfaktor gewesen sein, weil dadurch in dem Überschwemmungsgebiet eine dreischichtige Tiefengliederung entstanden ist: erstens das immer von Wasser bedeckte niedrige Überschwemmungsgebiet, zweitens

[3] Volkslied „Fischer bin ich an der Theiß". Übersetzt von Mihály Agost Greguss (1825-1882) Aus: Ungarische Volkslieder übersetzt und eingeleitet von M. A. Greguss, Leipzig 1846

das periodisch überschwemmte Hochgebiet und drittens der überschwemmungsfreie Flussrücken (Tóth 2000), wo sich die o. g. Lebenskammern (kleinere Siedlungen) konzentrierten.

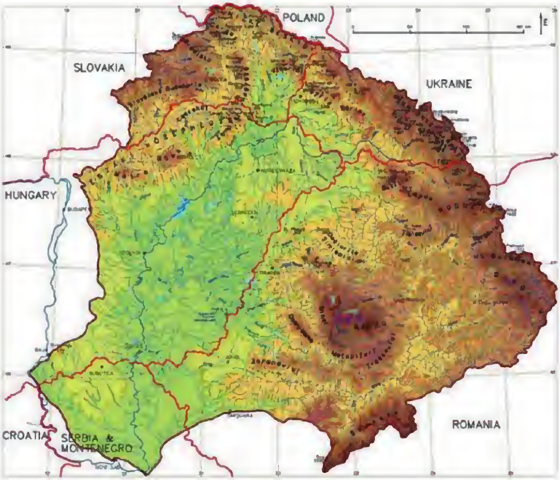


Abb. 1: Orographie und Flusssysteme des Theiss-Einzugsgebietes (Shmu et al. 2003)

Vor der Theißregulierung im 19. Jahrhundert wurden in den geographischen und kartographischen Beschreibungen die niedrigen Überflutungsgebiete als „perpetua stagna arundicta", und die hohen als „plagas inundationibus aquarum obnoxias" bezeichnet (Orosz 1992).

3 Auenbewirtschaftungsformen in der Geschichte Ungarns

Die Auengebietsnutzung an der Theiß wird von Bellon (2003) in drei Phasen unterteilt. Der erste und auch längste Abschnitt dauerte von der Landnahme der Ungarn in CE 895 bis zu den ersten Flussregulierungsmaßnahmen 1754 und wird „feuchte Auenwirtschaft" genannt. Die zweite Periode begann in der Mitte des

18. Jahrhunderts und endete 1960, als die Wasserverhältnisse und die Landnutzungsformen sich deutlich geändert hatten. Zur dritten Ära gehört die Kollektivierung der Landwirtschaft mit größtenteils monokulturellen Ackerlandschaften, seit 2000 aber mit dem Einbau von Flutgebietsspeichern.

3.1 Die feuchte Auenwirtschaft

Die nomadisierenden Ungarn („Magyaren") ließen sich erst ab CE 895 im heutigen Ungarn nieder. Sie drangen zunächst in das mittlere und obere Theißgebiet nach Großmähren vor. Das ebene Gebiet des Theiß-Tales – die Ungarische Tiefebene – war zur Zeit der Landnahme ein Gebiet mit Auenwäldern und Steppen. Es war sowohl mit Gewässern durchsetzt als auch mit einem dichten Siedlungsnetz überzogen (Gyukics 2007).

Nicht zufällig wurde dieses Gebiet von den Siedlern gewählt. In ihrer vorherigen Heimat – kurz vor und vermutlich auch noch nach ihrer Einwanderung in das Karpatenbecken – Etelköz (auch Atelkuzu, ungarisch für „Land zwischen den Flüssen") hatten sie schon viel Erfahrung mit der Auenbewirtschaftung gesammelt. Die Gräberuntersuchungen von Bálint (1980) zeigen, dass sich die Wohlhabenden der führenden und mittleren Schichten, vor allem die Kriegerkaste und die Viehzüchter, hauptsächlich auf sandigem Steppengebiet ansiedelten. Die einfache Bevölkerung konzentrierte sich hingegen auf die fischreichen Flüsse.

Bedeutsam ist, dass in den Auengebieten die Malaria endemisch war (Wernsdorfer 2002), wovon – wegen der oben genannten Differenzierung des Siedlungssystems – eher die einfache Bevölkerung betroffen war. Die Krankheit hat sich im Südwesten und Südosten des Landes, entlang dem Lauf der Theiß und der Donau, extrem verbreitet. Die auch als Krankheit der Rinder auftretende Malaria hat bis zum Beginn des 20. Jahrhundert – bis zu den ersten effektiven Gesundheitsmaßnahmen bzw. den Flussregulierungsmaßnahmen – ihre Opfer gefordert.[4]

Die Auenwirtschaft in Ungarn hatte ihre Blütezeit im 14.-15. Jahrhundert erreicht, zu deren Erfolg größtenteils der Rinderexport geführt hat. Im europäischen Wirtschaftsleben im 14. und 15. Jahrhundert traten bedeutende Veränderungen ein. Die zu seiner neuen Entwicklung gelangte europäische Region brauchte einen erheblichen Fleischimport um die Bevölkerung in den Städten zu versorgen. Diese Ansprüche wurden durch Rinder befriedigt, die größtenteils auf den Puszten der tiefländischen Marktflecken gezüchtet und gemästet wurden. Jährlich trieb man sie zu Zehntausenden auf die Märkte der norditalienischen, süddeutschen und böhmisch-mährischen Gebiete (Bellon 1996). In dieser Zeit hat allein der Viehexport 60-90 % der Gesamtausfuhr des Landes gebildet.

[4] Unter den Habsburgern sind bereits im 19. Jh. Theißregulierungen vorgenommen worden, die einen ersten Rückgang der Malaria, dem „Sumpffieber", erbrachte.

Die Zeit bis zum 16. Jahrhundert kann als Blütezeit der sogenannten *Fok*-Wirtschaft (siehe unten: Die Entstehung der *Fok*-Systeme) mit reichen Fischereien und Viehhaltung bezeichnet werden (Bálint 1980).

Die Hauptstadt Buda sowie die große Tiefebene wurden 1541 von den Türken besetzt, deren rund anderthalb Jahrhunderte andauernde Herrschaft einen tiefen Einschnitt in die Geschichte des Landes bedeutete. In dieser Zeit wurden im Zuge der Abholzungen, der Entvölkerung und der Eingriffe in den Wasserhaushalt aus militärischen Gründen[5] stufenweise immer größere Gebiete vom Wasser erobert (Gyukics 2007).

Da die *Fok* nicht mehr regelmäßig gepflegt und bewirtschaftet wurden, brachen sie größtenteils zusammen und sind heute nur noch in Resten auszumachen.[6] Nach der Türkenzeit herrschte in der Tiefebene eine differenzierte Auenbewirtschaftung, der führende Zweig wurde die Viehhaltung.

3.2 Die Entstehung der Fok-Systeme

Die Ablagerungen der Theiß und deren Nebenflüsse haben an beiden Seiten des Flussbetts einen bis zu vier Meter hohen und mehrere hundert Meter breiten „Flussrücken" (Hochufer) gebildet (Tiszarücken, Szamosrücken, Krasznarücken). Als „*Fok*" (Sg.: der *Fok*, Pl.: die *Fok*) bezeichnet man Durchbrüche durch das Flussufer, durch die das Hochwasser vom Mutterbett in einen Polder bzw. Koog strömt und beim Senken des Wasserstandes über dieselben Öffnungen zurückfließt. Die Lage und die Größe der *Fok* waren unterschiedlich, sie lagen z. B. bei der Mittleren Theiß vier bis fünf Meter über dem mittleren Wasserspiegel.[7]

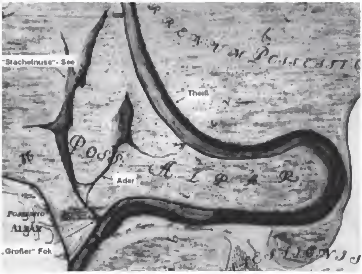
Das Wasser wurde von den *Fok* durch Abflussgräben, sog. „Adern" in höher gelegene Senken geführt. Das Ensemble aus *Fok* und deren Adern nennt man *Fok*-System (siehe Abb. 2 und 3). Der tiefste Punkt des *Fok*-Systems war also der *Fok* selbst, der unmittelbar mit dem Flussbett verbunden war. So wurde beim Hochwasser das angrenzende Auengebiet bzw. das anthropogen entstandene Wasserbecken (Abb. 3., „Stachelnuss-See") stufenweise „von unten", d. h. von diesem tiefsten Punkt, ohne zerstörende Erosion aufgefüllt. Durch die Adern füllten sich Flächen mit Wasser, von denen aus wiederum angrenzende Ackerfluren bewässert werden konnten. Bei größeren Wassermengen konnten Fischereiseen entstehen, deren Wasser über die Adern in das Flussbett zurückgeleitet werden konnte. Die gemeinsame Bewirtschaftung der *Fok*, der Adern, und der verbundenen Seen, die flexibel in der Landwirtschaft eingesetzt wurden, nennt man *Fok*-Wirtschaft.

---

[5] Große Gebiete wurden zum Schutz von Burgen vernässt, wie z. B. mit dem Sumpf von Ecsed zum Schutz der gleichnamigen Burg.

[6] Die Untersuchungen von Fodor (2001) belegen, dass die *Fok*-Wirtschaft an der Theiß seit dem 19. Jahrhundert nur noch in Spuren zu entdecken ist.

[7] Quelle: http://www.terra.hu/cian/fok.html



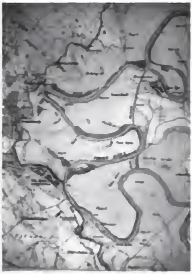


Abb. 2 (l.): Ein typischer *Fok* am Theiß-Ufer in der Nähe von Alpár (1786)[8]
Abb. 3 (r.): Das Auengebiet von Alpár nach der zweiten Militäraufnahme (1861)
(beide Abbildungen aus Fodor 2001)

Wichtige Eigenschaft dieser *Fok*-Systeme ist erstens, dass sie bei Flut die Erosion durch das Wassers vermindern, und zweitens das Sinken des Wasserstandes in den Binnengewässer zu regulieren erlaubten. Diese Art der Auenbewirtschaftung verlangsamt den Takt und das Maß der Flussbettänderungen. Das Auffüllen mit Wasser „von unten" ermöglicht die Rückleitung in den Fluss und somit die Regulierungen der Überschwemmungen effektiver gestaltet. Es reguliert den Abfluss, so dass der Hochwasserspiegel sinken kann, der Wasservorrat in den Überflutungsgebieten selbst aber zunimmt.

Die bedeutendste Funktion der *Fok* war aber die Sicherung des Fischzuwachses und damit die Sicherung einer Fischwirtschaft. Mit dem Frühjahrshochwasser erreichte eine Menge von Fischen das Seebecken. Das flache und sich schnell aufwärmende Wasser begünstigte das Wachstum des Phyto- und Zooplanktons und bot einen günstigen Fortpflanzungsort für Fische. Nach dem Hochwasser hat man an den *Fok* aus Ästen und Zweigen Reusen aufgestellt. Jüngeren Fische konnten ungehindert in das Flusssystem zurückkehren, ältere und größere Fischarten konnten entnommen werden (Molnár 2001).

Es existieren drei Theorien zur Entstehung der *Fok*: Andrásfalvy (1975)[9] vermutet, dass die *Fok* anthropogen entstanden sind. Seiner Meinung nach stellen sie Durchstiche des Ufers dar, die man entgegen der Fließrichtung anlegte und mit deren Hilfe man die nahe gelegenen Senken (Abb. 2) „von unten" aufgefüllte. So konnte

[8] Auf der historischen Karte von 1786 sind die typischen Strukturelemente der Fokwirtschaft zu erkennen. Der Stachelnuss-See ist mit der Theiß von unten – gegen die Fließrichtung der Theiß - verbunden. Der obere Teil der See ist nicht mit der Theiß verbunden.

[9] Andrásfalvy hat die *Fok*-wirtschaft (1975) an der Donau in Sárköz untersucht, welche mehrere Übereinstimmungen mit der *Fok*-wirtschaft an der Theiß aufweist.

das Wasser bei Hochwasser abgezweigt und bei Rückgang des Hochwassers in das Flussbett zurückgeführt werden. Frisnyák (1992) und Károlyi (1975) halten die *Fok* für natürlich entstandene Auskolkungen, die von der Bevölkerung modifiziert und unterhalten wurden. Die dritte Gruppe um Deák (2001) und Lászlóffy (1982) ist der Meinung, dass die *Fok* ausschließlich natürlichen Ursprungs sind und ohne menschlichen Einfluss funktionierten. Nach ihrer Meinung ergibt sich die Entstehung der *Fok* aus der natürlichen Wasserbewegung.

3.3 Die zweite Landnahme – die Theißregulierung

Im 17. und 18. Jahrhundert wurden in Mittel- und Westeuropa Flussregulierungen und der Bau von Kanälen vorangetrieben (z. B. Niederlande, Rhone-Gebiet, Oder-Gebiet usw.). Ungarn weist im Vergleich mit Westeuropa einen wichtigen Unterschied auf. Wegen der regelmäßigen großflächigen Überschwemmungen in den Auengebieten konnte eine Kapitalakkumulation in der Agrarwirtschaft nicht vor Einsetzen von Hochwasser-Regulierungsmaßnahmen erfolgen. In Westeuropa hingegen hatte die bereits früh gut entwickelte Agrarwirtschaft die Entwicklung des Wasserbaus gefördert, weshalb diese Länder auch früh ihr Produktionsniveau steigern konnten.[10]

Die Bevölkerung an der Theiß begann nach dem Vertreiben der Türken (1717) wieder Fuß zu fassen, zu wachsen und die entvölkerten Gebiete wieder zu besiedeln. Mit der steigenden Bevölkerungszahl und dem Fortschritt in Europa wuchs auch die Nachfrage nach immer mehr Getreide und Rindern, so dass es von größtem Interesse war, das Wasser wieder aus den früheren Wirtschaftsflächen zurückzudrängen (Gyukics 2007).

Eine Reihe von Militäringenieuren und wissenschaftlichen Feldmessern, wie Mátyás Bél und Sámuel Mikoviny, beteiligten sich an der kartographischen Landesaufnahme. Sie vermaßen Flüsse und legten die Grundsteine für die angehenden Wasserregulierungsarbeiten Ende des 18. Jahrhunderts, die die Geschichtsschreibung als „zweite Landnahme" bezeichnet (Gyukics 2007).

Diese Regulierungsmaßnahmen haben deutliche Änderungen in der Landwirtschaft mit sich gebracht (Abbildung 4). In 100 Jahren hat die Ackerfläche um 50 % zugenommen, der Anteil der Wiesen und Weiden aber um 50 % abgenommen (Szalai 1992). Die Entwässerungsarbeiten haben die ungarische Tiefebene bis Mitte des 19. Jahrhunderts zum trockensten Gebiet des Karpatenbeckens werden lassen. Im Zusammenhang damit wurde die extensive Viehzucht eingestellt, es verminderte sich die Anzahl der Tiere, und allmählich wurden diese Gebiete zu Ackerland (Bellon 1996).

[10] Die Wassermaßnahmen des Habsburger Reichs hatten im 18. Jahrhundert für West-Europa wegen der Krankheitsminderung eine große Bedeutung. Der im 20. Jahrhundert aufgestellte Cordon Sanitair – das Isolationsgebiet zur Eindämmung von Seuchen – hat dazu beigetragen, die Krankheiten, wie Malaria, Rinderseuche, oder die Heuschreckenschäden zu vermindern.

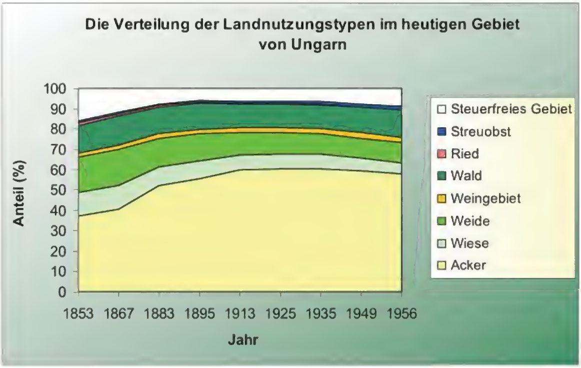


Abb. 4 Die Verteilung der Landnutzungstypen im heutigen Gebiet von Ungarn von 1853 bis 1956 (Szűcs nach Daten von Szalai, 1992)

Das Absperren des sogenannten *Mirhó-Foks* an der Oberen Theiß 1754 war die erste Flutentlastungsarbeit, die ein Gebiet von bedeutendem Umfang einschloss.[11] Der wirtschaftspolitische Rahmen der Wasserarbeiten wurde später von István Széchényi ausgearbeitet. Er schrieb in seinem Flugblatt „Gedankenfragmente im Bezug auf die Organisierung des Theiß-Tales" im Jahre 1846: „Das Theiß-Tal und dessen Regulierung ist meines Erachtens nicht als regionaler, oder für einige Bereiche als vorteilhaft anzusehender Umstand zu betrachten, sondern vielmehr unter dem Aspekt, der sich für die nationalen Interessen und für die enormen Wasseranlagen durch die größtmögliche Ausgeglichenheit ergibt."

Er rief die „Gesellschaft des Theiß-Tales" ins Leben, die zum Motor der praktischen Theiß-Regulierung wurde. Der Wasserbau-Ingenieur Vásárhelyi fasste die Arbeiten zusammen und skizzierte den technischen Plan zur Theiß-Regulierung. Etwa zur Jahrhundertwende entstanden Staudämme von insgesamt 4200 km Länge, die – nach den Niederlanden – das zweitgrößte Hochwasserschutzsystem Europas bildeten. Durch die planmäßigen Einschneidungen verkürzte sich der Flusslauf der Theiß um mehr als 400 km. Die Gefahr des aufstauenden Wassers wurde allerdings nur verringert, nicht aufgehoben. Nicht umsonst lautet der be-

[11] Die Maßnahme wurde ein Jahr nach der großen preußischen Odermelioration (Trockenlegung der Flussaue, Teil-Kanalisierung der Oder) unterhalb Frankfurt/Oder begonnen. Es darf vermutet werden, dass die Erfahrungen der Wasserbauer im 18.Jh. nicht wirklich von Landesgrenzen behindert wurden.

rühmte Spruch der Bauern in der Tiefebene: „Zwei Götter brauchen wir, einen, der das Wasser gibt, und einen anderen, der es wieder nimmt!" (Gyukics 2007).

3.4 Die Theiß heute

In der Mitte des 20. Jahrhundert begann eine neue Ära in der Entwicklung der Wasserwirtschaft des Theiß-Tales. Mitte der 1960er Jahre wurden die Pläne für das Bewässerungssystem der Tiefebene durch die Errichtung des Stausees von Kisköre einschließlich der damit verbundenen Deiche, Kanäle und der anderen Strombauobjekte erstellt. Die Bauarbeiten und die Errichtung des Stausees waren in drei Bauetappen geplant, es wurden aber nur zwei dieser Bauetappen verwirklicht. 1973 wurde der Wasserstand des zum ersten Mal Flusses erhöht, 1978 erhöhte man den Wasserstand um weitere anderthalb Meter. Für die dritte Phase wäre eine weitere Anhebung des Wasserstandes um anderthalb bis zwei Meter geplant gewesen, mit dem Ergebnis, dass die einzelnen Inseln, die heutzutage dem See seinen besonderen Reiz geben und vielen Lebewesen Lebensraum bieten, überflutet worden wären. Die Bestimmung des Staudamms und Stausees von Kisköre wurde bald neu bewertet und so entstand der „Theiß-See" mit einer Fläche von 127 km² als natürliche Filteranlage für die Theiß.

Landschaftlich verkörpert der See die Überschwemmungsbereiche aus den Zeiten vor der Flussregulierung. Demzufolge spielt er eine bedeutende Rolle, sowohl im Leben als auch im Nist- und Brutverhalten der Zugvögel (siehe unten: „Ausflugsziel Theiß-See"). Neben der Sicherung der Wasservorräte haben heute Naturschutz und Tourismus Vorrang.

In den letzten Jahren gab es mehrere Hochwasser im Gebiet der Theiß. Im Jahr 1998 überstieg der Wasserstand der Oberen Theiß den jemals gemessenen höchsten Wasserstand um 93 cm. Darauf folgte 1999 die Mittlere Theiß, die den bei Szolnok gemessenen Rekord aus dem Jahre um 65 cm übertraf. Die jüngste Katastrophe geschah im Jahr 2010, als große Regenmengen die zweitgrößte Überflutung der Geschichte verursachten.

4 Schlussfolgerung

Die jüngsten Hochwasser haben bewiesen, dass die Sicherheitsphilosophie von Széchényi und Vásárhelyi weiterer Entwicklung bedarf. Das Wirtschaften mit dem Fluss – nicht mehr gegen ihn –, die Verwirklichung der Weiterentwicklung des Vásárhelyi-Plans und der Einbau von Flutgebietsspeichern als Sicherheitsventil ins System sind dringend notwendig. Man kann die Dämme nicht bis zum Himmel bauen. Die Flüsse müssen zurückbekommen, was ihnen gehört, und dies kann nur geschehen, wenn der Mensch am Ufer der Theiß den ausgeglichenen Weg zum friedlichen Nebeneinanderleben neu entdeckt. Vielleicht ist die Wiederbelebung der *Fok*-Wirtschaft eine Antwort darauf?

5 Ausflugsziel Theiß-See

Der Theiß-See befindet sich 150 km östlich von Budapest im Komitat Heves. Mit dem Auto gelangt man über die Autobahn M3 zum Theiß-See, bei Füzesabony muss in Richtung Tiszafüred abgefahren werden.

Der Theiß-See wird von der Eisenbahnstrecke Füzesabony-Debrecen überquert. Auf dieser Strecke verkehren Regionalzüge im Zweistunden-Takt, die an beiden Ufern des Sees in den Orten Poroszló und Tiszafüred halten. Der Fahrradweg um den See ermöglicht einen schönen Ausflug. Außerdem besteht die Möglichkeit, mit Kanubooten den See auf Augenhöhe zu entdecken.

In Tiszafüred entstand im Jahre 1949 das erste Dorfmuseum des Landes, in dem typisches Sattelzeug der Hirten, Keramik und historische Angelgeräte gezeigt werden.



Abb. 5: Blick über den Theiß-See

Das im nördlichen Gebiet des Sees, in der Bucht von Tiszavalk gelegene Vogelreservat ist streng geschützt. Es wurde in die Reihe der international anerkannten Lebensräume für Wasservögel aufgenommen und gehört zum Nationalpark Hortobágy, der den von der UNESCO verliehenen Titel „Teil des Weltnaturerbes" erlangt hat. Die Zugvögel, die hier zwischenlanden, wie z. B. der Kranich, der Schwarzstorch, das Blässhuhn oder der Silberreiher aus Finnland, Russland, dem Baltikum, Weißrussland und der Ukraine, fliegen auf der Ostroute – dem sog. „Eastern Flyway". Für sie ist der Theiß-See als Rastplatz von außerordentlicher Bedeutung. Von diesem „Trittsteinbiotop" fliegen die Zugvögel in Richtung Bosporus und weiter in den Nahen Osten.

Am Theiß-See liegen mehrere kleine Urlaubsorte, wie Abádszalók, Karczak oder Kisköre, die am besten auf dem Fahrradweg um den Theiß-See zu erreichen sind. In unmittelbarer Nähe befinden sich auch Strand- und Freibäder, die ihr Wasser aus Thermalquellen beziehen. Besonders Tiszacsege, wo das Heilwasser eine Temperatur von 81°C hat, ist bei Rheumatikern in ganz Ungarn beliebt.

Literatur

Andrásfalvy B. (1975) Duna mente népének ősi ártéri gazdálkodása Tolna és Baranya megyében az ármentesítés befejezéséig. (Auenbewirtschaftungsformen der frühen Bevölkerung an der Donau in Komitat Tolna und Baranya), Szekszárd

Bálint Cs. (1980) Természeti földrajzi tényezők a honfoglaló magyarok megtelepedésében. (Naturgeographische Faktoren in der Ansiedlung der ungarischen Landnehmer) In: Ethnographia: A Magyar Néprajzi Társaság folyóirata, 91. Jahrgang, Akadémiai Kiadó, Budapest. S. 35-49

Bellon T. (1996) A nagykunsági mezővárosok állattartó gazdálkodása a 18 - 19. században - történeti-néprajzi tanulmány. (Die Viehzuchtwirtschaft der Marktflecken in Großkumanien in den 18-19. Jahrhunderten – Eine historisch-ethnographische Studie) Karcag Város Önkormányzata, Karcag

Bellon T. (2003) A Tisza néprajza – Ártéri gazdálkodás a tiszai Alföldön. (Die Ethologie der Theiß – Auenwirtschaft an der ungarischen Tiefebene) Timp Kiadó, Budapest

Deák Antal András (2001): Fokok és délibábok. (Fok und Kimmungen) In: Hidrológiai Közlöny, 89./1. S. 39-41.

Fodor Z. (2001) Az ártéri gazdálkodás fokai a Tisza mentén. (Die Fok der Auenwirtschaft an der Theiß) In: Földrajzi Konferencia (Konferenzband), Szeged

Frisnyák S. Dr. (1992) Az Alföld kultúrgeográfiai korszakai. (Die kulturgeographischen Epochen der ungarischen Tiefebene) In: Mérlegen a Tisza szabályozás. Magyar Hidrológiai Társaság és az Országos Vízügyi Főigazgatóság, Budapest. S. 3-18.

Gyukics P. (2007) Entlang der Brücken auf der Theiß: Vom Ursprung bis zum Einmündung. Yuki Stúdió, Budapest

Glassl H. (1970) Der Ausbau der ungarischen Wasserstraßen in den letzten Regierungsjahren Maria Theresias In: Ungarn-Jahrbuch. Zeitschrift für die Kunde Ungarns und verwandte Gebiete. Band 2, Jahrgang 1970, von Hase & Koehler Verlag, Mainz

Károlyi, Zs. – Nemes, G. (1975) Szolnok és a Közép-Tiszavidék vízügyi múltja. (Die Vergangenheit von Szolnok und der Mittlere-Theißgebiet) – In: Vízügyi Történeti Füzetek, 8. Vízdok, Budapest

Lászlóffy Woldemár (1982): A Tisza. (Die Theiß) Vízi munkálatok és vízgazdálkodás a Tisza vízrendszerében. Akadémiai Kiadó, Budapest

Molnár S. (2001) A középkori fokgazdálkodás nyomainak kutatása az Ecseg-tó területén. (Untersuchung der Spuren der *Fok*-wirtschaft am Ecseg-See). Zusammenfassung einer Dissertation, SZTE TTK Földtani és őslénytani Tanszék, Szeged

Orosz I. (1992) Az Alföld mezőgazdasága és a Tisza szabályozás. (Die Landwirtschaft der ungarischen Tiefebene und die Regulierung der Theiß). In: Mérlegen a Tisza szabályozás. Magyar Hidrológiai Társaság és az Országos Vízügyi Főigazgatóság, Budapest. S. 25-32

Szalai Gy. (1992) A vízrendezési es öntözési feladatok megjelenése és fejlődése az Alföldön. (Die Erscheinung und Entwicklung der Wassermaßnahmen und Bewässerungsmaßnahmen auf der ungarischen Tiefebene). In: Mérlegen a Tisza szabályozás. Magyar Hidrológiai Társaság és az Országos Vízügyi Főigazgatóság, Budapest. S. 95-110

Tóth A. (2000) A Tisza-völgy vízrajzi állapotának változása a történelem folyamán (Die Veränderungen des hydrographischen Zustands der Theiß in der Geschichte). In: Ezer év a Tisza mentén (A millenium in the Tisza region). Jász-Nagykun-Szolnok Megyei Múzeumok Igazgatósága, Szolnok. S. 15-30

Walther H. Wernsdorfer (2002) Malaria in Mitteleuropa. In: Denisia 6, Kataloge des OÖ. Landesmuseums, Neue Folge Nr. 184 (2002), Biologiezentrum Linz. S. 201-212

Bildquellen:

Abbildung auf der ersten Seite: Gemälde von Márton Zsoldos („Theißgebiet aus der Vogelperspektive") (2008)

Abb. 1: Orographie und Flusssysteme des Theiss-Einzugsgebietes (Shmu et al. 2003, zitiert nach Tisza-River-Project, Friedrich Schiller-Universität Jena, Institut für Geographie. http://www.geoinf.uni-jena.de/4482.0.html . zuletzt besucht am 2.8.2010

Abb. 2: Historische Karte aus dem Jahre 1786 OL. S.80. Tisza 1./1. In: Fodor Z. (2001) Az ártéri gazdálkodás fokai a Tisza mentén. (Die Grade der Auenwirtschaft an der Theiß) In: Földrajzi Konferencia (Konferenzband), Szeged

Abb. 3: Das Auengebiet von Alpár nach der zweiten Militäraufnahme (1861) 36./56. In: Fodor Z. (2001) Az ártéri gazdálkodás fokai a Tisza mentén. (Die Grade der Auenwirtschaft an der Theiß) In: Földrajzi Konferencia (Konferenzband), Szeged

Abb. 4: Diagramm aus den Daten von Szalai (1992), erstellt von Linda Szűcs

Abb. 5: Theiß-See (Foto: Linda Szűcs, 2006)

Eine Schaufel für die Hütte
Nutzungswandel im Steigerwald

Stefanie Weigelmeier

Vorbemerkung

Der Steigerwald im nordwestlichen Bayern blickt auf eine wandlungsvolle Geschichte zurück. Und genau dieser Aspekt muss beachtet werden, wenn man ein Ökosystem wie den Wald, das sich nach menschlichen Gesichtspunkten sehr langsam entwickelt, betrachtet und bewerten möchte. Das Erscheinungsbild eines Waldes, wie er uns heute gegenübersteht, ist, insbesondere in Mitteleuropa, bedingt durch seine Nutzungsgeschichte (u.a. Radkau 2007).

Mitteleuropa gilt als das Hauptverbreitungsgebiet für die Rotbuche (*Fagus sylvatica*) (Kölling et al. 2005). Die Umtriebszeit der Rotbuche wird mit 120-160 Jahren bemessen. Das bedeutet, dass der Baum in diesem Alter geschlagen werden sollte, wenn optimaler wirtschaftlicher Nutzen erzielt werden soll. Begegnet man heute in einem Wald, bei dem es sich offensichtlich nicht um einen alten Hutewald,[1] wohl aber um einen lange Zeit wirtschaftlich genutzten Wald handelt, meh-

[1] Hutewälder sind speziell für die Beweidung mit Schweinen und Rindern genutzte Wälder. Bestanden sind diese Wälder größtenteils mit Eichen. Die Tiere fraßen dort die Früchte der Bäume (Eichelmast), aber auch Wildobst, Pilze, Kräuter und Knospen sowie junge Triebe der Bäume. Ein Hutewald ist charakterisiert durch einen lichten Bestand mit alten, dicken Eichen mit ausladenden Kronen, die sich bereits sehr weit unten am Stamm verzweigen. Dieses Aussehen ist bedingt durch verschiedene Faktoren: Licht stehende Bäume wachsen mehr in die Breite als in die Höhe, entwickeln auf diese Wiese eine ausladendere Krone, einen kräftigeren Stamm und können somit einen höheren

reren sehr alten Buchen, muss sich gedanklich in die Zeit zurückversetzen, zu der diese Bäume hiebreif gewesen wären. Bei einer Buche, die man heute auf 300 Jahre schätzt, wäre dies ca. 1850 gewesen. Bei den Rotbuchen im Nördlichen Steigerwald bieten sich mehrere Gründe dafür an, warum sie im (nach heutiger Ansicht) Optimalzustand nicht geschlagen wurden. Ehedem als „Unkraut" erachtet, wurde die Rotbuche im Steigerwald erst ab 1900 in die Starkholzzucht genommen. Betrachtet man das heutige Waldbild und fokussiert die Methusalems unter den Bäumen, wird offensichtlich, dass schon 1900 einige Bäume verhältnismäßig alt (~200 Jahre) waren und die Zeit bis heute überdauern konnten. Das Produktionsziel ab 1900 waren starke Buchen mit einem Brusthöhendurchmesser von über 70 cm. Diese Buchen lernt man heute z. B. auf naturkundlichen Führungen im Steigerwald als sogenannte „Schaufelbuchen" kennen, denn sie lieferten einstmals den Rohstoff für das Schaufel- und Stielmachergewerbe, angesiedelt in der alten Glashütte in Fabrikschleichach. Stelle man sich diese Wandlung einmal vor: Ein gieriger Holzverzehrer (die Glashütte) hat sich in einen veredelnden Holzverarbeiter verwandelt. Nicht zuletzt bedingt durch diese wirtschaftliche Umnutzung sind heute bis zu 350 Jahre alte Starkbuchen erhalten geblieben (Müller 2005). Mit dieser Kombination aus sehr alten Bäumen und großen, zusammenhängenden, naturnahen Buchenwaldflächen bildet der heutige Naturpark Steigerwald ein Gebiet von besonderem Wert – und das nicht nur aus der Sicht des Naturschutzes (Sperber 2001).

Die Glashütte und die Buche

Fabrikschleichach bildet das Zentrum der Glasverhüttung im Steigerwald,[2] die in einem Zeitraum von 1706-1869 anzusiedeln ist (Loibl 2006). Eine problemlose namentliche Identifikation des Weilers ist aber erst seit dem 19. Jh. möglich, nachdem dem allgegenwärtigen „Schleichach", es gibt derer vier, der praktische Zusatz „Fabrik" zugewiesen wurde. Zu dieser Zeit war jedoch die namensgebende Manufaktur schon fast wieder außer Betrieb.

Die erste Glashütte wurde 1685 im heutigen Neuschleichach als „Neuhütte" gegründet. Diese Ansiedlung aber lag in einem Seitental, das schwer zu erreichen war. Alle benötigten Güter mussten beschwerlich über einen Berg oder zeitrau-

Fruchtanhang produzieren. Tiefer stehende Äste wurden zum Einen vom Vieh angefressen (so wurde auch Jungaufwuchs verhindert), zum Anderen vom Hirten entfernt, damit dieser seine Herde gut im Auge behalten konnte. Diese Beweidungsform wurde bis ins 19. Jh. hinein praktiziert. So produziertes Fleisch zeichnete sich durch seine kernige Konsistenz und die hervorragende Eignung zum Räuchern aus. Das Aussehen unserer heutigen Hausschweinrassen hat sich erst nach der Blütezeit der Waldweide herausgebildet. Das Schwein der Waldweide glich, durch Einkreuzung von Wildschweinebern, eher jenen hochbeinigeren, behaarten Vertretern mit vergleichsweise wenig Fettansatz als den heutigen Hausschweinen. Hutewaldreste kann man auch heute noch insbesondere in unmittelbarer Nähe von Ansiedlungen in südexponierten Lagen finden. Erstes ermöglichte einen schnellen Trieb zur Weide und bot einen gewissen Schutz, das zweite garantierte einen guten Fruchtertrag.

[2] Die ereignisreiche Geschichte mit ihren wechselvollen Vertragsverhältnissen ist nachzulesen in Loibls unterhaltsamer Chronik von Fabrikschleichach.

bend durch die gewundenen Täler transportiert werden. Deshalb wurde 1706 vom Würzburger Fürstbischof eine neue Hütte gegründet: Fabrikschleichach. Diese Ansiedlung, die nur für die Arbeiter der Hütte errichtet wurde, erhielt den Namen „Neuhütte". Das frühere Neuhütte wurde zu „Althütte".

Verbindet man mit der Glasherstellung gewöhnlich einschlägig bekanntere Orte, wie den Thüringer Wald, den Spessart oder den Bayrischen Wald, so stand diesen der Steigerwald an Qualität und Ansehen zunächst nicht nach. Der Barockbaumeister und Architekt Balthasar Neumann (1687-1753) war selbst über zwei Perioden Pächter der Glashütte und ließ hier das berühmte „Mondglas" herstellen. Die flächige Scheiben mit einem Durchmesser bis 1,2 m (Herstellung siehe Abb. 1) wurden nicht nur in der Würzburger Residenz verwendet, sondern weit darüber hinaus bis nach Holland exportiert. Die Flachgläser wurden in Würzburg zusätzlich zu Spiegelglas veredelt.

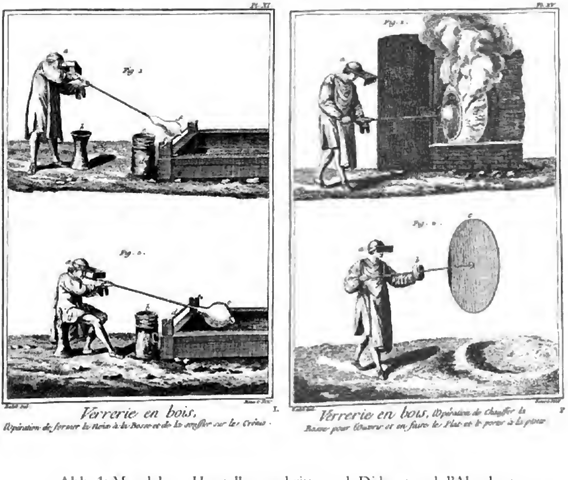


Abb. 1: Mondglas – Herstellungsschritte nach Diderot und d'Alembert
l. o.: Andrehen der Butze (spätere Ansatzstelle und Zentrum der Scheibe); l. u.: Blasen der Glaskugel mit der Glasmacherpfeife; r. o.: ein Hefteisen wird an der Butze angesetzt und die Kugel von der Pfeife gesprengt (nicht abgebildeter Zwischenschritt); r. u.: das Glas wird wieder erhitzt, von Hand gerollt und öffnet sich durch die Fliehkraft zur Scheibe.

Eine Grundvoraussetzung für den Betrieb von Glashütten war, neben der Pottasche,[3] geeignetes Brennmaterial, das sich im Steigerwald auf Holz beschränkte. Dieses musste in großen Mengen und zu einem sehr günstigen Preis verfügbar sein. Verfügbar war es, und die niedrigen Preise waren nicht zuletzt auf die Interventionen des Hochstifts Würzburg zurückzuführen. Das Brennholz wurde in Mittelwaldwirtschaft[4] gewonnen, d. h. innerhalb kürzester Zeitspannen (20-30 Jahre) wurden größere Flächen mit einem Schlag gerodet. Die Buche wurde damals in der Möbelfertigung nicht geschätzt, sie fand höchstens als Brennholz eine Verwendung. Die Brennholzpreise wurden vorgegeben.

Der Vorgang des Glasschmelzens erforderte in den verschiedenen Arbeitsschritten unterschiedliche Hölzer. Neben 2/3 Weichholz (Birke und Pappel) wurde auch 1/3 getrocknetes Hartholz (Buche) benötigt. Für die Qualität des Glases, seine Reinheit und Farblosigkeit, war gut durch getrocknetes Holz wichtig. Dies war ein kritischer Punkt in Fabrikschleichach: Es gab nur eine Holzhalle, die für den tatsächlichen Hüttenbedarf zu klein war. Das Holz lagerte im Freien, trocknete nie vollständig durch und das daraus entstehende Glas war von minderer Qualität.

Die Produktion der Glashütte konzentrierte sich vollständig auf die Herstellung von Mondglas. Die Defizite in der Herstellung akkumulierten sich. Die entlegene Lage der Hütte (ohne Anbindung an das neu entstehende Eisenbahnnetz) und Holz von schlechter Qualität als einzigem Brennstoff ergaben ein minderwertiges Endprodukt. Das Steigerwälder Mondglas fand keinen gewinnbringenden Absatz mehr. Die Produktion musste schließlich 1848 aufgegeben werden. Danach hatte die Hütte noch zwei Pächter. Der erste ersetzte die traditionelle Mondglasproduktion durch das modernere Tafelglas und ortsansässig gewordene Arbeiter durch mobile Lohnarbeiter. Unter dem zweiten Pächter änderte sich die Produktion noch radikaler. Nun wurden ausschließlich Flaschen als Massenware hergestellt. Trotzdem endete im April 1866 in Fabrikschleichach die Glasproduktion.

---

[3] Pottasche entsteht durch das Eindampfen von Pflanzenasche (am besten eignet sich Buche oder Eiche). Die Pottasche dient bei der Glasherstellung als Flussmittel: Sie setzt die Höhe der Schmelztemperatur herab und verringert die Viskosität des flüssigen Glases. Das Endprodukt wird reiner und farbloser als bei anderen Herstellungsprozessen. In Fabrikschleichach wurde ab 1728 die Pottasche nicht mehr zugekauft, sondern in der neu errichteten Pottaschensiederei hergestellt (Loibl 2006). Dass man es sich leisten konnte, Pottasche selbst herzustellen, ist ein Anzeichen, dass in der Region wirklich große Brennholzmengen vorhanden gewesen sind.

[4] Der Mittelwald stellt eine historische Waldbewirtschaftungsform dar, bei der Aspekte des Nieder- und des Hochwaldes kombiniert werden: Die untere Baumschicht wird flächig alle 20-30 Jahre für Brennholz abgeerntet, große Einzelbäume (Überhälter) bleiben erhalten. Die untere Baumschicht wächst durch Stockausschlag nach oder verjüngt sich durch Samen.

Vom Wert der Buche

Bis ins 20. Jh. hinein war Eiche das bevorzugte Möbelholz. Es gilt als hart und dauerhaft und ist dennoch gut zu bearbeiten. Und nicht zuletzt lässt die variantenreiche Maserung viele noch heute für „Eiche rustikal" schwärmen. Die Buche hingegen zeichnet sich durch eine feinere homogene Maserung aus, ist aber genauso belastbar wie Eiche – zumindest im Innenbereich. Als Wertanlage im Wald ist die Buche jedoch kritischer zu bewerten als die Eiche. Sie neigt im Alter, bedingt durch innere Spannungen, zu Rissen oder bekommt durch äußere Einflüsse einen sog. „Rotkern" (das Kernholz verfärbt sich braunrötlich). Dies ist vor dem Hieb nicht unbedingt zu erkennen und kann, je nach Ausprägung, zu erheblichen monetären Wertverlusten führen. Diese Rotkernbildung ist eine Vorstufe der Kernfäule und führt zur Entstehung von stehendem Totholz.[5] Dies wiederum stellt für den Naturschutz eine sehr wichtige Ressource für zahlreiche höhlenbrütende Vögel, Säugetiere und Insekten dar. Seit den 1990er Jahren wird genau für dieses Rotkernbuchenholz geworben (Wagemann 2003). Wie sich eine solche Trendwende in der Nutzung für den Naturschutz auswirken wird, bleibt abzuwarten.

Im Jahr 1872 erschien ein Reviewaufsatz in der Allgemeinen Forst- und Jagdzeitung ([St.] 1872), der bis dahin erschienene Aussagen zur Buche zusammenfasst und sich der vorherrschenden Meinung, die Buche sei ein Unkraut, entgegenstellt.[6] Neben dem anatomischen Bau und den hervorragenden technischen Eigenschaften des Buchenholzes bewertet der Autor den Rohstoff ausgehend vom Brennholzpreis. Bereits durch die Herstellung von Spänen (Leuchtspäne und Buchbinder- oder Schusterspäne) verdoppelt sich der Preis. In nadelholzarmen Gegenden werden aus Buchenholz Dachschindeln gemacht und im Schiffsbau findet es in der Inneneinrichtung sowie als Kielholz Verwendung (entspricht beides ebenfalls doppeltem Brennholzwert). Wagner stellen aus Buchenholz Räder und Wagenteile her. Buchenholz findet auch im Maschinenbau Verwendung. Regional begrenzt (Sachsen) werden einfache Sessel daraus gefertigt und man verlegt es gerne als Parkett. Das Bestreben, dem Buchenholz als Nutzholz eine größere Bedeutung zu verleihen, hält an. Heß (1901) dokumentiert bis 1900 zahlreiche Artikel, die sich ebenfalls für eine breitere Nutzung des Buchenholzes aussprechen. Die Försterzunft scheint sich zu dieser Zeit in zwei Lager aufzuspalten (ebd., [St.]

[5] Stehendes Totholz? Das mag zunächst widersprüchlich klingen, lässt sich aber einfach erklären: Ein Baum „lebt" nur in den äußersten Schichten des Stammes, knapp unter der Borke. Hier finden der lebensnotwendige Transport der Stoffwechselprodukte und des Wassers statt. Das Kernholz hingegen ist physiologisch tot und dient der Festigung und Stabilität des Baumes. Um die Stabilität zu gewährleisten, muss der tote Kern vor dem Zerfall bestmöglich geschützt werden. Dies schafft der Baum zum einen dadurch, dass die Zellenverbände hermetisch von äußeren Einflüssen abgeschirmt werden, zum anderen durch Einlagerung von Gerbstoffen, die für eine gewisse Desinfektion sorgen.

[6] Bis diese Diskussion aus der Fachwelt der Forstwissenschaft beim Bildungsbürgertum anlangte, dauerte es noch eine Weile. Brockhaus' Konversationslexikon spricht dem Buchenholz 1882 (13.Auflage) zwar alle hier erwähnten Verwendungszwecke zu, betont aber, dass die Forstwirtschaft im Recht sei, wenn sie Buchenwälder in Nadelholzwälder umwandelt. In der 14. Auflage (1892) fällt dieser Zusatz bereits weg.

1872): Die einen forderten einen großräumigen Umbau auf Nadelholz, die anderen wollten die reine Buchenhochwaldwirtschaft erhalten.

Große Bedeutung für die Möbelindustrie erlangte das Buchenholz mit der von Michael Thonet (1796-1871) erfundenen Bugholz-Methode. Der Pionier des Möbeldesigns war in der Lage, gedämpftes Holz in beliebige Formen zu biegen. Hatte er zunächst nur schichtverleimte Hölzer zu filigranen Stuhlelementen gebogen, so war es nach technischer Verfeinerung und mit größeren Maschinen möglich, auch massive Hölzer mit Dampf und Druck zu verformen. Diese Innovation wirkte sich auf alle Bereiche aus, die in irgendeiner Weise bestimmt geformte Holzteile benötigten, die sie bis dahin nur den Launen der Natur verdankten: der Auto- und Flugzeugbau, aber v. a. der Schiffsbau. Solches „Krumm-„ oder „Knieholz"[7] (Heß 1885) war essentiell für bestimmte Bauteile insbesondere am Rumpf des Schiffes (Querspanten) (Abb. 2), weil aus mehreren Stücken zusammengesetzte Spanten nicht dieselbe Haltbarkeit und Belastbarkeit aufwiesen, wie aus dem bedarfsgerecht gewachsenen Stamm gefertigte.

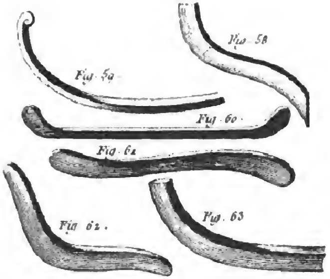


Abb. 2: Verschiedene Krumm- und Kniehölzer, die beim Schiffsbau verwendet wurden. Die Linien deuten die Jahresringe an (längsgeschnitten), es handelt sich also um Teile, die in dieser Form gewachsen sind. (Ausriss aus Tafel Marine 8 aus Diderot und d'Alembert 1751)

[7] Derartige Kniehölzer wurden schon für bronzezeitliche Randleistenbeile und Pflüge verwendet (Laux 2000).

Heute werden sogenannte Wuchsfehler möglichst vermieden: Äste werden früh entfernt um ein astlochfreies Holzbild zu erhalten, Zwiesel (Gabelwuchs) oder krumm gewachsene Bäume frühzeitig gefällt, um „Zukunftsbäume"[8] nicht zu behindern. Dennoch findet Holz mit fehlerhaftem Holzbild oft gut zahlende Abnehmer, weil unruhige Maserungen von Wurzel- oder Maserknollen für die Furnierherstellung gesucht sind, aber auch im Kunstgewerbe oder Schiffsbau. Allerdings wirken sich diese marginalen Sonderwünsche nicht prägend auf das Waldbild aus. So wird etwa Wildverbiss[9] als eine Ursache für Maserungsvarianten durch Bejagung eingedämmt, und eine Impfung mit *Agrobacterium tumefaciens*, das in der Regel den Wuchs von Maserknollen auslöst, findet nicht statt.

Schleichacher Holzprodukte

Der Wechsel der hauptsächlichen Holznutzung im Steigerwald vom Brennholz und der Pottascheproduktion hin zum Werkholz hatte Folgen für die Forstbewirtschaftung und das Forstbild. Es siedelte sich eine Nischenmanufaktur an, die den Buchenbestand für die Herstellung von Holzgeräten nutzte. Hergestellt wurden sie von German Raab (1837-1901), dem letzten Pächter der Hütte, der die Glasproduktion einstellte und die Fabrik zur Produktionsstätte für Holzprodukte umstellte.

Warum er ausgerechnet Holzwaren herstellte, ob es diesen Zweig schon vorher im Steigerwald gab oder ob er die Gunst der Stunde nutze, ist unklar. Neben speziellen Schaufeln für Getreide wurden auch andere für Schüttgut jeder Art hergestellt. Arbeitsgeräte für Bäcker (Brot- und Brötchenschießer, mit und ohne Stange, Mehl- und Zuckerschaufeln, Backmulden) und Metzger (verschiedenste große Löffel zum Wurstkochen und Fettspachtel), Schneidebretter, Rechen und verschiedenste Arten von Stielen. Die Schleichacher Holzprodukte machten sich einen Namen und wurden bis nach Würzburg verhandelt. Schaufeln nach diesem Modell wurden noch bis in die 1960er Jahre in holzverarbeitenden Betrieben im Steigerwald hergestellt. Der reine Herstellungspreis für eine Schaufel mit einer Blattbreite von 28-34 cm betrug DM 4,40[10]. Für eine Schaufel mit 28-40 cm Breite, einer tiefen Mulde und einem gebogenen Stiel (Bugholzverfahren) wurden DM 6,50 veranschlagt. Die Kosten für Handel und Verkauf mochten den Preis verdreifacht haben.

[8] „Zukunftsbäume" (sic!) sind Bäume von makellosem Wuchs, die bei der Durchforstung dauerhaft markiert werden um auf ihren späteren Wert hin gepflegt zu werden. Dazu wird das Umfeld des Zukunftsbaums ausgedünnt und auch in zukünftigen Durchforstungen freigehalten.

[9] Wildverbiss kann zu Zwieseln führen, die wiederum, wenn sie aufwachsen dürfen, eine zwei- bis mehrteilige Krone mit u. U. krumm gewachsenen Ästen ausbilden und dann als Krummholz genutzt werden können.

[10] Zum Vergleich: 10 Liter Normalbenzin haben 1960 umgerechnet 3,07 € gekostet. (Besten Dank für diese Information an Frau Scholl und Herrn Grode vom Statistischen Bundesamt.)

Buchenstämme, aus denen Schaufeln hergestellt wurden, mussten von geradem Wuchs sein. Die Schwachstelle einer Schaufel aus Holz war die Verbindung von Blatt und Stiel. Eine breite Schaufel aus einem einzigen Stück Stammholz herauszuschnitzen, verbraucht enorm viel Holz. Doch genau diese Produktgestaltung wurde in Fabrikschleichach verfolgt (Abb. 3, siehe Pfeil).



Abb. 3: Einblick in den Vitrinenkasten des Dorfmuseums in Fabrikschleichach. Rechts eine Holzschaufel, die komplett aus einem Stück gefertigt ist. Das Blatt ist ca. 40cm breit. Vitrinenbeschriftung: *„Einfass-Schaufel für Korn aus einem Stück, gemuldet.“*

Nach dem Tod von German Raab übernahm dessen zweite Ehefrau Minna Raab die Fabrik. Jedoch hatte sie vielleicht nicht ganz das unternehmerische Gespür ihres Mannes oder der Fortschritt der Zeit machte sich, wie zu Zeiten der Glashütte, auch jetzt bemerkbar. Jedenfalls wird im Ort von Zeitzeugen berichtet, dass vermehrt billige Holzwaren einen Konkurrenzdruck aufbauten. Zum Schluss kaufte die Firma Raab billige Holzwaren ein und vertrieb sie unter Namen Raab. Immerhin war der Produktname offenbar so hinreichend eingeführt und die Nachfrage so groß, dass eine derartige Um-Etikettierung den Niedergang hinauszögern konnte. Letztendlich war die Holzwarenproduktion aber nur eine kurze Episode, die der Region einen kurzfristigen Aufschwung verschaffen, den Niedergang der Hütte aber nicht kompensieren konnte.

Erreichbarkeit und weitere Ausflugstipps

Fabrikschleichach zählt heute etwa 120 Einwohner und ist eine Gemarkung der 4,5 km entfernten Gemeinde Rauhenebrach im Landkreis Haßberge, Regierungsbezirk Unterfranken, ungefähr 50 km nordöstlich von Würzburg.

Erreichbarkeit mit dem Auto:

Der nördliche Teil des Steigerwaldes liegt zwischen den beiden west-ost verlaufenden Autobahnen A70 und A3. Sie verlassen die A70 an der Ausfahrt Eltmann oder Knetzgau, bzw. die A3 an der Ausfahrt Geiselwind und fahren auf der Steigerwaldhöhenstraße nach Fabrikschleichach.

Erreichbarkeit mit öffentlichen Verkehrsmitteln:

Bei der Anreise mit dem Zug von Würzburg oder Bamberg steigen Sie in Hassfurt aus. Zur Weiterfahrt mit dem Bus direkt nach Fabrikschleichach stehen zurzeit nur wenige Verbindungen zur Verfügung, die Region ist nur schlecht mit öffentlichen Verkehrsmitteln erschlossen. Für die Planung sollten daher aktuelle Fahrpläne konsultiert werden.

In der Ortsmitte finden Sie das Café Ton (Öffnungszeiten Di-Fr 10-18 Uhr, Sa & So 12-18 Uhr) mit angeschlossener Keramikwerkstatt. Hier können Sie den Schlüssel für das Ortsmuseum erfragen und bei Kaffee und hausgemachtem Kuchen die Dorfidylle genießen.

Was dem Steigerwald an öffentlichen Verkehrsmitteln fehlt, kann er durch sein gut ausgebautes Wanderwegesystem wieder wettmachen. Direkt durch Fabrikschleichach bzw. unmittelbar daran vorbei führen die regionalen Wanderwege R1 und R8 sowie die Fernwanderroute Drei-Franken-Weg, die mit dem grünen Schlüssel-Symbol von Wiesentheid in Unterfranken nach Schlüsselfeld in Oberfranken führt (nähere Informationen dazu bietet die Fritsch-Wanderkarte Nr. 67). In Ebrach lohnt es sich, das Kloster zu besichtigen. Es wurde 1127 als erstes

rechtsrheinisches Zisterzienserkloster gegründet. Die Klosterkirche selbst gilt als eines der großartigsten Werke frühgotischer Baukunst. An der Westseite des Kirchenschiffs, von außen dem Besucher zugewandt, befindet sich eine farbenprächtige Fensterrosette. In zwei weiteren bedeutsamen Bauabschnitten, von 1687 bis 1698 und von 1715 bis 1735, wurde es als erstes der großen Barockkloster Frankens ausgebaut. Das imposante Treppenhaus und der Kaisersaal gehen auf den als Pächter der Glashütte erwähnten Baumeister Balthasar Neumann zurück. Heute beherbergen die Gebäude eine Justizvollzugsanstalt, daher sind die Räumlichkeiten nur in einer Führung zugänglich.

Literatur

Brockhaus' Conversations-Lexikon. 13. Auflage (1882) und 14. Auflage (1892)

Diderot M, d'Alembert M (ab 1751) Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers. (http://diderot.alembert.free.fr/PLANCHES/slides/VERRERIE29.html; http://diderot.alembert.free.fr/PLANCHES/slides/MARINE8.html, zuletzt besucht am 3.8.2010)

Gayer K (1949) Die Forstbenutzung. Ein Lehr- und Handbuch. Parey, Berlin

Heß R (1885) Encyklopädie und Methodologie der Forstwissenschaften. C. H. Beck, Nördlingen

Heß R (1901) Die Forstbenutzung. Parey, Berlin

Kölling C, Walentowski H, Borchert H (2005) Die Buche in Mitteleuropa. AFZ Der Wald (Allgemeine Forstzeitschrift für Waldwirtschaft und Umweltvorsorge) 13

Laux F (2000) Die Äxte und Beile in Niedersachsen. Teil 1. Flach-, Randleisten- und Absatzbeile. In: Prähistorische Bronzefunde. Abt. 9, Bd. 23

Loibl W (2006) (Fabrik-)Schleichach. Die Geschichte der Glashütte im Steigerwald (1706-1869). Fabrikschleichach

Müller J (2005) Waldstrukturen als Steuergröße für Artengemeinschaften in kollinen bis submontanen Buchenwäldern. Dissertationsschrift TU München

Radkau J (2007) Holz – Wie ein Naturstoff Geschichte schreibt. Oekom Verlag, München

Sperber G (2001) Naturerbe einer Vorzugswaldlandschaft europäischer Bedeutung. in: Steigerwaldklub e.V. (Hrsg.) Der Steigerwald. Lebensbilder einer Landschaft

[St.] (1872) Die Buche und ihre Verwerthung mit Rücksicht auf die Rentabilität der Buchenhochwaldwirtschaft gegenüber der Nadelhochwälder. Allgemeine Forst- und Jagdzeitung. S. 399-407

Wagemann M (2003) Trendholz Rotkernbuche – gemeinsam sind wir stark! AFZ Der Wald (Allgemeine Forstzeitschrift für Waldwirtschaft und Umweltvorsorge) 26

Autorenverzeichnis

Anders, Ulrike	Dipl. Geogr.in, Kollegiatin im Projektbereich C. Promotionsvorhaben: „Folgen des Landnutzungswandels in Mitteleuropa im 19. und 20. Jahrhundert und deren Bedeutung für den Wald".
Eisentraut, Esther	Dipl. Biol.in, Kollegiatin Projektbereich B. Promotionsthema: „Möglichkeiten der Diagnose von ‚Hunger' an historischem Skelettmaterial"
Ermisch, Maren	M. A., Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl von Prof. Dr. Dr. h.c. Heinrich Detering, Seminar für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft.
Friedrich, Jürgen	Student, Ethnologie (mit Schwerpunkten Altamerikanistik und Linguistische Anthropologie), Ur- und Frühgeschichte, Umweltgeschichte. Angestrebter Abschluss: M. A.
Gassner, Miriam	Dipl. Sozw.in, Kollegiatin Projektbereich C. Promotionsvorhaben: „Die Wahrnehmung von Umweltproblemen in Unternehmen in den 1970er und 1980er Jahren."
Gauger, Maike	Studentin, Mittlere und Neuere Geschichte, Religionswissenschaft, Deutsche Philologie, angestrebter Abschluss: M. A.

Herrmann, Bernd	Prof. Dr., Dozent des Seminars „Schauplätze der Umweltgeschichte“. Sprecher des Graduiertenkollegs 2004 – 2010.
Klein, Andreas	Student, Master-Studiengang „Biologische Diversität und Ökologie“, angestrebter Abschluss: M.Sc.
Kruse, Ulrike	M. A. Germanistische Literaturwissenschaft, Neuere Geschichte, Allgemeine u. Vergleichende Literaturwissenschaft. Dozentin des Seminars. Kollegiatin Projektbereich C. Promotionsvorhaben: „Der Natur-Diskurs in Hausväterliteratur und volksaufklärerischen Schriften des 17. und 18. Jahrhunderts.“
Müller, Dennis	Student, Master-Studiengang „Biologische Diversität und Ökologie“, angestrebter Abschluss: M.Sc.
Scholz, Tobias	Student, Ur- und Frühgeschichte, Anthropologie, Umweltgeschichte; angestrebter Abschluss: Master of Arts.
Szücs, Linda	Dipl.-Ing.in, Umweltingenieurin, Kollegiatin Projektbereich C, Promotionsvorhaben: „Zum Wandel von Landschaftsbildern seit Beginn des 19. Jahrhunderts“
Weigelmeier, Stefanie	B.Sc. Biol, Studentin im Master-Studiengang „Biologische Diversität und Ökologie“, angestrebter Abschluss: M.Sc.
Wittmann, Martin	Autor der Frankfurter Allgemeinen Zeitung

„Schauplätze und Themen der Umweltgeschichte" ist die Frucht einer Seminarveranstaltung und der vierte Werkstattbericht, in dem zunächst ausschließlich Orte exemplarischer umwelthistorischer Bedeutung vorgestellt und einem Leserkreis als lohnende Ausflugs- oder Reiseziele empfohlen wurden. Im Laufe der Jahre stellte sich heraus, dass manche selbstbegründeten umwelthistorische Themen nicht oder nur sehr bemüht „verortet" werden können, bei anderen Themen ist der heutige Ort kaum mehr physisch, sondern nur noch ideengeschichtlich mit dem umwelthistorischen Thema verbunden ist. Deshalb wurde bereits mit der dritten Ausgabe das „Ortsprinzip" zum Teil aufgehoben und thematische Essays und Aufsätze aus der Seminarproduktion sind mit aufgenommen worden.
Der Band setzt die Berichterstattung über Arbeitserträge aus der gleichnamigen Seminarveranstaltung des Graduiertenkollegs „Interdisziplinäre Umweltgeschichte" fort. Die Beiträge möchten auch Fernerstehenden ein stärkeres Bewußtsein für zeit- und ortsübergreifende Umweltthemen vermitteln und zielen damit zugleich auch auf die Stärkung der ökologischen Grundbildung. Sie können unseres Erachtens auch Vorlagen oder Arbeitsmittel für ähnliche Seminarveranstaltungen sein.

GEORG-AUGUST-UNIVERSITÄT
GÖTTINGEN

ISBN: 978-3-941875-63-0

Universitätsdrucke Göttingen